3 1761 09344127 7

222

Anna Tyszkiewicz, Gräfin Potocka.

Nach einem Gemälde von Angelica Kauffmann (Sammlung Zator).

Die Memoiren

der

Gräfin Potocka

1794—1820.

Veröffentlicht

von

Casimir Stryienski.

Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelica Kauffmann.

Leipzig,

Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

1899.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

DK
4355
P44A3
1899
v.1

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung . . . . . 1—16

Erster Theil.

Jugenderinnerungen.

I. Das Schloß Bialystok. (1794.) — Weshalb die Gräfin Memoiren schrieb. — Die Markgräfin von Bayreuth. — Der letzte König von Polen. — Bialystok, Frau von Krakau. — Der 18. April 1794. — Die schönen Damen im Lager Kosciuszko's. — Die Massenmorde von Praga am 4. November 1794 . . . . . 19—25

II. Die Emigranten und Ludwig XVIII. (1798.) — Die Familie Bassompierre in Bialystok. — Der Graf. — Ein Poet. — Frau de Rigny. — Das Absteigequartier. — Ruhmreiche Erinnerungen. — Die Ankunft Ludwig XVIII. — Die Verlegenheit der Herren Bassompierre. — Ein Heirathsprojekt zwischen dem Herzog von Berry und Anna Tyszkiewicz. — Eine Verehrerin von Bonaparte. — Der Graf Tyszkiewicz. — Sein edles, patriotisches Verhalten. — Der Zorn Katharinas . . . . . 26—32

III. Der Astrologe. (1802.) Fräulein Duchêne, die Vorleserin der Frau von Krakau. — Das Leben auf dem Schloß. — Chateaubriand und Rousseau. — Karl XII. — Wolczyn. — Der schwedische Astrologe. — Er weissagt, Stanislaus August werde den Thron besteigen. — Die gute, alte Zeit. . . . . 33—39

IV. Heirath mit dem Grafen Alexander Potocki. (1802.) — Heirathsprojekt. — Ankunft des Grafen Potocki in Bialystok. — Graf Tyszkiewicz und General Bennigsen. — Tod Paul I. — Erziehung der Gräfin. — Ihre Geschmacksrichtung. — Die Gräfin Tyszkiewicz. — Frau Sobolewska . . . . . 40—45

V. Lanzut und Pulawy. (1803.) — Eine Mondscheinpromenade. — Frauenlist. — Hochzeitsbesuche. — Die Fürstin-Marschallin. — Monseigneur, der Bischof von Laon. — Pulawy. — Fürst Adam Kasimir Czartoryski. — Seine Großmuth. — Der Park von Pulawy. — Der Tempel der Sibylle. — Das gothische Haus. — Eine Erinnerung an Friedrich den Großen. — Kaiser Joseph II. — Der Fürst Kaunitz . . . . . 46—57

Seite

VI. Eine Mystifikation. (1803.) — Rückkehr in die Stadt. — Der Illuminat. — Eine Falle. — Ein Abend im Théâtre français zu Warschau. — Heimliche Abreise. — Die Höhle des Propheten. — Konsultation. — Der schwarze Vorhang rollt auf. — Die Erscheinung. — Das Abendessen. — Die Lösung des Räthsels. — Fürst Radziwill. — Quälereien einer Schwiegermutter. — Geburt eines Stammhalters. — Natolin . . . . . 58—68

VII. Kaiser Alexander in Willanow. (1805.) — Ein unerwarteter Gast. — Fürst Adam Czartoryski. — Das Diner. — Wie sich Alexander unterhielt. — Das große Buch von Willanow . . . 69—72

Zweiter Theil.

Die Franzosen in Warschau.

1806—1807.

I. Die Vorhut. — Ende des Krieges mit Preußen. — Einzug eines französischen Regimentes in Warschau. — M. de F....t. — Murat. — Ball beim Fürsten Poniatowski. — Murat's Federhut . . . 75—80

II. Der Einzug Napoleons. — Das Triumvirat. — Die Vorbereitungen. — Heimliche Ankunft Napoleons. — Der öffentliche Empfang . . . . . 81—84

III. Die ersten Feindseligkeiten. — Der Salon der Gräfin.— Der Fürst Borghese. — Das kranke Kind. — Aufopferung des Herrn de F....t. — Der Plan Savary's. — Pultusk. — Empfang im Schloß. — „Cercle." — Die Toilette der Gräfin. — Die Vorstellung beim Kaiser . . . . . 85—91

IV. Galanterien. — Ball bei Herrn de Talleyrand. — Ein Glas Limonade. — Ein Contretanz. — Frau Walewska. — Ein Bild Greuze's. — Der Schlüssel zu den Privatgemächern des Prinzen Murat . . . . . 92—97

V. Eine Partie Whist und der Kaiser. — Neue Bälle. — Die Paraden. — Das Orchester des Kaisers. — Die holländischen Deputirten. — Der Spieleinsatz. — Der vermuthliche bayrische Thronerbe. — Die Umgebung Napoleons. — „Der Graf de Comminges." — Die Prinzen, sogenannte „Prinzen von Geblüt". — Der gaskognische Dialekt Murat's. — Seine Phraseologie . . . . . 98—102

VI. Eylau. — Das rosa Band als Reliquie. — Maret, Herzog von Bassano. — Der Herzog von Dalberg. — Frau Walewska im großen Hauptquartier zu Osterode. — Die Shawls der Kaiserin Josephine. — Napoleons Urtheil über „Corinna". — Die Schlacht von Eylau. — Eine glänzende Waffenthat des Fürsten Borghese . . 103—111

VII. Tilsit. — Ueberreichung der Fahnen an die drei polnischen Legionen. — Fürst Poniatowski. — Sieg bei Friedland. — Der Graf Stanislaus Potocki bei der Zusammenkunft zu Tilsit. —

Seite

Die Thränen der Königin von Preußen. — Die Pfiffigkeit Alexanders. — Das Bankett. — Errichtung des Herzogthums Warschau 112—115

VIII. Der Marschall Davout. — Marschall Davout, Gouverneur von Warschau. — Die Marschallin Davout. — Anatol de Montesquiou. — General Ricard. — Prinz Murat und seine Livree. — Abreise des Herrn de F....t. — Sein Brief. — Epilog zu den Jugenderinnerungen. — Tod der Frau von Krakau . . . . . 116—122

Dritter Theil.

Reise nach Frankreich.

1810.

I. Die Vorbereitungen zur Heirath Marie Louises. — Tod des Grafen Tyszkiewicz, Vaters der Gräfin Potocka. — Reise nach Wien. — Die Wiener Gesellschaft. — Das Haus des Fürsten de Ligne. — Seine Heirath. — Graf Karl Damas. — Gräfin Palffy. — Nachrichten aus Paris. — Die Wiener Aristokratie. — Ankunft Berthier's. — Brief Napoleons an den Erzherzog Karl . . . . . 127—133

II. Herr de Narbonne. — Der Pantoffel Marie Louises. — Herr de Narbonne beim Fürsten de Ligne. — Mein Mentor. — Ankunft in München. — Das Bad. — Der Seladon. — Die Gräfin reist allein nach Straßburg . . . . . 134—138

III. Meine Ankunft in Paris. — Die Gräfin Tyszkiewicz. — Ein Riß durch das Ceremoniell. — Pariser Scherze. — Der Festzug. — Porträt Marie Louises. — Ein Ausspruch Napoleons. — Die Garden. — Die Pagen. — Aeußerungen aus der Mitte der Volksmenge. — Meine Vorstellung bei Frau de Souza . . . . 139—146

IV. Der Hof. — Der Kaiser. — Marie Louise. — Der Hof macht einen sonderbaren Eindruck. — Elisa. — Pauline Borghese. — Die Königin von Neapel. — Die Fürstin Talleyrand. — Die Gesellschaften bei der Gräfin Tyszkiewicz . . . . . 147—151

V. Die Festlichkeiten. — Das Fest zu Neuilly bei der Fürstin Borghese. — Das Schönbrunner Schloß. — Marie Louise ist ganz überrascht. — Der Ball auf der österreichischen Gesandtschaft . 152—156

VI. Die Salons. — Bei Denon. — Der Fuß der Mumie. — Der Salon der Freifrau de Laval. — Ein Diner bei Talleyrand. — Der Herzog von Laval. — Petrarca und Laura. — Die Davouts in Savigny. — Die Rebhühner des Marschalls. — Herr de F....t. — Frühstück bei Frau de Souza. — Labédoyère. — Die Herzogin von Kurland. — Talleyrand und sein Serail . . . . . 157—166

VII. Spaziergänge in Paris. — Die Gräfin Mniszech. — Die „Passage des Panoramas". — Königin von Polen. — Besuche in

Seite

den Ateliers der Maler. — David. — Girodet. — Gérard. — Die Memoirenschriftsteller. — Der Abbé Morellet. — Die Lenormand. — Frau de Souza und die kleine Hexe. — Bei der Pythia — Eine stürmische Jugend. — Die Weissagung der Geburt des Grafen Moritz Potocki . . . . . 167—174

VIII. Malmaison. — Ein Geständniß. — Josephine. — Napoleons Schlafzimmer. — Josephines Geschmack. — Die Bildergallerie. — Die Gärten und Treibhäuser. — Eine Einladung des Kaisers. — Unterhaltung mit Napoleon im Kriegsministerium. — Ein Brief von Karl de F....t. — Erklärung. — Der Roman eines Offiziers. — Die Unbekannte . . . . . 175—184

IX. Ein Diner in Saint Cloud. — Einladung nach Saint Cloud. — Die Toilette. — Frau de Montebello. — Marie Louise. Promenade im Park. — Die Plätze bei Tisch. — Das Menu. — Das Versailler Schloß. — Lenôtre und die Fürstin Borghese. — Prinz Eugen. — Thronentsagung des Königs von Holland. — Die nichtsthuende Marie Louise. — Vorboten eines Krieges mit Rußland. — Das Schauspiel. — Talma. — Frühstück bei Talleyrand. — Abschied von Karl de F....t. — Abreise . . . . . 185—194

Vierter Theil.

Das Großherzogthum Warschau.

I. Bignon. (1811—1812.) — Geburt des Grafen Moritz Potocki. Der Hof Friedrich Augusts. — Herr de Serra. — Fürst Joseph Poniatowski. — Sein Charakter. — Geburt des Königs von Rom. — Begeisterung der Polen. — Reise des Fürsten Joseph Poniatowski nach Paris. — Pauline. — Herr Bignon. — Die Ecke. — Herr Bignon und die polnischen Angelegenheiten . . . 195—202

II. Die Ereignisse vor dem russischen Feldzuge. (1812.) — Die Kriegserklärung. — Die polnische Armee. — Die Begegnung des französischen mit dem österreichischen Kaiser zu Dresden. — Marie Louise und Beatrix. — Ankunft des Erzbischofs von Mecheln. — Sein Porträt. — Herr d'André. — Der Herzog von Broglie. — Herr de Brévannes. — Einführung des Gesandten. — Sein Geiz. — Der Fürst Czartoryski. — Matuszewicz. — Der Fürst Adam. — Eine Rede des Fürsten Czartoryski. — Die Kokarden. — Antwort Napoleons . . . . . 203—209

III. De Pradt. (1812.) — Smolensk. — Tod des Grafen Grabowski. — Die Gesellschaften auf der französischen Gesandtschaft. — Der König von Westphalen in Warschau. — Frau Walewska bei de Pradt. — Ein ländliches Diner. — Die Vettern. — Ein Witz des Herrn de Brévannes. — Die Franzosen. — Das Geschenk des Gesandten . 210—216

IV. Der Rückzug. (1812—1813.) — Die ersten Nachrichten über

Seite

die Unglücksfälle. — Ankunft Napoleons in Warschau. — Das Diner im Hotel d'Angleterre. — Frau Walewska. — Der Oberst Wonsowicz — Sein Bericht über die Ankunft in Dresden. — Rückkehr der Soldaten. — Der Fürst Poniatowski. — Seine Kriegsbeute. — Mojaisk. — Die Adler. — Der Kuckuck. — Patriotische Begeisterung. — Abreise des Fürsten Poniatowski. — Sein Abschied von der Gräfin Potocka. — Sein Testament . . . . . 217—225

V. Der Tod des Fürsten Poniatowski. (1813.) — Fürst Adam Czartoryski und Alexander. — Vorschläge des Czaren an Poniatowski. — Der Fürst Anton Radziwill, beauftragt vom Könige von Preußen. — Benehmen des Fürsten Poniatowski. — Zusammenkunft Napoleons mit Poniatowski zu Dresden. — Der Feldzug in Sachsen. — Der Fürst Sulkowski. — Dombrowski. — Der Graf Pac. — Die Polen auf der Insel Elba. — Krasinski. — Begräbniß des Fürsten Poniatowski . . . . . 226—232

Fünfter Theil.

Die Russen in Warschau.

I. Kosciuszko und Alexander. — Korrespondenz Alexanders und Kosciuszko's im Jahre 1814. — Der Grabhügel. — Der Ministerrath. — Novosiltzoff. — Die Pfeife des Herrn de Lanckoy . . . 235—239

II. Der Wiener Kongreß. (1815.) — Der Fürst Czartoryski auf dem Kongreß. — Korrespondenz des Fürsten mit Lord Grey und Lord Holland. — Der Fürst Metternich. — Herr von Talleyrand. — Lord Castlereagh. — „Der Kongreß tanzt." — Die Souveräne und die Frauen. — Das Turnier. — Nachrichten über die Landung Napoleons. — „Es lebe der König von Polen." — Die neue Verfassung . . . . . 240—245

III. Aufenthalt des Kaisers Alexander in Warschau. (1815.) Ankunft des Kaisers. — Das Ceremoniell. — Der Ball. — Großfürst Konstantin. — Russische Disciplin. — Zusammensetzung des neuen Ministeriums. — Fürst Adam Czartoryski. — Zaïonczek. — Frau Zaïonczek. — Die Maitresse des Großfürsten. — Die Rache Konstantins . . . . . 246—252

IV. Die Verheirathung des Großfürsten Konstantin. (1820.) Der Landtag von 1818. — Die Rolle des Großfürsten Konstantin. — Die Statue des Prinzen Joseph Poniatowski. — Frau Broniec. — Johanna Grudzinska. — Frau Fridrichs. — Die Heirath. — Mißverständnisse. — Das der Frau des Großfürsten geschenkte Klavier. — Frau Weiß. — Die Herzogin von Lowicz . . . . . 253—258

Schlußbemerkungen der Gräfin . . . . . 259—260

Genealogie der Poniatowski 261

Einleitung.

Die Erinnerung der Menschen ist nur ein unwahrnehmbarer Theil von der Furche, die Jeder von uns im Unendlichen zurückläßt — und doch ist sie keine gleichgültige Sache!

Ernest Renan.

Delille sagt in einem Briefe an die Prinzessin Czartoryska: „Unsere Sprache, eigentlich sollte ich sagen die Ihrige, gehört Ihnen ja durch den Zauber, welchen Sie ihr geben, und ich möchte mit Voltaire ausrufen: „Sie ist Dein, weil Du sie verschönerst."

Wir unsererseits aber können uns unmöglich versagen, der Verfasserin dieser in französischer Sprache geschriebenen Memoiren unsere bewundernde Anerkennung auszusprechen. Die Gräfin Potocka wurde durch ihre aristokratische Erziehung, ihre Umgebung, durch ihr Wohlgefallen an unserer Litteratur veranlaßt, ihre Erinnerungen in einer Sprache zu schreiben, welche um sie her gesprochen wurde und welche sie schon als Kind erlernt hatte. Damals war es übrigens in ganz Europa, besonders aber in Polen, Mode, französisch zu sprechen; zwischen Polen und Frankreich bestanden seit dem sechzehnten Jahrhundert diplomatische Beziehungen, in Polen herrschte ja eine Zeitlang der nachherige Heinrich III von Frankreich!

Le Laboureur, Herr auf Blérenval, welcher mit der Marschallin Guébriant zum Gefolge Marie Louises von Gonzaga gehörte, als diese ihre Vermählung mit Ladislaus IV feierte, weist in seinem sehr inter-

essanten Bericht*) auf die „unvergleichliche Gewandheit" hin, welche die Polen haben, fremde Sprachen mit richtigem Accent auszusprechen, und sich auf französisch gerade mit derselben Leichtigkeit zu unterhalten wie wir selbst.

In einem anonymen, zu Ende des letzten Jahrhunderts veröffentlichten Schriftstück findet man ähnliche Bemerkungen:

„Die Frauen Polens haben den Ruf, die besterzogenen von Europa zu sein; alle sprechen französisch, ebenso die Männer. Nichts kommt so häufig vor, als daß ein Pole von zwanzig Jahren drei oder vier Sprachen ohne jeden fremden Accent spricht."**)

Andere Ausländer, Deutsche, Engländer, Italiener waren derselben Ansicht wie Brunetto Latini, der Lehrer Dante's, welcher sagt, daß unsere Sprache „in ihrem Ausdruck den meisten Leuten die angenehmste, beliebteste ist".

Es gäbe ein merkwürdiges Kapitel in der Litteratur-Geschichte, wenn man alle französisch schreibenden ausländischen Schriftsteller aufzählen wollte.

Die Feinheit der Gräfin Potocka, ihr einfacher Stil, der den Geist des achtzehnten Jahrhunderts mit dem des Empire zu angenehmem Duft vereint, vor allem ihr großes Erzählertalent werden ihr eine hervorragende Stelle in dieser kosmopolitischen Gallerie der Schöngeister sichern: sie tritt neben Hamilton, neben die Markgräfin von Bayreuth, neben die Prinzessin von Belgiojoso.

Mme. du Deffant sagt irgendwo: „Ich kann nur Geschichten lesen, welche von Leuten geschrieben sind, die dabei waren; ich will auch noch, daß diese Geschichten ohne Redensarten, ohne Anmerkungen und in ungesuchter Form vorgetragen werden, daß der Autor nicht darauf versessen ist, in schönen Formen zu reden, ich verlange vielmehr den Konversationston, Lebhaftigkeit, Feuer, vor allem Einfachheit, Leichtigkeit."

Beinah alle diese Eigenschaften wird man in den „Memoiren" dieser vornehmen polnischen Dame finden, deren Leben und Charakter zu schildern wir uns jetzt anschicken.

---

*) Paris. 1647.

**) Voyage de deux Français en Allemagne, Danemark, Suède, Russie et Pologne, faite en 1790—1792. Paris 1796.

I.

Die Gräfin Potocka giebt das Datum ihrer Geburt nicht an, Nachforschungen aber gestatten uns, anzunehmen, daß sie um 1776 oder 1777 das Licht der Welt erblickte.

Unter dem 29. April 1795 schrieb der König Stanislaus August an Frau Geoffrin:

„Die ganze Familie des armen Verstorbenen (der in Paris mit Tode abgegangene Tyszkiewicz) ist begeistert für Sie. Ich wußte vor zwei Monaten noch nicht, daß diese Familie der meinigen näher treten würde: der Bruder des Verstorbenen hat soeben die Tochter meines ältesten Bruders geheirathet. Niemals ist eine Ehe so rasch geschlossen worden."

Der ältere Bruder des Königs war Casimir Poniatowski, Oberkammerherr, dessen Tochter Constanze den Grafen Louis Tyszkiewicz*) heirathete. Aus dieser Ehe stammt Anna Tyszkiewicz, die Verfasserin dieser „Memoiren", sie starb am 16. August 1867 im Alter von 90 oder 92 Jahren.

Sie heirathete 1802 den Grafen Alexander Potocki und in zweiter Ehe den Grafen Dunin Wonsowicz, welcher als Adjutant Napoleon I zu dem geringen Gefolge des Kaisers auf seiner Reise von Wilna nach Paris 1812 zählte.**)

Die Gräfin Potocka hatte drei Kinder, nämlich: August, geboren 1803, Nathalie, welche Fürstin Sanguszko wurde und 1830, 23 Jahr alt, starb, und endlich Moritz, geboren 1812.

Nathalie war von großer Schönheit. Sie begegnete sich in Rom mit Delphine Gay, von welcher sie in Versen gefeiert wird.

Graf Moritz Potocki war der lustigste und liebenswürdigste Kavalier, den man sich denken kann. Was seine Mutter ihm einst schrieb, ist so rührend, daß ich ihre Worte hier anführen möchte:

„Liebes Kind, wie schön, wie reizend warst Du! Du wurdest die Liebe Deiner Mutter, die Freude des Hauses. Ein Jeder bewun-

*) Man sehe die genealogische Tabelle am Schluß des Bandes.

**) Anna Tyszkiewicz ist besser gekannt unter dem Namen Gräfin Wonsowicz; die „Memoiren" aber, welche mit dem Jahre 1820 abschließen, sind die der Gräfin Potocka. Sie wird vielfach Potocka-Wonsowicz genannt, um Verwechselungen zu vermeiden.

derte Dich. Ich danke Dir noch heut für das Glück, welches Du mir brachtest."

Ich habe den Grafen Moritz in Paris bei seiner Mutter gesehen und eine unauslöschliche Erinnerung an ihn bewahrt; ich war damals noch ein Kind, und obwohl es mit dem Lernen haperte, interessirte sich Graf Moritz für mich und nannte mich den „Philosophen". Ich habe damals nicht im entferntesten gedacht, daß ich einst die Ehre haben sollte, diese „Memoiren" herauszugeben, und daß ich der Aufmunterung gedenken würde, welche — es sind dreißig Jahre her — der Graf mir zu Theil werden ließ. Ein „Philosoph" bin ich nicht geworden, habe aber das beneidenswerthe Vergnügen gehabt, mehr als ein interessantes Manuskript zu entziffern, und gestehe: mein Ehrgeiz ist befriedigt, wenigstens zum Theil.

Es war die Tochter des Grafen Moritz, Gräfin Nathalie Potocka, der ich die Erlaubniß zur Veröffentlichung dieses Werkes, deren ich ja bedurfte, verdanke. Wolle die Dame mir gestatten, hier meinen Dank auszusprechen; möge sie, in der Huldigung, welche ich ihrem Papa darbringe, den Ausdruck tiefgefühlten Dankes erkennen. Diese fernliegenden Erinnerungen haben mich in meinem Vorhaben ermuntert und mir gestattet, in meiner umfangreichen Arbeit keine Mühe, sondern ein Vergnügen zu finden — das Vergnügen, einer Dankespflicht zu genügen.

Wenn ich der Biographie der Gräfin hier keinen größeren Raum anweise, so geschieht es deshalb, weil ich die Erlaubniß nicht habe, auf intimere Lebensverhältnisse derselben einzugehen. Sie war selber bedacht darauf, zu erklären, weshalb sie ihr Werk schon so früh abschloß, weshalb sie über die Zeit von 1820 bis 1867 schwieg.

„Hier," sagt sie, „schließen meine Aufzeichnungen. Falls ich von jetzt an noch Etwas schreiben sollte, so wird es außer Zusammenhang mit Anderem stehen und nur den Zweck haben, bemerkenswerthe, meinem Gedächtniß eingeprägte Ereignisse zu verzeichnen. Das zunehmende Verderben meines Heimathlandes, mich persönlich betreffender Kummer haben mir nicht allein das Verlangen, sondern auch die Fähigkeit genommen, mich mit meinen Erinnerungen zu beschäftigen. Es widersteht mir, Andere anzuklagen und den Versuch der Selbstrechtfertigung zu machen. Sodann aber haben die „Bekenntnisse Rousseau's", welche ich erst lange, nachdem ich zu schreiben angefangen hatte, las, mich unterwiesen. Trotz seines unzweifelhaften Talentes, seiner ausgezeichneten

Schreibweise verfällt er zuweilen in leeres Geschwätz; in seiner außerordentlichen Eitelkeit hat er sich eingebildet, es gäbe Leute, denen es der Nachwelt gegenüber gestattet wäre, sich gehen zu lassen, obwohl diese doch selten nachsichtig gegen Den ist, welcher bei ihr Interesse für persönliche Verhältnisse erwecken möchte.

Deshalb scheint es mir gerathen, mich dem Wunsche der Gräfin zu fügen und über gewisse Dinge zu schweigen. Wozu Staub aufwirbeln? Frau von Potocka gehört nicht der litterarischen Welt an, sie hat mehr als eine Andere Anrecht auf Nachsicht — offen gesagt, wird doch dieses Werk vollkommen genügen, um die Physiognomie und den Charakter dieser bezaubernden Tochter Polens kennen zu lernen! Man würde einige Facta mehr bei der Lektüre einer längeren Notiz einheimsen — in psychologischer Beziehung aber nichts hinzugewinnen — die Dame ist in ihren Memoiren vollständig enthalten.

Sie tritt uns als junges Mädchen lebhaft, viel lachend und lustig, ganz wie in dem Porträt Zator's, entgegen, als jung verheirathete Frau ein wenig verkannt, aber glücklich, in einer Zeit zu leben, welche einem Heldengesange glich, und entzückt darüber, daß sie am Napoleonischen Hofe eine Rolle spielen konnte, stolz, eine Polin zu sein und auf ihrem Wege Huldigungen in Empfang zu nehmen, wie man sie gern begeisterten, vornehm denkenden und auserwählten Frauen dieser bewundernswerthen Generation darbrachte — als junge Mutter die Anbeterin ihrer Kinder, schrieb sie dieses Werk, ein Zeugniß ihrer Mutterliebe.

Als die Gräfin zu altern begann, begegnen wir ihr in voller Fassung, ihr Leben ist dann ein von sanfter Melancholie erfüllter Epilog. Stets wachen Geistes, ist ihr jene egoistische Absonderung des Greisenalters, in der es keine seelischen Leiden, keine Hoffnungen mehr giebt, fremd. Dieser Epilog sollte in Wahrheit als die ultima verba einer Frau gelten, die trotz allem in der Todesstunde ausrufen konnte: „Wie schön ist doch das Leben!"

II.

Man wird aus diesem Werke ersehen, daß Anna Tyszkiewicz etwas Anderes im Leben sah als Vergnügungen und Vergänglichkeit, als Gespött und Sarkasmen. Diese Memoiren werden ein leichtes Spiel haben mit den böswilligen Gerüchten, die Uebelwollende über die Gräfin verbreiteten.

Zu ihren geistigen Eigenschaften gesellen sich Vorzüge des Herzens — bei ihr fügten sie sich gegenseitig nur selten Schaden zu. Wir begegnen in dem Naturell der Gräfin einem merkwürdigem Gleichgewicht in Allem. Sieht man von den historischen, der Oeffentlichkeit angehörigen Gestalten, die sie schildert, ab, so kann man wohl sagen, die Gräfin hat für Leute, welche sie nicht leiden kann, kein verletzendes Wort — sie läßt ihre Antipathien kaum errathen, sie besteht nicht darauf, sie gleitet mit einer gewissen Zurückhaltung darüber hin. Wenn sie zuweilen auf Kosten Anderer ihren Geist leuchten läßt, so geschieht es nicht aus Mangel an Herz. Nehmen wir z. B. das Portrait der Marschallin Fürstin Lubomirska. Gräfin Potocka verzeiht es der Großmutter ihres Gemahles nicht, daß dieselbe besser mit dem Zeitalter Ludwig XIV als mit den Ereignissen vertraut war, welche den Untergang Polens herbeiführten, sie erhebt wider die Fürstin den Vorwurf, daß sie als Fremde auf ihrem Schloß hauste und gegen die Unglücksfälle in ihrer eigenen Familie unempfindlich blieb; die Fürstin, den Bourbonen ergeben, verabscheute Bonaparte, sie trug Trauer um den Herzog von Enghien, den sie wahrscheinlich nie gesehen hatte. War es denn einer Polin im Jahre 1794 gestattet, ihr Vaterland zu verleugnen? Das ist im Grunde genommen Alles, was die Gräfin über die Lubomirska vermerken will.

Wenn sie, von der Gräfin Mnizech redend, die kleinlichen Züge der Eitelkeit in dem Charakter derselben erwähnt, so thut sie es aus Achtung vor der Wahrheit. Wie lächerlich, wie unpassend sind nicht die Ansprüche, welche die Großnichte Stanislaus Augusts machte! Kann man die Vorrechte einer Prinzessin von Geblüt geltend machen, wenn man von einem Wahlkönig, einem republikanischen König, abstammt, der einen Thron inne hat, um welchen sich alle Edelleute des Landes bewerben konnten?

Es wäre vielleicht passend, an dieser Stelle an einen Ausspruch Sainte Beuve's zu erinnern, welcher lautet: „Man mag über einen der Oeffentlichkeit angehörigen *Mann*, sei er am Leben oder bereits todt, ein rauhes Urtheil fällen, aber es scheint mir, daß eine *Frau*, auch wenn sie bereits zu den Todten zählt, und in wesentlichen Eigenschaften Frau geblieben ist, immer noch ein wenig unsere Zeitgenossin ist, und Rücksichten beanspruchen darf."

Dieser Ausspruch läßt sich mit vollem Recht auf die Gräfin Po-

tocka anwenden: in Bezug auf die Frauen, von welchen soeben die Rede war, ist von einem rauhen Urtheil in den ihnen geltenden Bemerkungen keine Spur.

III.

Einige tiefgehende Empfindungen treten in dem langen Leben der Gräfin besonders hervor. Zunächst ist es ihr Vaterlandsgefühl, welches sich in ihrer glühenden Liebe für Polen zeigt: es ist ein Vaterlandsgefühl von seltener Kraft; es tritt uns aus ihren Worten über Stanislaus Auguſt entgegen. Die Großnichte läßt den Eigenschaften desselben volle Gerechtigkeit widerfahren, allein sie ist zu aufrichtig, um die Vorwürfe zu verschmerzen, welche den König treffen. Sie sagt: „Die Natur, so freigebig gegen den Privatmann, hatte dem Monarchen versagt, was allein den Gebieter ausmacht, nämlich Kraft und Willen.“ Hier ist Polen im Spiel! Der Mangel an Energie bei Stanislaus Auguſt war ja eine der vielen Veranlassungen zum Unglück des Landes: da verschwindet der Großonkel vor dem Staatsmann.

So sagte sie auch über Krasinski im Jahre 1813: „Gewöhnlich treten im Charakter der Polen zwei Extreme auf: ein Patriotismus, eine Edelherzigkeit, eine Selbstverleugnung ohne Gleichen oder zügellose Prachtliebe, Eitelkeit und Ehrsucht.“

Man wird uns einräumen, daß es schwer ist, eine Frau von so umfassender Urtheilskraft zu finden. Neben diesen Beispielen eines glühenden Patriotismus, die ich hier erwähnen zu sollen glaubte, zeigt sich bei der Gräfin ein hoher Schwung, sowie sie von der Armee, der Aristokratie, dem Opfermuth der gesamten Nation, von den Frauen spricht, die ihren Schmuck, ihr Silbergeräth auf die Münze schicken — wenn sie uns erzählt, daß diejenigen Männer, welche 1812 keine Uniform anhatten, sich nicht durften in den Straßen Warschaus sehen lassen, weil sie von den Jungen verhöhnt worden wären. Dieselben Erscheinungen in den Jahren 1830, 1848 und 1863 — eine Nation kann man nicht tödten!*)

Ja, wäre es nöthig, das Nationalgefühl in den Herzen der über die ganze Erde versprengten Polen wachzurufen, diese „Memoiren“

*) Michelet: „La Pologne martyr.“

würden mehr als alle anderen Schriften dazu beitragen, das arme Polen zu lieben und zu bedauern. Dieser Patriotismus zeigt sich bei der Gräfin verbunden mit der Bewunderung, welche ihr der Kaiser Napoleon, auf den Alle hofften, einflößte. In fast jedem Abschnitt dieser „Memoiren" erstrahlt der Ruhm Napoleons; nirgends aber so als an der Stelle, an welcher vom Herzog von Berry und dem Heirathsproject dieses Prinzen mit Anna Tyszkiewicz die Rede ist.

„Ich war," erzählt sie, „erzogen mitten unter Verleumdern des großen Mannes, allein meine Bewunderung, die häufig durch die Furcht, zu mißfallen, zurückgehalten war, wurde dadurch nur um so lebhafter. Wie hätte ich solche Empfindungen mit der Bestimmung versöhnen können, die mir zugedacht war? Wie hätte ich vor Freude über Nachrichten von den Siegen Napoleons in Jubel ausbrechen können, wäre ich die Frau eines Bourbonen geworden?"

Niemals verleugnet sich dieser begeisterte Cultus, auch als der Kaiser Das nicht that, was man 1807 von ihm erwartet hatte; man trug sich damals mit der Hoffnung, er werde Polen unabhängig machen und werde, da er sich doch seiner „treuen und muthvollen Polen" bedient hatte, die so tapfer, so bewunderungswerth bei Somo-Sierra und Leipzig waren, nicht aus den Augen verlieren, was er ihnen schuldig war. Der Triumph des Kaiserreiches aber währte nicht lange genug: von den eifrigsten polnischen Patrioten hatte kaum Einer den Muth, dem nach St. Helena Verbannten vorzuhalten, daß er sein Wort nicht gehalten habe. Die Gräfin spielt wohl hierauf an, wenn sie an einer Stelle, von der sie von Frankreich spricht, ausruft:

„Dieses liebenswerthe, geistvolle Volk, dieses schöne Land! Hätte ich von neuem die schwierige Aufgabe, die man Leben nennt, zu lösen, so möchte ich als Französin wiedergeboren werden. Darüber verleugne ich mein Vaterland nicht, Gott verhüte es! Je mehr es unterdrückt ist, je mehr Recht hat es, von seinen Kindern geliebt zu werden. Hätte man aber die Wahl, ehe man gebunden ist, es wäre doch wohl erlaubt, sein Geschick zu verbessern und so viel Hoffnungen, die zertrümmern, so vielem Unglück, das nicht wieder gut gemacht werden kann, zu entgehen."

„Nein gewiß, ich verleugne mein Land nicht," sagt sie, und gerade diese Zeilen athmen am meisten ihren Patriotismus.

Empfindungen anderer Art noch treten in den „Memoiren" zu Tage. Neben der eifrigen Patriotin, neben der Verehrerin Napoleons kommt

auch die Frau zu Worten. Es wäre eine Indiscretion, wollte man den leichten Schleier lichten, welcher nur halb den Roman der Gräfin verschleiert. Die Bekenntnisse, die sie macht, müssen uns genügen. Man findet in einem im Jahr 1806 sehr verbreiteten Gedicht einige Verse, die Bezug haben auf das Verhältniß von Anna Tyszkiewicz zu Carl von F.....t:

Wahre Freundschaft ist es ohne Eifersucht!
Männern, die sie fesselt, schmückt sie hold das Leben.
Sanfter aber ist sie, wenn's den Frauen gilt,
Dann ist voller Schwesterliebe ihr Gebahren,
Voller Sorgfalt ist sie dann und Freundlichkeit,
Dinge, die dem Manne nur zur Hälfte werden —
Eine Freundin, doch kein Liebchen ist sie ihm.

Warum sollte man nicht zugeben, daß dieses Freundschaftsgefühl ein sehr aufrichtiges, tiefes gewesen wäre und daß die Widmung des an Carl von F. gesandten Porträts, die den Versen Legouvé's entnommen ist, der Ausdruck der Wahrheit war.

Die Gräfin hatte auch viele Liebe zur Kunst. Sie sagte von sich selber: „Träge in Bezug auf Alles, was nicht ins Gebiet der Phantasie fällt, hätte ich gern den ganzen Tag lang gezeichnet." Es war ihr Schwiegerpapa Graf Stanislaus Potocki, welcher die Neigung zur Kunst bei ihr wesentlich förderte; die schöne Gallerie von Willanow war für sie die Schule, in welcher sie sich ausbildete und in welcher sie es lernte, die Meisterwerke der Malerei zu verstehen.

Es ist interessant, die Gräfin auf ihren Besuchen der modernen Ateliers zu begleiten — sie geht zu David, Girodet, zu Gérard, bei dem sie das Porträt der Madame Walewska, von der damals ganz Paris voll war, sah. Man findet kritische Bemerkungen, die damals, zu Anfang des Jahrhunderts, als gewagt erschienen, wie z. B. diese: „Ein geschickter Maler soll es so einrichten, daß seine Porträts Gemälde sind."

Am Tage, da die Gräfin dem Kaiser Napoleon vorgestellt wurde — es war im Jahre 1810 — ereignete sich Etwas, woraus zu ersehen ist, wie lebhaft ihr Schönheitssinn war. Trotz ihrer Verwirrung gewann sie es über sich, die Augen vom Fußboden zu trennen und eine „Sibylle von Guercino" zu betrachten, — welche über dem Schreibtisch Napoleon's hing; Neugier trug den Sieg über ihre Furchtsamkeit davon. Das kleine Ereigniß gab Veranlassung, daß die Gräfin bei Dénon ein-

geführt wurde und uns jenes interessante Kapitel ihrer Memoiren hinterließ, in welchem sie voller muthwilliger Laune von dem liebenswürdigen und galanten Direktor des Louvre erzählt.

Wir sehen auch, mit welchem liebevollen Eifer die Gräfin sich mit ihren Wohnsitzen zu Natolin und Jablonna beschäftigt. Wie so viele vornehme Damen jener Zeit, z. B. die Fürstin Isabella Czartoryska, so war auch die Gräfin zuweilen Baumeisterin und arbeitete an der Verbesserung ihrer Schlösser und Gärten.*)

Sie sagt an einer Stelle:

„Hatten wir kein Geld, so verkaufte ich meine Diamanten, um Marmor und Bronze zu erstehen." — Später fügt sie noch hinzu: „Eine glückliche Zeit, da meine schlaflosen Nächte nur darin ihren Grund hatten, daß meine Phantasie so überladen war. Mit wahrer Ungeduld erwartete ich den Tag, um die Ideen zu Papier zu bringen, welche die Ruhe der Nacht mir erweckt hatte."

Vergessen wir nicht noch eines charakteristischen Zuges in der Physiognomie der Gräfin, welcher aus Anna Tyszkiewicz eine Weltdame machte, zu gedenken: sagen wir noch ein Wort über ihre litterarische Bildung.

Die Werke, die sie gelesen hat, anzuführen, ist wichtig. Das Alterthum ist vertreten durch Homer, mit der Iliade war sie seit ihrer Kindheit vertraut. Sie las Shakespeare, Tasso, Richardson und die französischen Klassiker, namentlich Racine, sie kannte Rousseau und suchte in der Bibliothek zu Bialystok nach der „Nouvelle Héloise"; für „Corinna" war sie begeistert, sie ließ sich in den letzten Jahren ihres Lebens den Roman noch einmal vorlesen.

Ohne wiederholt auf die Fähigkeit der Gräfin zurückzukommen, sich in der französischen Sprache korrect, lebhaft und eigenartig auszudrücken, wäre doch noch zu bemerken, daß Alles, was neu und überraschend in ihrem Stil ist, ebenso sehr ihrem ausgebildeten, litterarischen Geschmack als ihrem Geiste zu gute kommt. Als sie in Erfahrung gebracht hatte, daß de Pradt die Walewska das „Fakſimile einer Kaiserin" nannte, erfand sie sogleich für Murat und Borghese einen Anhängsel:

*) Die Gräfin wohnte auch zeitweise auf Schloß Zator in Galizien — aber erst nach 1820. Dort liegt sie auch begraben neben ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Dunin Wonsowicz.

„Zubenannt Prinzen von Geblüt.“ Sie zeigt uns Madame Davout, die „niemals die Marschallwürde aus den Augen verlor“. Sie findet, daß Madame Walewska bei ihrer Rückkehr aus Paris 1812 sich einen „bescheidenen Aplomb angeeignet hat.“ Ihre unbestreitbar schriftstellerische Begabung zeigt sich auch recht deutlich in ihren Glossen über Verlobungen: „Wir sahen uns wieder in dem glücklichen Alter, in welchem die Zeit, nachdem sie die letzte Hand an ihr Werk gelegt hat, inne zu halten scheint, um sich desselben zu freuen, bereit, sich später für diese momentane Pause zu entschädigen“ — auch in ihren Worten über den Prinzen de Ligne spiegelt sich dieses Talent: „Hatte er,“ sagt sie, „dem Ruhme nachgejagt, so geschah es, weil ihm derselbe Erfolge versprach — dasselbe ist zu erwarten von einem Liebesbrief, der auf einem Lorbeerblatt geschrieben ist.“ Im Porträt „Paulettes“, der Schwester Napoleons, aber übertrifft sich die Gräfin selbst.

„Die Fürstin Pauline Borgheſe,“ schreibt sie, „zeigt jenen Typus klassischer Schönheit, den man an griechischen Statuen findet. Trotz Allem, was sie that, um die Verwüstungen der Zeit zu beschleunigen, eroberte sie doch noch alle Stimmen, und keine Frau hätte es gewagt, ihr den Apfel streitig zu machen, den Canova ihr zuerkannte, nachdem er sie, wie gesagt wird, ohne Schleier betrachtet hatte; den feinsten und zugleich regelmäßigsten Zügen, die man sich nur denken kann, gesellten sich bei ihr bewundernswerthe und wohl zu oft schon bewunderte Körperformen. Dank so vielen Reizen blieb ihr Geist unbeachtet. Man sprach nur von ihren Galanterien und gewiß, sie gaben Stoff genug zu langen Unterhaltungen.“

Es ist in dem Porträt kein Detail, das nicht bekannt wäre, aber es zeigt eine Sicherheit im Contur, eine Zartheit im Kolorit, welche die Physiognomie der berühmten Paulette verewigt: Dieses Porträt ist, um der Gräfin eigene Worte zu gebrauchen, „ein Gemälde“.

IV.

Dieses reizende Porträt aber steht nicht allein. Es ziehen viele Personen an unseren Augen vorüber, ihr Aeußeres schildert ein seltsam scharfes Relief, ihr Inneres ist geschickt analysirt. Sprechen wir zunächst von den Unbekannteren, z. B. der Schilderung der Frau von Krakau:

„Einfach und bescheiden in ihrer Geschmacksrichtung, obwohl edel und groß in ihrer Handlungsweise, gab sie zu wohlthätigen Zwecken sehr bedeutende Summen aus, die ihr Gemahl für Feste und Vergnügungen verschleuderte. Sie verstand es, mit vieler Würde den Rang zu betonen, den sie in der Gesellschaft durch ihre Geburt und ihr Vermögen einnahm; der Überladung des sie umgebenden Luxus steuerte sie dadurch, daß sie den Bedürftigen, Unglücklichen reiche Spenden zuwandte. Niemand verstand es wie sie, den Glauben an die Möglichkeit menschlicher Vollkommenheit aufrecht zu halten. Sie war fromm, ohne bigott, gut, ohne schwach zu sein; sie war stolz, dabei aber sanft, that Gutes ohne Ostentation. Sie besaß alle Eigenschaften, welche die Tugend beliebt machen. Ihr Geist hätte vielleicht einer anderen nicht genügt; allein es ist kaum möglich, gefälliger zu schreiben, sich vornehmer auszudrücken, mit feinerem Anstande Gäste des Hauses zu empfangen, und sich mit so viel Wohlwollen um alle Diejenigen zu kümmern, mit denen sie in Berührung kam."

Wieviel Zartgefühl spricht aus diesen Zeilen! Frau von Krakau verdiente aber auch einen Ehrenplatz in der Erinnerung ihrer Großnichte.

Sie war die Tochter Stanislaus Poniatowski's, eines Freundes Carl XII, war die zweite Schwester des Königs Stanislaus August — Isabella Poniatowska hatte mit achtzehn Jahren (1748) den Grafen Branicki, Herrn auf Bialystok, Obergeneral, Hetman der Krone, Schloßhauptmann zu Krakau, geheirathet; es war, wenn man so will, eine politische Heirath; die Prinzen Czartoryski, die Onkel und Vettern der Dame, hatten die Verbindung gefördert, die nach Rulhière's Ausspruch ihrer Bedeutung neuen Glanz verlieh. Sie hatten gehofft, Isabella werde den Gemahl beherrschen und dessen Ansprüche auf den polnischen Thron zunichte machen, sodaß sie auf diese Weise einen Rivalen los würden. Allein Branicki vereitelte solche Hoffnungen, er stellte sich an die Spitze einer Partei — so wurde die Königskrone dem Stanislaus August gesichert, und so kam es, daß die Heirath weder den Wünschen Derer entsprach, von denen sie zu Stande gebracht war, noch den Wünschen der persönlich Betheiligten. Frau von Krakau galt stets für eine Martyrerin. Im Jahre 1764 schrieb Stanislaus August in Bezug auf seinen Schwager Branicki an Madame Geoffrin:

„Seine Frau ist meine Schwester: ich wünschte sehr, daß Sie dieselbe kennen würden. Ein Schöngeist hat sie mit Octavia verglichen,

weil ihr Gemahl nach der Krone strebte, die ich trage; jedenfalls ist sie so sanft und gut wie jene. Trotz ihrer Zärtlichkeit und Anhänglichkeit an mich, hat sie für ihren Gatten gethan, was sie nur konnte, obwohl dieser sie in den fünfzehn Jahren, die sie verheirathet sind, oft bitter gekränkt hat."

Der Engländer William Coxe in seiner „Reise durch Polen" spricht mehrere Seiten lang von der Frau von Krakau und dem Schloß zu Bialystok. Er wurde von der Gräfin Branicka zu Tisch geladen und sagt:

„Ihr liebenswürdiges Wesen, ihre Zuvorkommenheit, ihre fließende und lebhafte Unterhaltung haben uns deutlich gezeigt, daß Schönheit und Geist natürliche Gaben in dem Geschlecht der Poniatowskis sind." —

Unter den weiteren Vertrauten der Gräfin Potocka müssen wir auch die Frau Sobolewska aufführen, von welcher die Gräfin mit vielem Takt, gelegentlich, als sie des Einflusses ihrer Mutter, der Gräfin Tyszkiewicz, gedenkt, spricht. Frau Sobolewska zählt zu jenen Freundinnen, die — gleich viel ob jung oder alt — dem Dasein jeder temperamentvollen Frau einen gewissen Schimmer verleihen. Die Gräfin hatte die Freude, bei ihr die Tröstungen wahrer Freundschaft zu finden; sie fühlt wie die Seele der Sobolewska ihr den Zauber wechselseitiger Sympathie offenbart, von der der Dichter sagt:

„Gesagt hat mir mein Herz,
Es finde eine Schwester
Jedwede Menschenseele!
Und werden von einander
Im Leben sie getrennt —
Das Schicksal wird es fügen,
Daß sie sich irgendwo
Begegnen und erkennen,
Geleitet vom Instinct."

Unmöglich ist es, das interessante Kapitel über die in Bialystok eintreffenden französischen Emigranten mit Stillschweigen zu übergehen. Diese Bassompièrre, z. B. die sich für Stützen des Thrones ausgeben, Ludwig XVIII jedoch gar nicht kennt! Die Geschichte liest sich wie eine Komödie der Ueberraschungen.

Die politischen Porträts zeigen eine weit größere Verschiedenheit: neben mehreren sehr hübschen Silhouetten Napoleons, welche die Ver-

ehrer des Großen Kaisers über die der Frau von Remusat trösten werden, haben wir einen Großherzog von Berg „zu Fuß mit dem gewaltigen Federhut", haben den Don Juan Murat, der, von der Gräfin abgewiesen, mit dem Accent seiner heimathlichen Gefilde am Lot ausruft: „Madame, Sie sind nicht ehrgeizig, Sie lieben nicht die Prinzen."

Wir sehen Narbonne, den Seladon spielend, Davout in Hemdsärmeln, der ein Pendant zu dem Davout Thiébault's stellt, einen Prinz de Ligne, wie er leibt und lebt, wir sehen Joseph Poniatowski u. s. w. Die Gallerie ist vollständig, in jeder der Skizzen aber ist etwas Neues: ich wüßte nicht, daß die Steifheit Alexander I je so treffend skizzirt wurde: diese Steifheit der knappen Uniform, die dem Kaiser mehr das Ansehen eines liebenswürdigen Offiziers als das eines jungen Monarchen gab. Wo würde man so genaue Notizen über die „unverträglichen Augen" Novosiltzoff's finden, von denen das „eine schmeichelte, das andere den Gedanken zu ergründen suchte, der verschwiegen bleiben sollte". Da ist auch der Großfürst Constantin, dessen Wildheit und Zaghaftigkeit nachdrücklich betont sind, Frau Zaïonczek „halb Minister, halb Ninon" — d. h. eine nicht öffentliche Ninon, — sie dürfen in dieser Aufzählung ebenso wenig vergessen werden wie Adam Czartoryski, der ohne alle Parteilichkeit beurtheilt wird. Volle Gerechtigkeit wird seiner bewunderungswürdigen Selbstaufopferung und seinen hohen moralischen Eigenschaften zu Theil.

Talleyrand ist gewiß unzählige Male porträtirt worden, wohl aber nie so ganz, wie er war. De Pradt, weniger bekannt, war doch besonders damals, als er der prachtentfaltende Gesandte war, einer Zeichnung werth, die uns hier, von genialer Hand entworfen, freilich ein wenig karrikirt, vorliegt. Der Bericht über das Diner auf Natoline liest sich wie eine Scene Molière's.

Monseigneur fährt mit seinen großen andalusischen Carossiers vor, man hört ihn wie er lauter alte abgestandene Anekdoten auftischt. Ein luculliſches Diner wird aufgetragen; de Pradt ist erstaunt, denn er hielt Alles für wahr, was Philipp Desportes in seinem „Abschied an Polen" gesungen und gesagt hat.

„Er sprach so viel über das Menu, daß ich," erzählt die Gräfin, „ihm verrieth, mein Koch wäre Franzose. De Pradt's Erstaunen war groß; er überschüttete mich mit Fragen nach dem Namen, dem Geburtsort, der Kochschule in welcher derselbe ausgebildet wäre. Ich aber

wußte von diesen Details nichts und ließ deshalb den Künstler selbst auftreten. Die jungen Herren von der Gesandtschaft gerieten darüber in die größte Verlegenheit.“ *)

Die kaiserliche Familie ist sehr treffend, wie schon das Porträt Pauline's zeigte, geschildert. Hier noch eins das des jungen Königs von Westphalen, der in Warschau „um die Krone Polens spielte, wie Knaben um Knippkugeln“, und den Polinnen begreiflich machen wollte, daß sie „dem Bruder des Kaisers nichts versagen dürften.“ Marie Louise ist ohne Rückhalt gerade wie sie war, in ihrer ganzen Häßlichkeit, ihrer Plumpheit dargestellt.

Man wird auch mit der Pariser Gesellschaft Bekanntschaft machen, mit dem Hofe „der von Weitem gesehen so prächtig war und der bei näherer Betrachtung so sehr verlor.“ Man hätte glauben können, man wohne einer Probe bei, in welcher Schauspieler ihre Kostüme versuchten und ihre Rollen memorirten; dieses sonderbare Durcheinander hätte zum Lachen reizen können, meint sie, hätten diese „Prinzen“ nicht einen gewissen Respekt, eine Art von Furcht um sich her so verbreitet, und dadurch die Neigung zum Lachen paralysirt.

Man findet dieses und vieles Andere in den „Memoiren.“ Ich gab hier nur einzelne Andeutungen, der Leser wird das Vergnügen haben, selbst die schönen Stellen zu finden. Er wird sehen, mit welchem Talent die Verfasserin nicht nur allgemeinhin Menschen und Dinge darstellt, sondern wie sie die einzelne Individualität mit der Schärfe ihres Geistes sondirt, sie mit nüchternem Verstande und klarem Blick durchschaut.

Ein anderer großer, diesen Memoiren innewohnender Werth ist der, daß sie historisch treue Daten bringen. Nur zuweilen läßt sich die Gräfin von einer patriotischen Einbildung verlocken, so namentlich dort, wo sie von den Dispositionen der verschiedenen, auf dem Wiener Congreß vertretenen Staaten, welche nicht durchweg der Wiederaufrichtung eines polnischen Staates günstig waren, redet: sie verwechselt hier Traum und Wirklichkeit. Im Uebrigen ist sie präcise in Allem, was sie angiebt, so ist z. B. keines der Details, die sie über das Diner zu St. Cloud giebt, ihrer Phantasie entsprungen. Es haben die Augen der Fremden Dinge bemerkt, die mit solcher Bestimmtheit sonst nirgend verzeichnet sind.

*) In den „Souvenirs du duc de Broglie“ (I Theil) finden sich über de Pradt (Jahr 1812) sehr scharfe Bemerkungen.

Das sind gewiß sehr werthvolle Vorzüge!

Ueber gewisse Perioden, z. B. den Aufenthalt der Franzosen in Warschau von 1806 bis 1812 waren die bisherigen Mittheilungen nur sehr knapp, und wenn man auch die von der Gräfin gebrachten nicht mit Beweisen versehen kann, so sind sie doch glaubhaft — denn Achtung vor der Wahrheit, tritt uns auf jeder Seite ihres Werkes entgegen.

Dieses reizende, bestrickende Werk wird den Psychologen ebenso zufrieden stellen, wie jeden anderen Leser, dem es nur um Unterhaltung zu thun ist, es wird den Geschichtsforscher befriedigen, der eine Masse feiner Züge und bisher unbekannter kleiner Ereignisse darin findet.

V.

Als ich im Jahre 1863 die Gräfin Potocka sah — damals Gräfin Wonsowicz, vom Alter entblättert, auf einer Chaiselongue von hellblauem Damast ruhend — es war in ihrem Salon (Rue d'Astorg), in welchem sich so viele Berühmtheiten des zweiten Kaiserreiches versammelten — war ich überrascht von dem Glanz ihrer Augen, die etwas aus der Zeit der Jugend bewahrt zu haben schienen. Wenn ich jetzt, beim Schluß meiner Arbeit, die schönen, ausdrucksvollen Augen wiederzusehen glaube, so begreife ich wohl, wie es kommt, daß mich aus gewissen Seiten dieses vergilbten, mir von pietätvollen Händen übergebenen Manuskriptes, ein zauberhaftes Lächeln zu grüßen scheint.

Casimir Stryienski.

Erſter Theil.

Jugenderinnerungen.

I.

Das Schloß Bialystok.

(1794.)

Weshalb die Gräfin Memoiren schrieb. — Die Markgräfin von Bayreuth. — Der letzte König von Polen. — Bialystok, Frau von Krakau. — Der 18. April 1794. — Die schönen Damen im Lager Kosciuszko's. — Die Massenmorde von Praga am 4. November 1794.

Es war im Jahre 1812. Ich hatte eben die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth gelesen, deren Veröffentlichung *) nach dem Ausspruch Napoleons für das Haus Brandenburg dasselbe bedeutete, wie eine zweite Schlacht bei Jena, da die Denkwürdigkeiten lauter Kleinlichkeiten und Nichtswürdigkeiten aufdeckten.

Ich war damals noch sehr jung und bekam Lust, auch meine Erinnerungen mit dem Lauf der Jahre niederzuschreiben. Damals wurden Memoiren ja noch nicht wie heut zu Dutzenden verfaßt. Man schrieb — mehr oder weniger unumwunden — die seinigen. Ich dachte, ich könnte am Ende ohne allzu große Eitelkeit interessanteres Material sammeln, als das war, mittelst dessen die gute Markgräfin ihre Unsterblichkeit begründet hatte — so ging ich getrost ans Werk.

Mein Gott! .. Die Schwester eines großen Mannes — und ich? Zuweilen fühlte ich mich von diesem Gedanken beunruhigt. Ich be-

*) 1812 in Paris.

griff doch sehr wohl, daß man unter dem Haufen von plumpen Anekdoten dieser Markgräfin nach ihrem Bruder, Friedrich II, suchte.

Obgleich königlichem Blute entsprossen, so würde sich etwa die Markgräfin ausdrücken, hatte ich doch „keine Ohrfeigen bekommen", es waren nie „Haare in meiner Suppe gewesen", und ich war auch nie „in Arrest gesteckt worden". Statt eines winzigen, armseligen Fürstenthumes bewohnten wir eines der schönsten Schlösser auf dem Kontinent — das ist allerdings weniger neu, weniger pikant als das, was sie über ihre Residenz berichtet. Allein als Zeitgenossin des großen Jahrhunderts stützte ich meine Hoffnungen auf das an diese glorreiche Zeitepoche geknüpfte allgemeine Interesse.

Seine Erinnerungen niederschreiben, ohne von sich selbst zu reden, scheint mir doch nicht recht möglich: will man Vertrauen erwecken, so muß man wohl damit anfangen, sich selbst vorzustellen.

Meine Mutter*) war die Nichte des letzten unserer Könige Stanislaus August Poniatowski's. Die edle Gestalt dieses Monarchen, sein würdiges Wesen, sein sanfter melancholischer Blick, sein wie Silber schimmerndes Haar, seine schöne, stets ein wenig parfümirte Hand — auf diese Einzelheiten besinne ich mich noch genau. Die Zeit, an welche diese Erinnerungen anknüpfen, ist die unserer letzten Unglücksfälle.**)

Meine Mutter folgte dem Könige nach Grodno, wohin sich zu verfügen, die russische Partei ihn gezwungen hatte. Dort, von einem kleinen Zimmer aus, in welchem man mich mit meiner Gouvernante untergebracht hatte, sah ich jeden Morgen den Aufzug des zur Sklaverei verurtheilten Königthums. Die russischen Garden, durch die Knute zu Maschinen gemacht, mit ihren stumpfen, fahlen Gesichtern, erschreckten mich so sehr, daß es aller Autorität meiner Mutter bedurfte, um mich über die Thürschwelle zu bringen.

Ein düsteres Schweigen herrschte im ganzen Schloß, in welchem die Familie versammelt war, um dem Unglücklichen, den Katharina, nachdem sie ihn gekrönt hatte, in Ketten werfen ließ, ein letztes Lebewohl zu sagen. Man führte ihn nach Petersburg, wo er in einem

*) Constanze Poniatowska (1756—1830) wurde 1775 mit dem Grafen Ludwig Tyszkiewicz vermählt; sie war die Tochter vom ältesten Bruder des Königs Casimir Poniatowski (1721— 1800).

**) Die dritte Theilung Polens (1794).

langen, grausamen Todeskampf*) die Fehler büßte, zu denen die Kaiserin ihn verleitet hatte und aus denen sie mit einem Machiavellismus, von dem die Geschichte nur wenige Beispiele bietet, Vortheil zog.

Unter anderen Verhältnissen hätte Poniatowski den Ansprüchen des Thrones in jeder Weise entsprochen. Seine Regierung ist in den Annalen der Wissenschaft nicht ohne Bedeutung. Er belebte in Polen den Geschmack an Künsten und Litteratur, welcher während der Herrschaft der sächsischen Kurfürsten unterdrückt worden war; die Roheit dieser Fürsten führte zu einer traurigen Reaktion im ganzen Lande.

„Trank August, so war Polen betrunken," lautet die Klage eines unserer Dichter.

Stanislaus im Gegentheil fand nur Gefallen an guten und nützlichen Beschäftigungen: seine Mußestunden waren zum größten Theil den Gelehrten und Künstlern gewidmet.**) Er war vielfach und wohl unterrichtet, er war geistvoll, liebenswürdig und hatte viel Geschmack. Er sprach mit Gewandtheit die todten Sprachen und die Sprachen derjenigen Länder, in die ihn seine Reisen geführt hatten; er verstand es in hohem Grade, seine Zuhörer zu fesseln und den Leuten, mit denen er sich unterhielt, Worte zu sagen, die entweder dem Nationalstolz oder der Eitelkeit des Einzelnen schmeichelten. Er hatte ein starkes, edelmüthiges Herz, er verzieh ohne Rückhalt, sein Wohlthun ging manchmal zu weit. Die Natur, so freigebig dem Privatmann gegenüber, hatte dem Monarchen das versagt, was allein den Herrscher macht: Kraft und Willen.

Als der König abgereist war, kehrten wir nach Bialystok zurück; dort wohnte meine Tante, Frau von Krakau. Sie war die Wittwe des Grafen Branicki, Kastellans von Krakau und Schwester des Grafen Stanislaus August Poniatowski. Ihr Gemahl hatte eine hervorragende Rolle bei der Konföderation von Bar***) gespielt; im Jahr

---

*) Er starb in Petersburg am 12. Februar 1798.

**) Man vergleiche die interessante „Correspondance de Stanislas Auguste et de Mad. Geoffrin," veröffentlicht Paris 1875; auch den merkwürdigen Artikel des Grafen Peter de Ségur: „Voyage de Mad. Geoffrin en Pologne" in der Revue de Paris 15. Dec. 1895.

***) Konföderationen waren eine sehr alte politische Einrichtung in Polen. Im Falle eines Krieges im Innern (feindlicher Einfall oder Bürgerkrieg), oder eines

1764 figurirte sein Name auf der Liste der Kronprätendenten. Allein die Partei seines Schwagers war die stärkere und er zog sich auf seine Besitzungen zurück, auf denen er als König lebte.

Ich habe noch das Schloß von Bialystok mit in all seiner prachtvollen inneren Ausstattung gekannt. Französische Tapezierer, die mit großen Kosten verschrieben waren, hatten Mobiliar, Spiegel, Holzbekleidungen mitgebracht, die des Versailler Schlosses würdig gewesen wären. Die Säle waren von gewaltigen Proportionen, die Vestibüle mit Marmorsäulen geschmückt. Das Schloß hat Alles gesehen, was Polen an großen Herren und berühmten Reisenden aufzuweisen hatte. Der Kaiser Paul, damals noch Großfürst, und seine Gemahlin hatten sich einige Tage in Bialystok aufgehalten, als sie jene denkwürdige Reise antraten, welche ganz Europa beschäftigte.*) Die Anordnungen des Parkes, die verschiedenartigen prachtvollen Treibhäuser, die herrliche Orangerie — das Ganze machte aus Bialystok eine in der That königliche Residenz. Zu Lebzeiten der Frau von Krakau gab es im Winter eine französische und eine polnische Schauspielertruppe, auch eine Balletgesellschaft im Schloß. Das Theater, von einem italienischen Architekten hergerichtet, faßte 300 bis 400 Personen. Es war in einem vom Schlosse völlig getrennten Bau, ich habe es noch in recht gutem Zustande gekannt.

Man kann sich ungefähr einen Begriff machen, wie damals die

Eingriffes in bestehende Gesetze vereinigten sich die Edelleute eines jeden Palatinates, um ihre Rechte selbst „manu militari“ zu schützen. Während einer solchen Konföderation war die Autorität der Exekutivgewalt aufgehoben — es war eine Art von gesetzlichen Aufruhrs. Die Konföderation von Bar (1767—1772) wurde von der Stadt Bar in Podolien aus von einer Gruppe von Senatoren und einigen hundert Edelleuten, von Leuten, die unzufrieden mit der Thronerhebung Stanislaus August's und dem zunehmenden Einfluß Rußlands in Polen waren, proklamirt. Diese Konföderation erklärte Rußland und der von russischen Armeen gestützten nationalen Regierung den Krieg. Frankreich und Oesterreich waren der Insurrektion günstig und schickten den polnischen Rebellen Geld und einige tüchtige Offiziere, darunter Dumouriez, Kellermann, de Choisy u. A. Der Sturz Choiseul's und die von den Russen über die Türken erfochtenen Siege machten der Konföderation ein jähes Ende. Die Folge war die erste Theilung Polens. Die Hauptführer der Konföderation hießen: Adam Krasinski, Bischof von Kamieniec, der Paladin Michael Krasinski, Joseph und Casimir Pulaski, Michael Oginski u. A.

*) Unter dem Namen „Graf und Gräfin du Nord.“ Man sehe über die Reise: „Mémoires de la baronne d'Oberkirch.“

großen Herren von der Opposition bei sich zu Hause lebten. Zu meiner Zeit waren nur noch Erinnerungen übrig, welche ich mir von hochbetagten Dienern erzählen ließ.

Die Wittwe des Grafen Branicki, einfach und bescheiden, obwohl edelmüthig und voller Seelengröße in ihren Handlungen, verausgabte für wohlthätige Zwecke Summen, welche ebenso bedeutend waren wie die, welche ihr Gemahl auf Festlichkeiten und Vergnügungen aller Art verwendete. Sie wußte den Rang, welchen Geburt und Vermögen ihr anwiesen, mit vieler Würde zu behaupten; einem überflüssigen Luxus entzog sie die Mittel, um zahlreiche Unterstützungen, die sie nie der Noth oder dem Unglück versagte, zu gewähren.

Niemand auf dieser Welt hat wohl den Glauben an die Möglichkeit der Vollkommenheit, die allgemein bezweifelt wird, so gestärkt wie diese Dame! Fromm, ohne Bigotterie, gut, ohne schwach zu sein, war sie stolz und milde zugleich, bestimmt, aber voller Einsicht, wohlthätig ohne Prahlerei, freigebig ohne Interesse: sie besaß alle jene Eigenschaften, welche der Liebe zur Tugend förderlich sind. Ihr Geist hätte vielleicht einer Anderen nicht genügt, allein es wäre doch unmöglich, die Feder in anmuthigerer Weise zu führen, sich gewählter auszudrücken, mit mehr Vornehmheit zu repräsentiren und sich mit einem so thatbereiten Wohlwollen um ihre Umgebung zu kümmern.

Liebe Kinder! Wenn Ihr Bialystok besucht, bitte, gedenkt ihrer und erinnert Euch meiner. Dort verlebte ich meiner Jugend friedliche Tage. Dort wurde meine Verheirathung beschlossen und dort habe ich zum ersten Mal gesehen, wie man stirbt. Nur selten verließ meine Mutter die geliebte Tante und unter ihren Augen wurde ich erzogen. Die Winter über waren wir in Warschau, den Sommer übersiedelten wir wieder in unser schönes Heim. Von dem Tage an aber, da man den König nach Petersburg schleppte, zog seine Schwester aufs Land, und verließ ihr Haus nicht mehr. Der Winter von 1794 war also der letzte, den wir in Warschau verlebten.

Ich erinnere mich noch auf das Genaueste der Revolution, welche unserer politischen Existenz ein Ende setzte. Auf Grund gemeinsamen Beschlusses erhielt Kosciuszko den Oberbefehl und trat auch mit allem Eifer für die heilige Sache ein.

Am 18. April weckte uns Kanonendonner und lebhaftes Klein-

gewehrfeuer.*) Mein Vater war abwesend, und da die Dienerschaft sich mit Waffen versehen und davongemacht hatte, ohne sich darum zu kümmern, was aus uns werden sollte, so wurde unter den Frauen Kriegsrath gehalten und auf Grund der gefaßten Entschlüsse flüchteten wir in die Keller. Wir blieben den ganzen Morgen über darin. Gegen drei Uhr, als das Gewehrfeuer in unserer Nähe aufhörte, ließ uns der König sagen, wir möchten nach dem Schloß zu kommen versuchen, in welchem er wohnte. Wir fanden weder Kutscher noch Bediente, auch wäre es für einen Wagen schwierig gewesen, in den mit Leichen besäeten Straßen vorwärts zu kommen; wir sahen uns also genöthigt, zu Fuß die ganze Krakauer Vorstadt, in welcher man sich mehrere Stunden lang geschlagen hatte, zu passiren. Der Anblick dieses Schlachtfeldes, auf welchem Hunderte von Russen lagen, erfüllte mich mit Grauen. Allein dies war auch meine einzige peinliche Empfindung, die verlorenen Kugeln, die uns noch über die Köpfe hinwegpfiffen, machten keinen Eindruck auf mich.

Von diesem Tage an bis zu dem Gemetzel von Praga**) verließen wir das Schloß nicht mehr: in der Bevölkerung gährte es immer weiter. Was sich während der Zeit ereignete, ist meinem Gedächtniß leider völlig entschwunden. Nur unbestimmt besinne ich mich noch, meine Mutter in das Lager Kosciuszko's begleitet zu haben: ich sah schöne Damen mit den schiefsitzenden polnischen Mützen auf dem schwarzen Gelock Karren schieben, die mit Erde für die Verschanzungen gefüllt waren. Ich beneidete sie, mein Kinderherz schlug schon hoch bei den Nachrichten von unseren Siegen.

Morgens und Abends mußte ich, von meiner Bonne dazu angehalten, Gott inbrünstig bitten, unsere Waffen zu segnen; ich that bereitwillig Alles, was sie wollte, allein so ganz verstand ich doch nicht, was sich zutrug und weshalb man den hübschen russischen Offizieren so übelwollte — ich hatte sie oft auf schönen Pferden vorüberreiten sehen und mein Vergnügen daran gefunden. Die Metzeleien von Praga öffneten mir die Augen, und frühzeitig erschloß sich mein Herz den Em-

*) Es war während der Charwoche. Igelstrom, der russische General, hatte sich vorgenommen, die Bewohner von Warschau, während sie in den Kirchen waren, niederzumetzeln. Sein Plan wurde jedoch vereitelt und er sammt seinen Russen aus Warschau verjagt.

**) Am 4. November 1794.

pfindungen, welche ich auf meine Kinder übertrug. Neuntausend wehrlose Einwohner wurden in einer einzigen Nacht niedergemetzelt, sie fanden keine andere Zuflucht, kein anderes Grab als ihre in Asche gelegten Wohnstätten. Im Schlosse des Königs, unmittelbar an der Weichsel gelegen, welche uns von der Vorstadt Praga trennte, hörten wir deutlich die Klagerufe der Opfer und das Triumphgeschrei ihrer Henker; ja es klang das Geschrei der weinenden Kinder und Frauen herüber, die Flüche und Verwünschungen sterbender Männer, die das Heiligste, was der Mensch besitzt, vertheidigt hatten — alles dieses Getöse erreichte meine horchenden Ohren! Flammengarben und weiße Wolken zeigten die scharfen Silhouetten der brennenden und sengenden Kosaken; die wilden Krieger huschten wie Phantome auf ihren kleinen Pferden hierhin und dorthin, die Lanzen gefällt und gellende Pfiffe ausstoßend.

So verliefen mehrere Stunden — dann hörte man weiter nichts mehr, als das Krachen von Balken und das Dröhnen einstürzender Mauern. Kein Schrei mehr — kein Waffengetöse! Des Todes Schweigen ruhte auf der Krakauer Vorstadt — der Name Suwaroff wurde zum Fluch!*)

---

*) Am 7. November kapitulirte Warschau und im Januar 1795 war die dritte und letzte Theilung Polens eine vollendete Thatsache.

II.

Die Emigranten und Ludwig XVIII.

(1798.)

Die Familie Bassompierre in Bialystok. — Der Graf. — Ein Poet. — Frau de Rigny. — Das Absteigequartier. — Ruhmreiche Erinnerungen. — Die Ankunft Ludwig XVIII. — Die Verlegenheit der Herren Bassompierre. — Ein Heirathsprojekt zwischen dem Herzog von Berry und Anna Tyszkiewicz. — Eine Verehrerin von Bonaparte. — Der Graf Tyszkiewicz. — Sein edles, patriotisches Verhalten. — Der Zorn Katharinas.

Unsere Revolution war der französischen auf dem Fuße gefolgt; eingeschlossen von drei mächtigen Feinden aber hatten wir das Unglück, zu unterliegen, und die größten Anstrengungen, die edelmüthigste Aufopferung führten nur zu der völligen Zerstückelung unseres armen Landes. In Frankreich kam es anders: Frankreich ging sicheren Schrittes seinem Ruhm entgegen. Es giebt nur einen Vergleichungspunkt: beide Länder hatten nämlich ihre Emigranten, in Frankreich die Adligen, die Royalisten, die Geistlichen, in Polen die Patrioten, die Opfer, die Landesverwiesenen. Frankreich hatte seine Vendée, Polen seine Legionen.*) Weniger glücklich in Allem,

*) Es sind die polnischen seit 1794 von General Dombrowski errichteten Legionen. Man lese über das heroische Verhalten derselben die Episode von Somo Sierra nach, wie sie Fr. Masson nach der Broschüre von Nigolewski: „Kriegsabenteuer aus den Jahren 1792 bis 1809" veröffentlicht hat.

waren wir verurtheilt, unser Blut auf einer anderen Hemisphäre zu vergießen.

Am Ende des letzten Jahrhunderts war Polen voller französischer Emigranten, welche, der Mehrzahl nach, sich für sehr vornehme Leute ausgaben und die Gastfreiheit, die ihnen geboten wurde — mit großer Herablassung — annahmen, als ob sie uns damit eine Gunst erwiesen. Bei Frau von Krakau war die ganze Familie Bassompierre eingetroffen. Zunächst war nur Einer gekommen, dann wurden es zwei, dann drei, endlich die ganze jüngere und ältere Familie.

Man schien nicht besonders viel von dem Haupte der Familie zu halten, gab ihm aber gelegentlich doch den Titel „Marquis" — der gute Mann sah allerdings gar nicht darnach aus. Nächst ihm kam der „Graf," der etwa fünfzig Jahre alt und der Gemahl einer jungen, recht hübschen Frau war, die er erst zur Zeit der allgemeinen Umwälzung geheirathet hatte: unter anderen Verhältnissen hätte Fräulein de Rigny eine angeblich so glänzende Partie nicht machen können. Der Graf, klein, schmächtig mit wohlgepudertem Haar — zwei Locken an der Schläfe, hinten ein Zöpfchen — war eine nichts weniger als angenehme Persönlichkeit; er hatte eine lange spitze Nase, einen finsteren Blick und einen verkniffenen Mund. Man bezeichnete ihn als einen Schöngeist, er machte auch ganz niedliche Verse. So oft es irgend etwas Außergewöhnliches bei uns gab, eine Feier, ein Fest, baten wir ihn stets um ein Couplet. Er ließ sich meist lange bitten, bis er uns die Kinder seiner Muse schenkte, was stets von dem Wunsche begleitet war, wir möchten dieselben nicht verstümmeln. Die Wiederholungen und Proben solcher Dichtungen waren von der allergrößten Wichtigkeit. Man mußte gewisse geschickte Wendungen, treffende Redensarten besonders betonen, über einen ungünstigen Reim hingleiten, das Versmaß zur Geltung bringen 2c. Nur selten war der Dichter zufrieden gestellt — er langweilte uns entsetzlich.

Die Mutter der Gräfin zeigte Spuren früherer Schönheit und schien sehr klug zu sein. Vielleicht hatte sie durch frühere Opfer die „ruhmreiche" Verheirathung der Tochter zuwege gebracht. Ein Neffe, der etwa 23 Jahre alt war und noch hätte ein Kinderwams tragen können, sowie ein kleines liebliches Mädchen, Amalie mit Namen, vervollständigten die Familie. Zunächst wollten sie nur ein bescheidenes Obdach annehmen; später fand man aber die Zimmer zu klein, meinte auch, es

genüge nicht, nur zu Mittag zu speisen — man hatte so viele, unabweisbare Bedürfnisse! Man entschloß sich also, die volle Pension anzunehmen. Nach einigen Monaten sprach man den Wunsch nach einem ständigen „Absteigequartier" aus — es ist so angenehm, bei sich zu Hause zu sein! Man erhielt auch wirklich eine hübsche kleine Villa zugewiesen, die etwa eine Viertelmeile vom Schloß entfernt lag.

Solch eine neue Einrichtung erfordert aber mancherlei. Der Graf, von politischen Interessen ganz in Anspruch genommen, konnte oder wollte sich nicht darum kümmern — die Gräfin war noch so jung! Sie wußte zu wenig Bescheid, auch riskiren Fremde stets, betrogen zu werden. Die kluge Mama übernahm es also, Frau von Krakau die Verlegenheit ahnen zu lassen, in welche die Familie durch diese Verbesserung des Daseins gerieth. Sogleich wurden die nöthigen Befehle ertheilt und das kleine Haus für die neuen Gäste bestens in Stand gesetzt. Die Räume wurden neu möblirt, einfach aber elegant, die Speisekammer reichlich versorgt, das Taubenhaus besetzt, der Garten in Ordnung gebracht, die Wege mit Kies bestreut, sogar für Remise und Ställe wurden Anordnungen getroffen: die Familie bedurfte doch der Transportmittel nach dem Schloß. Der Onkel war zu alt, Amalie zu jung, um einen so weiten Weg zu Fuß zurücklegen zu können.

Trotz dieser vielen, ihr zugewendeten Wohlthaten hörte die uns ganz fremde Familie nicht auf, Vergleiche zwischen dem Einst und dem Jetzt anzustellen, unhöfliche Anspielungen zu machen über Vermißtes, in wenig zarter Weise zu klagen.

Wurden unsere Emigranten von einem neu Angekommenen ihrer kleinen Villa wegen beglückwünscht — sie war in der That reizend — so antwortete man mit einem tiefen Seufzer, durch ein Niederschlagen der Augen, welches Resignation ausdrückte, oder auch durch einige zusammenhanglose Worte, welche besagen sollten: „Für Andere wäre das Alles gut, aber für uns!" Dann sprach man von den Schlössern, welche zu verlassen man genöthigt worden war, von dem herrlichen, opulenten Leben, welches man dort geführt hatte. Von da kam man auf den Marschall Bassompierre, auf die Freundschaft zwischen dem großen König und diesem großen Mann zu sprechen. War man einmal auf diesem Terrain angelangt, so gab es kein Ende mehr, — endlich wurden aus Seufzern Thränen, aus Anspielungen Flüche.

Für die Bassompierres wurde Ludwig XVIII, der auf dem Wege

nach Mitau, wohin ihn Kaiser Paul eingeladen hatte, in Bialystok abstieg*), Veranlassung arger Verlegenheiten.

Der König reiste unter dem Inkognito eines Grafen de Lille. Es waren ihm im Schloß die für die Souveräne bestimmten Gemächer hergerichtet worden. Er wurde mit aller seiner Geburt und seinem Unglück gebührenden Ehrfurcht empfangen. Frau von Krakau begrüßte ihn im Empfangssaal. Er schien von seinem Empfange sehr gerührt zu sein und überbot sich in liebenswürdigen Aeußerungen. Ich war noch nicht alt genug, um ein Urtheil über ihn fällen zu können, aber er gefiel mir; er war so wohlbeleibt und schaute so gutmüthig drein! Sein Gefolge war nicht zahlreich: entthronte Könige haben keine Hofkavaliere. Ludwig XVIII aber hatte etwas Besseres als Schmeichler um sich: er war begleitet von einem treuergebenen Freunde, dem Grafen d'Avaray.

Wir waren Alle neugierig auf den Empfang, den unsere berühmte Emigrantenfamilie beim König finden würde — welche Enttäuschung! Wir konnten schwer darüber hinwegkommen: Der König kannte sie gar nicht! Den „Marquis" nicht und auch den „Grafen" nicht. Auch die junge Gräfin und die alte kluge Mama waren ihm völlig unbekannt. Er behandelte diese Stützen seines Thrones sogar etwas wegwerfend und besann sich gar nicht, was sie gethan haben könnten, das wankende Königthum zu stützen. Herr d'Avaray, erstaunt über das „noble Gebahren" unserer Bassompierres, hielt sich für verpflichtet, uns zu erzählen, was er von ihnen wußte. Es waren allerdings wirkliche Bassompierres, aber arme und herabgekommene, sie hatten nichts als stolze Erinnerungen. Sie waren durch die Revolution wohl zu etwas Gelde gekommen, hatten aber nie ein Heim gehabt, wie es ihnen die großmüthige polnische Gastfreiheit bot.

Diese vom Grafen d'Avaray uns gegebene Aufklärung änderte in nichts das Verhalten der Frau von Krakau; sie fuhr bis zu ihrem Tode fort, ihre Gäste mit Wohlthaten zu überschütten. Die junge Gräfin aber nahm sich das Geschehene doch ein wenig ad notam; sie sprach fortan weniger von Paris, welches sie übrigens nie gesehen hatte, unterließ auch unpassende Anspielungen und hinfällige Vergleiche. Sie

*) Ludwig XVIII traf am 16. Februar in Bromberg ein und hatte in den ersten Tagen des März Lithauen erreicht; in Mitau, das ihm zur Residenz angeboten war, hielt er am 13. März seinen Einzug („Les Bourbons et la Russie pendant la révolution française" Ernest Daudet).

trug von nun an ihre Wäsche, ohne über den „Geruch nach polnischer Seife" zu lamentiren. Da der König sich vortheilhaft über unsere Küche — er war ein Kenner — ausgesprochen hatte, schnitt sie beim Löffeln ihrer Suppe fortan keine Gesichter mehr.

Ich weiß nicht, war es ein ephemeres Projekt, sollte es ein Ausdruck des königlichen Dankes für den Empfang in Bialystok sein — kurz und gut, als die hohen Herrschaften sich zur Abreise rüsteten, machte Graf d'Avaray meiner Mutter den Vorschlag, mich mit dem Herzog von Berry*) zu vermählen.

Meine Mutter, die wohl nicht recht wußte, was sie erwidern sollte, machte auf mein noch gar jugendliches Alter aufmerksam, erklärte sich aber bereit, den Vorschlag meinem Vater zu unterbreiten. Dieser aber wollte nichts davon wissen. Er antwortete meiner Mutter, ein umherirrender Prinz käme ihm stets mehr oder weniger wie ein Abenteuerer vor; es wäre gar keine Möglichkeit vorhanden, daß die Bourbonen jemals nach Frankreich zurückkehrten; im Uebrigen könne eine Verbindung, die heut vielleicht infolge von Vermögensvortheilen wünschenswerth erschiene, sich schon morgen als unpolitisch und ungleich herausstellen: er habe nur eine Tochter und ziehe es vor, diese einem polnischen Edelmann zu vermählen.

Der abschlägliche Bescheid wurde Herrn d'Avaray zugestellt, er setzte denselben noch mehr in Erstaunen, als er ihn ärgerte — ich erfuhr erst viel später von diesem seltsamen Antrag und habe seitdem oft, als sich, eins nach dem anderen, die außerordentlichsten Ereignisse vor meinen Augen abspielten, gedacht, in eine wie verquere Lage ich gerathen sein würde. Schon war Bonaparte der Held des Tages, seiner Triumphe Widerhall zog über ganz Europa; auf der Stirn des Eroberers strahlte ein Ruhmesdiadem, ein unerhörtes Glück krönte all seine Unternehmungen — mir war es, als sähe ich Alexander, als sähe ich Cäsar vom Tode erstanden! Ich war aufgewachsen inmitten von Leuten, welche den großen Mann schmähten, verhöhnten, meine

*) Der Herzog von Berry machte die Reise nach Mitau nicht mit. Ludwig XVIII sagt in seinem Antwortschreiben auf die Einladung Paul I (27. Januar 1798): „Was den Herzog von Berry betrifft, so haben Eure Kaiserl. Majestät zugegeben, daß er seinen Vater begrüße, von dem er seit vier Jahren getrennt ist. Er verfügt sich also an demselben Tage, an welchem ich nach Mitau abreise, nach Schottland und wird im Frühjahr wieder bei mir sein."

Bewunderung aber wurde nur lebhafter, je mehr sie von der Furcht zu mißfallen, zurückgehalten wurde. Wie wäre es mir möglich gewesen, solche Empfindungen mit dem mir zugedachten Schicksal zu versöhnen? Wie hätte ich jubeln können bei jeder Nachricht über neue Siege Napoleon's als die Frau eines Bourbonen!

Da ich von meinem Vater*) sprach und ich für meine Kinder vor Allem schreibe, ist es meine Pflicht, sie mit dem edlen Charakter ihres Großvaters bekannt zu machen. Bei der letzten Theilung Polens gesellte er sich zu der kleinen Zahl Derer, welche sich weigerten, den von Rußland der Konföderation von Targowica**) vorgelegten nichtswürdigen Vertrag zu unterzeichnen. Die Folge dieses muthigen Vorgehens war, daß sein ganzes Vermögen unter Sequester gestellt wurde; schweigend unterwarf sich mein Vater den harten Maßregeln, die eine Folge seiner Charakterstärke, seiner Vaterlandsliebe waren.

Einige Jahre später entsandte das Großherzogthum Lithauen Abgeordnete nach Petersburg, um bei der Kaiserin die Beibehaltung der alten Strafgesetze (Statut Litewski) durchzusetzen. Diese Abordnung bestand aus den reichsten und angesehensten Grundbesitzern und wurde von Katharina mit all dem Pomp empfangen, welchen sie zu entfalten verstand, wo es sich darum handelte, neue Bewunderer zu erwerben. Ihr Hof war damals einer der glänzendsten in Europa; Bälle und Feste aller Art jagten einander. Die polnischen Herren waren von der liebenswürdigen Souveränin so benommen, daß sie den an sie ergangenen Einladungen glaubten, Folge leisten zu müssen. Nur mein Vater lehnte sein Erscheinen bei Hofe ab, sofern ihn sein Auftrag nicht dazu nöthigte.

Die Kaiserin, piquirt über einen solchen Mangel an Eifer ihr zu

---

*) Graf Ludwig Tyszkiewicz, Marschall und Hetman in Lithauen.

**) Diese Konföderation wurde 1792 nach der Kriegserklärung Polens an Rußland gegen die Nationalregierung und die Reformen geschlossen, welche die Verfassung vom Jahre 1791 eingeführt hatte und welche sich gegen die Vorrechte des Adels kehrten, indem sie die Erblichkeit des Thrones, die Gleichheit Aller den Gesetzen gegenüber 2c. proklamirten. Die Häupter des Bundes waren Stanislaus Felix Potocki, die Brüder Kossakowski, Alexander Sapieha und Severin Rzewuski. Der Bund siegte, dank der Unterstützung durch Rußland, und legte alle Anstrengungen der Nationalvertheidigung lahm. Meine Nachrichten hierüber gründen sich auf die mir von dem ausgezeichneten Geschichtsforscher M. J. Korzeniowski gemachten Mittheilungen. C. S.

huldigen, konnte sich nicht versagen, ihm ihren Allerhöchsten Unwillen an den Tag zu legen; sie stellte ihn zur Rede und erklärte, er allein zeige kein Verlangen, die Schönheiten kennen zu lernen, welche den Schmuck ihres Hofes bildeten. Mein Vater, weit entfernt, dadurch in Verlegenheit zu gerathen, verneigte sich tief, als sehe er in dem Vorwurf ein Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens, und antwortete mit lauter Stimme, daß in Anbetracht der Lage seines Heimathlandes es einem Polen doch unmöglich wäre, die schmerzlichen Empfindungen zu verbergen, welche er empfinde, und daß man seiner Ansicht nach so glänzende Festlichkeiten nicht trüben dürfe, indem man zu denselben eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit mitbrächte.

Die gewitzigte Katharina, die sogleich den Mann, der ihr also zu antworten wagen konnte, durchschaute, rief: sie bewundere nichts so sehr als Unabhängigkeit und Reinheit der Empfindungen. Dann aber fügte sie hinzu:

„Ich habe als Frau alles Mitleid mit dem Unglück, welchem zu steuern die Strenge der Politik mich als Souveränin behindert."

Als sie im Begriff war, sich zu entfernen, löste sie von ihrem Gürtel eine kleine mit Smaragden besetzte Uhr und reichte sie meinem Vater mit der Bitte, er möge das Andenken annehmen als ein besonderes Zeichen ihrer Werthschätzung, sie begriffe vollkommen und schätzte Alles besonders hoch, was edel in dem Verhalten des Grafen Tyszkiewicz wäre.

Verbunden war diese Gunstbezeugung mit der Aufhebung der Sequestration der Güter meines Vaters.

III.

Der Astrologe.

(1802.)

Fräulein Duchêne, die Vorleserin der Frau von Krakau. — Das Leben auf dem Schloß. — Chateaubriand und Rousseau. — Karl XII. — Wolczyn. — Der schwedische Astrologe. — Er weissagt, Stanislaus August werde den Thron besteigen. — Die gute alte Zeit.

Unter den Schloßbewohnern befand sich Jemand, der durch seine geistige Begabung, sein Wissen und sein merkwürdiges Gedächtniß sich zu großer Geltung brachte. Es war die Vorleserin von Frau von Krakau, Fräulein Duchêne. Sie war in Paris geboren, wo sie zunächst im Hause der Frau Tessé *) Aufnahme gefunden, und hatte sich dort den Ton und die Manieren der guten Gesellschaft angeeignet, auch eine Menge der sonderbarsten Anekdoten gesammelt. Sie gehörte zu jenen bevorzugten Menschen, welche niemals etwas vergessen, weder was sie gelesen, noch was sie gesehen oder gehört haben; man hatte ihr den Beinamen „die wandelnde Encyclopädie" gegeben. Da sie sich mit meiner Gouvernante befremdet hatte, so sah ich sie oft und verdanke ihr einen großen Theil von dem Wenigen, was ich weiß. Frau de Bassompierre, deren Erziehung sehr vernachlässigt worden war, war ihr wohl noch mehr verpflichtet als ich. Fräulein Duchêne faßte eine große Vorliebe für die Familie Bassompierre, in deren Gewohnheiten,

*) Die Freundin der Marquise de Créqui und Necker's. Von Frau Tessé stammt das bekannte Dictum her: „Wäre ich Königin, so würde ich befehlen, Frau de Staël solle immerfort zu mir sprechen."

Sprachweise, in deren Fehlern sogar sie quasi ihre Heimath wieder gefunden hatte.

Mitten unter diesen Franzosen erzogen, erfaßte ich instinktiv den Geist ihrer Sprache und vertiefte mich mit Vorliebe in ihre Litteratur.

Leidenschaftlich liebte ich ihre Plaudereien, bald geistvoll-flüchtig, bald lehrreich und ernst, stets aber sehr lebhaft, auch wenn es sich um die schwierigsten politischen Fragen handelte. Es waren ja Franzosen von ehedem, welche im Allgemeinen über Alles lachten und das Leben als eine wenig ernste Angelegenheit auffaßten und hinstellten.

Das Dasein, welches wir führten, war ein äußerst unabhängiges. Wir sahen uns eigentlich nur des Morgens. Ein Jeder beschäftigte sich, so wie es ihm paßte: die Einen thaten irgend Etwas, die Anderen amüsirten sich nur.

Die Toleranz der Frau von Krakau ging so weit, daß Niemand, sogar die Angehörigen, genöthigt war, den Messen, die tagtäglich im Schloß celebrirt wurden, beizuwohnen.

Gegen drei rief die Glocke zu Tisch. Allabendlich, mit Ausnahme des Hochsommers, wurde von sieben bis neun Uhr im Salon vorgelesen; man konnte, vorausgesetzt man verhielt sich still, diesen der Lektüre geweihten Stunden beiwohnen. Die Vorleserin war nur in dieser Zeit beschäftigt, sie hatte die Schloßherrin mit den letzten politischen Nachrichten und den litterarischen Neuigkeiten aus Zeitungen und Büchern bekannt zu machen. Fehlte es an solchem Stoff, dann mußten die Klassiker aushelfen. So machte ich auch Bekanntschaft mit Chateaubriand, welcher die klassischen Ueberlieferungen mit dem Geist der Neuzeit verbindet.

Sein Buch: „Génie du Christianisme“ war soeben erschienen.*) Es giebt zwei Dinge, welche sich leider nicht mit einander verschmelzen lassen, nämlich: Moral und Phantasie. — Ich mache Mütter, welche ihren Töchtern diese religiöse Poesie zu lesen geben möchten, darauf aufmerksam. Der Autor citirt in seinem Werk eine Stelle aus der „Nouvelle Héloise.“ Julie klagt über die Leere in ihrem Herzen, nachdem sie alle Freuden des Lebens erschöpft hatte. Ich habe den Eindruck nie vergessen, den die Harmonie der Rousseauschen Gedanken in mir erweckt hatte, und durchblätterte das Buch, um die betreffende

*) 1802.

Stelle zu finden; als es geschehen, wurde mir traurig zu Muthe und ich versank in Träumereien. Herr de Chateaubriand hatte gewiß die beste Absicht, er wollte, daß das unbestimmte Bedürfniß zu lieben, Gott zu Gute käme — ich wiederhole: das Citat ist gefährlich für junge Mädchen von fünfzehn Jahren, es wirkt ganz anders, als der Autor hoffte!

War die Lektüre beendet, so waren alle Thüren Besuchern geöffnet: man plauderte, die Alten erzählten, die Jungen hörten zu. Frau von Krakau, die älteste Tochter Poniatowski's,*) des Freundes und Gefährten Karl XII, hatte von ihrem Vater manche interessante Anekdote über den schwedischen Helden bei der Hand.

Es scheint, als wäre niemals ein Mensch mit solchen Fähigkeiten, Großes zu leisten, ausgerüstet gewesen. In diesem Körper von Eisen saß eine Feuerseele. Nichts konnte dem König Erstaunen einflößen, nichts ihn aufhalten. An physische Hindernisse glaubte er nicht. Eines Tages, als es an Lebensmitteln fehlte, sprang der König, der an der Spitze seiner Armee ritt, plötzlich vom Pferde, riß ein Bündel Gras aus der Erde und fing an daran zu kauen; nach einer Weile wandte er sich an seinen treuen Begleiter, der ihm erstaunt zusah, mit den Worten:

„Ich habe versucht, die Welt zu erobern. Wäre ich so weit gekommen, meine Truppen auf diese Art zu ernähren, ich würde, dessen bin ich sicher, entweder Alexander und Cesar übertroffen haben, oder ich wäre ihnen wenigstens gleich gekommen." —

Furcht hatte er nur vor einer weltlichen Macht, das war die Frauenschönheit; eine hübsche Frau könnte sich rühmen, ihn zum Hasenfuß zu machen: er würde vor ihr Reißaus nehmen. —

Es sind so viele Helden, pflegte er zu sagen, „von einem hübschen Frauengesicht besiegt worden. Hat nicht Alexander, für den ich eine besondere Vorliebe habe, eine Stadt niederbrennen lassen, um einer launischen Kurtisane zu gefallen? Ich will, daß mein Leben frei bleibe von einer solchen Schwäche und daß die Geschichte an mir diesen Flecken nicht finde." —

Man sagte ihm eines Tages, daß ein junges Mädchen Gerechtigkeit für ihren blinden, achtzigjährigen Vater erflehe, den die Soldaten gemißhandelt hätten. Der erste Gedanke des streng auf Mannszucht haltenden Königs war der, auf die Klageführende zuzueilen, um von

*) Voltaire sagt: „Poniatowski war in unermüdlicher Thätigkeit für Karl XII."

ihr Einzelheiten zu erfahren; er hielt aber plötzlich inne und frug: „Ist sie hübsch?“ Und als man ihm sagte, daß sie sehr jung und sehr hübsch wäre, ließ er ihr sagen, sie solle sich verschleiern, sonst könne er sie nicht anhören. —

Ich bedaure aufrichtig, daß ich nicht damals gleich auf den Gedanken gekommen bin, Alles niederzuschreiben, was ich hörte. Jetzt sind es doch nur vereinzelte Sachen, die aus der Erinnerung auftauchen; damals war es die Geschichte eines ganzen Lebens, der glaubwürdige Bericht über die allersonderbarsten Vorfälle, über wenig bekannte Thatsachen, die Jemand, der in hohem Alter stand, in voller Lebensfrische seinen Zuhörern bot. Die, die uns sozusagen in Berührung brachte mit jener fernen Zeit, erzählte einem Augenzeugen nach und that es in so einfachen Worten, daß man wohl merkte, sie setze nichts hinzu und lasse nichts fort. Die Wahrheit war ihr über Alles theuer, auch beeinflußte ja ihre edle Gradheit die geringfügigste ihrer Handlungen.

Zur Zeit Karl XII gab es noch Astrologen von Profession; eine Anekdote aus der Jugend meiner Tante bezog sich auf den damaligen Glauben an solche Propheten.

Ich saß zu den Füßen meiner Mutter und drückte meinen Kopf auf ihre Kniee, leise Schauer überliefen mich, ich hörte mein Herz schlagen — ich kann, ohne zu erröthen, heut nur sagen, daß ich an meiner Furcht Vergnügen hatte.

Hier die Geschichte vom Astrologen, wie meine theure Großtante sie erzählte; vielleicht begegnet sie einem empfänglichen Leser, zumal, ich betone es, keine Fabel dahinter steckt.

Beim Tode Karl XII*) kehrte sein ihm treuverbundener Freund Poniatowski nach Polen zurück; ein wenig später heirathete derselbe die Fürstin Konstanze Czartoryska**) und lebte mit ihr auf seiner Besitzung Wolczyn.***) Zur höchsten Würde im Lande, d. h. zum Kastellan von Krakau, erhoben†) lebte er hochgeachtet von seinen Nachbarn, geliebt von seiner Familie und ruhte aus von einer sturmbewegten Ver-

*) 1718.

**) Die Heirath fand statt am 14. September 1720. Konstanze war die Schwester des Fürsten Adam Kasimir Czartoryski.

***) Über Wolczyn sprechen die Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski.

†) Sein Schwiegersohn, der Hetman Branicki, Gemahl der Frau von Krakau, erbte die Kastellanwürde nach ihm.

gangenheit und großen Aufgaben, denen er die letzten Jahre seines Lebens geweiht hatte. Er hatte bereits vier Kinder, es waren Kasimir (1721—1800) Großvater mütterlicherseits von Anna Tyszkiewicz, Franz (1723—1758) Abt zu Krakau, Louise (1728—1797), die den Grafen Zamoiski, Paladin von Krakau, heirathete und Isabella, Frau von Krakau (1730—1808). Man erwartete damals, als sich das sonderbare Ereigniß zutrug, jeden Augenblick den fünften Sprossen. Im Schloß herrschte, wie es die Umstände mit sich brachten, eine allgemeine Aufregung; die Kinder hatte man alle entfernt und sie waren im Hofe in sorgloser Unterhaltung, indem sie sich mit Schnee bewarfen; der Vater, voller Unruhe, sah unverwandten Blickes auf die blauen Wolken, die ringelnd seiner türkischen Pfeife entstiegen. Da entriß lauter Lärm ihn plötzlich seinen Träumereien. Die Kinder kamen daher gelaufen und brachten einen Fremden mit sich, der den Hausherrn zu sprechen wünschte.

Große Zuvorkommenheit, ausgesuchte Höflichkeit waren dem Herrn von Krakau eigen, er hat sie auf all seine Kinder, namentlich aber auf König Stanislans übertragen. Seine Besorgniß wich alsbald vor der Neugier, welche der eintretende Fremde in ihm erweckte. Der merkwürdige Anzug desselben, sein sonderbares, ernst-feierliches Wesen waren in der That auffallend.

Auf Befehl des Herrn von Krakau wurden ihm sogleich Erfrischungen gereicht; während er, nachdem sich die Dienerschaft entfernt hatte, zulangte, erzählte er, er wäre Schwede von Geburt und Astrologe von Beruf; er reise zu wissenschaftlichen Zwecken und habe vor, sich mit einem berühmten Rabbiner zu besprechen, welcher in dem nahe gelegenen Städtchen Kozieniec wohne.

Vertraut mit den kabbalistischen Kniffen — dank den Beziehungen, die er zu Schweden gehabt hatte — war Poniatowski für dergleichen Dinge unzugänglich und konnte einem Lächeln nicht wehren.

„Ah! Ich sehe," rief der Astrologe, „Sie zweifeln an dem schönsten, dem erhabensten Recht, welches der Mensch sich erkämpft hat, dem Recht, in den Sternen zu lesen. Um Ihre Ungläubigkeit zu besiegen, um Ihnen ein Andenken an meinen Besuch und meinen Dank zu hinterlassen für die Güte, mit der Sie mich aufnahmen, will ich Ihren Kindern das Horoskop stellen."

Unaufgefordert drängte auch sogleich die ganze kleine Gesellschaft

herbei, die Hände emporhaltend. Der Seher, nachdem er über Tag und Stunde der Geburt eines jeden der Kinder sich bestens unterrichtet hatte, weissagte den Mädchen die glänzendsten Heirathen, den Knaben militärischen Ruhm, Ehren und Reichthum.

In diesem Augenblick hörte man das Geschrei des soeben auf der Welt erschienenen Kindes, welches die Geburtshelferin dem Vater hereinbrachte.

Der Astrologe, der einen flüchtigen Blick auf das Kind geworfen hatte, schien in große Aufregung gerathen.

„Ich begrüße dich, König von Polen," rief er feierlich, „schon heut König, obwohl du weder von deiner Thronerhebung noch von dem Unglück weißt, welches sich daran knüpfen wird."

So sehr Herr von Krakau von allem Aberglauben frei war, seine Tochter gab doch zu verschiedenen Malen zu, daß er bei diesen Worten des Astrologen sich von kalten Schauern überlaufen fühlte.

König Stanislaus sprach nie von der Prophezeiung, aber die älteren Geschwister erinnerten sich ihrer deutlich, nur waren die Berichte ein wenig verschieden.*)

Beneidenswerth ist jene Charakterüberlegenheit, die uns das Recht einräumt, rundweg und ohne Befürchtung, uns lächerlich zu machen, zuzugeben, daß es Dinge giebt, welche man nicht erklären kann, während es zugleich unmöglich ist, sie hinwegzuleugnen.

Hoch die alte, gute Zeit, in der man an Alles glaubte!

Man glaubte an eine Vorsehung; dadurch ist mancherlei vereinfacht; man glaubte an ein Paradies, dadurch wird so mancher Kummer erträglich. Man glaubte an die Tugend und die Widerstandsfähigkeit gegen böse Neigungen; die geistvollsten Schriftsteller hatten noch nicht den Grundsatz aufgestellt, das ein Widerstehen überflüssig sei, daß die Leidenschaft jeden Fehltritt rechtfertige.

Man glaubte an Wunder, glaubte an eine uneigennützige Liebe, an eine bis zur Selbstaufopferung gehende Freundschaft, man glaubte sogar an — die Dankbarkeit!

Nach diesen ernsten Dingen, an die man glaubte, kamen die neben-

*) Man darf sich daher nicht wundern, wenn Ruthière erzählt, die Prophezeiung stamme von einem zum Haushalt gehörigen, einem italienischen Abenteurer, Namens Fornica her, der, halb Astrologe, halb Alchemist, im Schloß als Chirurg fungirt habe.

sächlich angenehmen, die interessanten; man glaubte an Wundertränke, an Vorgefühle, an Wahrsagerinnen, an Astrologen, an Gespenster. Aus diesen Annahmen entstanden Dichter, Sektirer, Schwärmer, Helden und Narren.

Die mit starken Schädeln ausgestatteten Menschen, solche, die scharf nachdenken können, die einen positiven Verstand haben, deren das Jahrhundert ja eine Menge aufweist, wollen an nichts mehr glauben oder — sie glauben nur an das Steigen und Fallen der Kurse!

Gott weiß, ob man dabei nicht erst recht zum Narren wird.

IV.

Heirath mit dem Grafen Alexander Potocki.

(1802.)

Heirathsprojekt. — Ankunft des Grafen Potocki in Bialystok. — Graf Tyszkiewicz und General Bennigsen. — Tod Paul I. — Erziehung der Gräfin. — Ihre Geschmacksrichtung. — Die Gräfin Tyszkiewicz. — Frau Sobolewska.

Ich war die einzige Tochter und Erbin zweier großer Vermögen,*) ich hatte einen bekannten Namen, ich war von vortheilhaftem Aeußeren und hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Ich war mit einem Worte Das, was man eine gute Partie nennt. Ich war vierzehn Jahr alt, als ich mit dem Fürsten Stanislaus Poniatowski,**) dem Bruder meiner Mutter, welcher schon den Fünfzigern nahe stand, vermählt werden sollte. Er war hoch gewachsen, trocken und ernst; ich mochte nichts von ihm wissen und widerstand den Verlockungen der mir dargebrachten Geschmeide.

Geist und Herz waren bei mir, ich weiß nicht woher, voll kindischer Begeisterung, genährt von der Bekanntschaft mit den großen Dichtern, die man mir nicht hatte verbieten können.

*) Des der Poniatowskis und des der Tyszkiewicz.

**) Geboren 1754, starb zu Florenz 1833. In der „Revue d'histoire diplomatique", IX. Jahrgang, hat J. Korzeniowski „Souvenirs du Prince Stanislaus Poniatowski" veröffentlicht.

Ich liebte Helden wie die des Racine oder Ritter wie Tankred. Ich war für tiefgehende Leidenschaften, starke, plötzlich erwachende Sympathien, für große erhabene Thaten.

Ich wartete. Als ich jedoch schließlich gewahr wurde, daß sich weder ein Britannicus noch ein Gonsalvo di Cordova vorstellte und es kaum zu erwarten war, daß ich auch nur einem Grandison begegnen würde, willigte ich ein, aus meinem Wolkenreich herabzusteigen; in aller Traurigkeit dachte ich daran, daß ich doch ein Ende machen müsse wie alle Anderen und mich, geleitet von Vernunft und Konvenienz, verheirathen müsse.

Es wurden meinen Eltern verschiedene Partien vorgeschlagen. Die einen fanden nicht *ihren* Beifall, die anderen erschienen *mir* unmöglich, weil die Freier wenig angenehm waren. Endlich machte Herr Alexander Potocki seine Erklärung, und da auch er zu den besten Partien in Polen zählte, so wurde er ohne Rückhalt angenommen. Unsere Eltern hatten Alles brieflich abgemacht, und falls Herr Potocki sich in Bialystok einstellte, wußte er im voraus, daß er nicht abgewiesen werden würde.

Deutlich erinnere ich mich noch des Augenblickes, da sein Wagen vorfuhr; es war an einem Abend im April, ich hatte den Schnupfen und mußte mein Zimmer hüten. Der Klang eines Posthornes machte mich aufmerksam, ich lief ans Fenster und sah einen jungen Mann in behender Weise einem Reisewagen entsteigen, sah, wie er schnell die steinerne Treppe des Perrons heraufsprang. Ich sagte mir sogleich, es könne nur der Erwartete sein. Die Aufregung, der ich mich preisgegeben fühlte, ähnelte sehr der Furcht. Was hätte ich darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, die Begegnung nur bis zum anderen Tage hinauszuschieben! Plötzlich trat meine Mutter am Arm des Herrn Potocki ein.

Er kam von großen Reisen zurück, das war für einen ersten Besuch insofern angenehm, als Herr Potocki über allerhand interessante Sachen, über London und Paris 2c. sprechen konnte und dann — auch den großen Napoleon hatte er gesehen! Leider fand ich ihn gerade über dieses Thema nicht beredt genug, er erzählte ohne Begeisterung und schien vom Ruhme des Helden nicht im geringsten geblendet.

Der Thee wurde servirt: wir beobachteten uns gegenseitig. Herr Potocki hatte mich, als ich noch ganz klein war, bei meiner Mutter

gesehen. Ich erinnerte mich seiner trotzdem, er hatte damals auf mich den Eindruck eines sehr aparten Dandys gemacht, der sich mit kleinen Mädchen nicht einließ.

Wir sahen uns wieder in dem glücklichen Alter, in welchem die Zeit, nachdem sie die letzte Hand an ihr Werk gelegt hat, inne zu halten scheint, um sich desselben zu freuen — doch nur um sich später für diese Pause zu entschädigen. Wir richteten versteckte Blicke aufeinander, wir hatten ein Gefühl, gemischt aus Überraschung und Genugthuung; wir waren mit unserem Schicksal zufriedener, als wir es erwartet hatten. So gingen drei Wochen dahin; wir glaubten nunmehr uns vollkommen zu kennen und Wohlgefallen an einander zu finden: dabei war von einer Gleichartigkeit unserer Charaktere, unserer Neigungen gar keine Rede.

Graf Stanislaus Potocki, mein zukünftiger Schwiegervater, stellte sich ein, um an unserer Hochzeit Theil zu nehmen.*) Der Graf war einer der hervorragendsten Erscheinungen dieser an Männern von Geist und Herz so reichen Zeit. Sein Bruder Ignatius und er hatten erfolgreich an der Konstitution vom 3. Mai mitgearbeitet, beide geriethen, als Opfer ihrer Pflicht, in Gefängnisse — der eine in Rußland, der andere in Oesterreich — und mußten für den edlen Eifer büßen, mit dem sie für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimath thätig gewesen waren. Man hat wohl selten zwei von der Natur so reich beschenkte Brüder gesehen; zu einem überaus vortheilhaften Aeußeren gesellten sich bei ihnen hohe Geistesgaben, umfassende Kenntnisse und ein vorzügliches Gedächtniß.

Graf Stanislaus hatte zudem einen so ausgebildeten Kunstsinn, wie ich ihn nie bei einem Dilettanten oder Amateur gefunden habe. Mehrfache Reisen nach Italien hatten dazu beigetragen, die Liebe zum Schönen, die sozusagen einen sechsten Sinn bildet, in ihm zu fördern. Liebenswürdig und gut, war er stets bereit, Diejenigen anzuhören, die seinen Rath einholen wollten. Seine gute Laune, seine außerordent-

*) Stanislaus, der Bruder des berühmten Ignatius Potocki, war seinen Eigenschaften, seinem Namen und seinen Antecedenzien nach für das Rathspräsidium ein durchaus passender Mann. Er war sehr unterrichtet, von den besten Absichten geleitet. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, war der, daß er nicht die nöthige Energie besaß, das seiner Eigenschaft als Präsident gebührende Uebergewicht und damit zugleich das allgemeine Interesse zur Geltung zu bringen. „Souvenir d'un diplomate" — La Pologne en 1811—1813 par le baron Bignon.

liche Höflichkeit standen in einem auffälligen Widerspruch zu seiner Reizbarkeit, die oft lächerlich wirkte. Es gab Tage, an denen er bei der geringsten Veranlassung zornig aufbrauste wie ein Kind, um sich bald wieder zu Ruhe zu geben. Es war förmlich drollig, zu sehen, wie dieser feine Mann, der doch so viel Geschmack besaß und an allen Höfen Europa's durch sein distinguirtes Wesen bemerkt worden war, beim Kartenspiel in eine so zornige Aufwallung gerathen konnte, daß er Karten und Spielmarken seinem Partner an den Kopf warf — dabei spielte er um einen Sous und ließ sich nie bezahlen, wenn er gewann.

„Wenn ich," rief er in seinem spaßhaften Zorn, „um Stockprügel spielte, gewinnen möchte ich darum doch!"

Ich halte mich bei diesen Einzelheiten auf, weil es mir Vergnügen macht, von meinem Schwiegervater, den ich sehr lieb gehabt habe, zu erzählen. Ihm verdanke ich auch meine Kenntnisse in Bezug auf Architektur: es machte ihm Vergnügen, in mir die Liebe zur Kunst zu wecken und zu fördern, die meinem Leben einen so besonderen Reiz verlieh und die auch meine Mutter mir einzuflößen bemüht war.

Meine Hochzeit fand in Wilna statt, wo mein Vater sich aufhielt; er war gerade von so heftigen Gichtschmerzen geplagt, daß es ihm verboten war, sein Zimmer zu verlassen; die Trauungsfeierlichkeit fand in seinem Salon statt.

Wenige Tage später reisten wir mit meinem Schwiegervater, der die Unthätigkeit, in der er zu leben gezwungen war, nicht länger ertragen mochte und zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren wollte, nach Warschau, allwo meine Schwiegermutter uns erwartete.

Ich nahm Abschied von meinem Vater mit dem schrecklichen Vorgefühl, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Sein Eigensinn, kein Bad aufzusuchen, kostete ihm das Leben. Er war finster und melancholisch geworden und verließ seinen Landsitz nur noch, wenn ihn Geschäfte in die Stadt riefen; er haßte jede Berührung mit der russischen Behörde; auch die von der Etikette gebotenen Besuche unterließ er, sein Zustand diente als Entschuldigung. General Bennigsen, damals Gouverneur von Wilna, erwies ihm alle Rücksichten und besuchte ihn häufig.

Eines Tages ließ der Gouverneur sich herbei, meinem Vater alle Details der berüchtigten Verschwörung, welche Alexander auf den Thron brachte, zu erzählen, er sprach sogar unumwunden von seiner Theilnahme an der Ermordung Pauls. Soviel ich mich besinne, beanspruchte

er die Ehre, als Erster Hand an den unglücklichen Monarchen, der sein Leben mit unerwarteter Entschlossenheit vertheidigte, gelegt zu haben. Bennigsen machte sich gar nichts daraus, von dieser Schreckensscene zu sprechen, bei der ein einzelner Mensch sich so lange gegen fünf Mörder gewehrt hat. Er sah in sich selber einen modernen Brutus. Es steht unzweifelhaft fest, daß die Tyrannei Pauls, die vor keiner Grausamkeit mehr zurückschreckte, in gewisser Hinsicht Diejenigen rechtfertigt, die, in der Unmöglichkeit, die Thronentsagung zu erlangen, sich gezwungen glaubten, ihrem Zaren das Leben zu nehmen; allein es ist ebenso unbestritten wahr, daß man, ohne zu schaudern, Den nicht anhören konnte, der sich rühmte, in dem Drama eine Rolle gespielt zu haben. —

Wir verließen Willna Alle zusammen. Meine Mutter beabsichtigte, in Bialystok zu verbleiben, sie wollte mich in nichts den Pflichten abwendig machen, die mir die neuen Verhältnisse auferlegten.

Die Trennung von meiner Mutter war mir überaus schmerzlich; ich war ja bisher stets bei ihr gewesen, sie hatte sich viel um meine Erziehung gekümmert, meine Unterrichtsstunden fanden in ihrem Wohnzimmer statt; einigen Unterricht ertheilte sie mir selbst. Träge in Bezug auf Alles, was nicht anregend auf die Phantasie wirkte oder die Kunst betraf, hätte ich am liebsten den ganzen Tag über gezeichnet. Als ich in meinem 13. Jahre die Iliade las, wollte ich von anderen Werken nichts mehr wissen. Meiner Mutter war dies unverständlich, sie ärgerte sich darüber; sie war ernst, von kaltem Verstande, sie liebte das Studium und scharfes Nachdenken. Es bestand ein auffälliger Gegensatz zwischen unseren beiderseitigen Charaktereigenschaften.

Meine Lebenserfahrung hat mir gezeigt, daß Erziehung das Naturell wohl modificiren, daß sie dasselbe aber nie und nimmer verändern kann. Mein Mutter verwarf jede ausgelassene Fröhlichkeit, verwarf die Liebe zu weltlichen Dingen, vor Allem zum Kleiderluxus. Ich verheimlichte ihr tausenderlei Kleinigkeiten, habe es dabei jedoch unterlassen, zu heucheln, und habe in allzu großer Offenheit manchen Fehler begangen. Ich bin ganz allein erzogen worden, zu meiner Erholung durfte ich mit bejahrten Freunden plaudern — das war Alles. Trotzdem blieb der Quell meines Frohsinnes unerschöpflich. Man gab mir nur gute Beispiele, ich las nur ernste Werke, in meiner Gegenwart wurde nur von Dingen gesprochen, die ich hören durfte, allein ich errieth fast stets Das, was man mir verheimlichen wollte. Es ist

wohl möglich, daß ohne eine so scharfe Ueberwachung ich der mir gewidmeten Sorgfalt wenig entsprochen hätte, gewiß ist, daß ich Das stets am besten gewußt habe, was man mir am wenigsten beigebracht hat.

Ich habe meine Mutter zärtlich geliebt, ich empfand, daß ich ihr viel schuldete und daß ihre hohe Tugend und die Ueberlegenheit ihres Charakters meine ganze Verehrung verdienten — dieses Gefühl aber war verbunden mit einer Art von Furcht, durch welche unsere Beziehungen zu einander vielfach behindert wurden. Sie verlangte von mir Vertrauen, zuweilen fühlte ich auch das Bedürfniß, es ihr voll und ganz zu schenken, aber sowie mein Wille ihr entgegen war oder meine Meinung tadelte sie mich heftig, und dadurch wurde manches Geständniß zurückgedrängt, welches gerade meinem Herzen entschlüpfen wollte.

Ich fühlte das Bedürfniß nach einer, wenn auch nicht zärtlicheren, so doch vertrauensvolleren Zuneigung. Unter den jüngeren Leuten, mit denen der Zufall mich in Berührung brachte, befand sich Frau Sobolewska. Ich fühlte mich zu ihr hingezogen, mir gefiel die außerordentliche Sanftmuth, die sich in ihrem Gesicht aussprach, ich hatte ihre Manieren gern. Sie war älter als ich; bei ihr waren alle Vorzüge mit einer solchen Bescheidenheit, einer solchen Demuth verbunden, daß man keinerlei Neid empfand, zu sehen, wie alle Huldigungen *ihr* galten. Sie allein aber schien über dieselben erstaunt zu sein.

Wenn ihr feingebildeter, liebenswerther Geist sich manchmal von der strikten Reserve frei machte, in welche sie ihn gebannt hielt, so war sie ganz reizend. Ich habe nur wenige so liebenswürdige Frauen gekannt: sie mußte es nur *wagen*, liebenswürdig zu sein. Allem, was sie that, war der Stempel von Seelenreinheit aufgedrückt; ich liebte sie zunächst aus Instinkt; als ich nachzudenken lernte, liebte ich sie, weil ich sie vollkommen fand, und ich werde sie lieben, solange ich lebe, denn meine Liebe ist mir zur Nothwendigkeit, zur Herzensgewohnheit geworden. Vor ihr hatte ich kein Geheimniß, keinen heimlichen Gedanken, sie hat mich daher nie für besser halten können, als ich bin. Ich schüttete meinen Kummer in ihr Herz, ebenso meine Hoffnungen, meine Freude, meine Reue, ich habe stets in ihr eine nachsichtige Freundschaft und erprobte Verschwiegenheit gefunden, der Verkehr mit ihr war mir der angenehmste.

Endlich machte unser Einvernehmen auch meiner Mutter Freude; die Sobolewska war die einzige Person, welche sie mir zu lieben gestattete!

V.

Lanzut und Pulawy.

(1803.)

Eine Mondscheinpromenade. — Frauenlist. — Hochzeitsbesuche. — Die Fürstin-Marschallin. — Monseigneur, der Bischof von Laon. — Pulawy. — Fürst Adam Kasimir Czartorysky. — Seine Großmuth. — Der Park von Pulawy. — Der Tempel der Sibylle. — Das gothische Haus. — Eine Erinneruug an Friedrich den Großen. — Kaiser Joseph II. — Der Fürst Kaunitz.

Mitten in der schönen Jahreszeit trafen wir in Warschau ein und ließen uns alsbald in Willanow, einem wunderschönen Landsitz, besonders interessant durch seine Erinnerungen an Johann Sobieski, nieder.*)

Als ich die hübschen Gemächer in Besitz nahm, welche meine Schwiegermutter**) für mich hatte einrichten lassen, glaubte ich den Gipfel alles Glückes ereicht zu haben. Meine Mutter hatte mich, ihren Grundsätzen folgend, an Sparsamkeit gewöhnt — mit einem Mal war ich nun reich, war unabhängig.

*) In der Nachbarschaft von Warschau gelegen. Graf August Potocki, Sohn der Gräfin Alexander, hatte Willanow geerbt. Seit dem Tode der Gräfin Auguste Potocka, gebornenen Potocka, gehörte Willanow dem Grafen Xaver Branicki, vermählt mit Gräfin Anna Potocka.

**) Gräfin Stanislaus Potocka, eine geborene Lubomirska, Tochter der Fürstin Lubomirska, von welcher weiter unten die Rede sein wird. Sie starb 1831 zu Krakau.

Ohne daß ich für meinen Gemahl gerade leidenschaftlich entbrannt gewesen wäre, fing ich doch mit der Zeit mehr an, ihm zärtlich zugethan zu sein. Auch fand ich meine Freundin, Frau Sobolewska, wieder, so daß nichts an meinem Glück fehlte — ausgenommen vielleicht ein wenig mehr Vernunft.

Eine helle Mondscheinnacht sollte für einige Zeit die reine Glückseligkeit, die ich empfand, trüben. Ich habe schon von dem romantischen Zug in mir bei früherer Gelegenheit gesprochen: ein ruhiges, stilles Dasein konnte mir für die Dauer nicht konveniren. Und so fiel mir denn eines Tages ein, meinen Mann rasend verliebt in mich zu machen. Eines Abends, als wir am Ufer der Weichsel spazieren gingen: unter hundertjährigen Bäumen, in deren dunklen Schatten sich vor Zeiten Marie d'Arquien*) an unerlaubten Liebesfreuden ergötzt hatte, kam ich auf allerhand Gefühle zu sprechen und stellte die Behauptung auf, daß auf dieser taumelnden Welt Glück nur möglich wäre in einer gegenseitigen Anhänglichkeit, deren Lebhaftigkeit der Dauer gleich käme. Mein Gemahl, der mir einige Zeit voller Nachsicht zugehört hatte, sah endlich nach der Uhr, er bemerkte: es wäre spät, auch würden die Mücken unerträglich, wir wollten doch lieber heimkehren.

Ich hatte einen von dem seinigen so ganz verschiedenen Ton angeschlagen, daß ich, zu Hause angelangt, in Thränen ausbrach; hielt ich mich doch mit einem Mal für die unglücklichste Frau auf der Welt, weil ich so wenig verstanden wurde! Ich konnte es nicht fassen, wie es nur möglich war, daß man mich in freier Luft, im milden Mondlicht nicht mehr liebe als in meinen Gemächern.

Von da an dachte ich an nichts, sann über Nichts als Mittel nach, bei meinem Gatten eine Leidenschaft zu schüren, von der ich meine Zukunft, mein ganzes Glück abhängig machte. Nachdem ich reiflich überlegt hatte, glaubte ich, daß, um einen Ehemann glücklich zu machen, man damit anfangen müsse, ihn eifersüchtig zu machen, und, um zu verhüten, daß dritte Personen sich in diese kitzlichen Angelegenheiten einmischten, beschloß ich — — mir selbst einen Liebesbrief zu schreiben!

Um diesem meinem Briefe etwas möglichst Natürliches, den Schein der Autenticität zu geben, mischte ich unter die schüchterne, aber zugleich feurige Liebeserklärung, einige pikante Bemerkungen über meine nächste

*) Gemahlin von Johann Sobieski.

Umgebung. Ich verstellte meine Schrift so geschickt, daß mein Gemahl — er fand das Briefchen auf dem Kübel eines Oleanders — ganz benommen von dem Inhalt, seiner Mutter Mittheilung machte und sich mit ihr darüber besprach. Ich war über den Erfolg entzückt, und triumphirte im Stillen — ach, ich ahnte nicht, welchen Verlauf die Sache nehmen würde!

Die Scherze, die mein Brief enthielt, so unschuldig sie waren, ärgerten meine Schwiegermama; sie las und las immer von Neuem, verglich die Handschrift mit allen möglichen anderen, kam schließlich dahinter: ich müsse die Urheberin dieser kleinen Mystifikation sein.

Man beschloß auf ihren Rath, mich auf die Probe zu stellen und zu sehen, wie weit ich mit meinem Geflunker, dessen Absicht man sich gar nicht erklären konnte, gehen würde; mein Schwiegerpapa wurde als Erster mit der Mission, mich zu erforschen, betraut. Es hatte sich meiner bereits eine gewisse Unruhe bemächtigt, ich machte mir bereits heftige Vorwürfe über Das, was ich gethan hatte — da trat eines Tages der Schwiegerpapa unerwartet bei mir ein, ich ahnte sogleich, daß ein strenges Verhör mir bevorstand. Ich verlor den Kopf; da ich mich scheute, meine Thorheit zu bekennen, log ich in der ungeschicktesten Weise.

Mein Schwiegerpapa behandelte die Sache in der delikatesten Weise; da er sah, daß er zu nichts kam, zog er sich zurück und räumte meinem ihm nachfolgenden Gemahl den Platz; dieser setzte das Verhör sogleich fort. Ich hätte vor Scham vergehen mögen und vertheidigte mich wie eine Verzweifelnde. Das Ende vom Liede aber war, daß er mir mein Geheimniß entriß. Die Thränen brachen mir in Strömen aus den Augen, und ich warf mich ihm zu Füßen: er verzieh mir, denn er sah wohl, daß es sich um nichts als um einen kindischen Streich handelte. Anders verhielt sich die Schwiegermama, sie bekam von meinem Charakter eine sehr schlechte Meinung und glaubte, ich hätte mich durch die Abfassung eines solchen Briefes für immer als eine gefährliche Intrigantin entlarvt. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich dergleichen gethan hatte; ich wurde vor Gram und Reue krank; da man glaubte, ich wäre guter Hoffnung, erwies man mir übrigens alle Schonung.

Ich begriff sehr wohl, daß diese Sorgfalt nur eine einstweilige Rücksicht war und daß mir nichts das Vertrauen und die Zuneigung meiner Schwiegermama wiedergewinnen würde; obwohl sie unzweifelhaft

hervorragende Eigenschaften hatte, war sie doch nicht so hochentwickelten, unabhängigen Geistes, um alle Nuancen der sich in mir drängenden Empfindungen zu begreifen.

Den peinlichen Gefühlen, denen ich mich preisgegeben fühlte, entriß mich die frohe Hoffnung, Mutter zu werden, und da man sehnlichst einen Stammhalter erwartete, so widmete man mir, wie gesagt, die allergrößten Aufmerksamkeiten, die ich als ein Zeichen nicht verscherzter Zärtlichkeit auffassen zu dürfen glaubte.

Ich litt in den ersten Monaten unter den Einflüssen meines Zustandes, und mein Gemahl sah sich dadurch genöthigt, unsere Visitentouren als Neuvermählte zu verschieben.

So wie ich im Stande war, das Fahren zu vertragen, reisten wir nach Lanzut,*) einem Schloß, in welchem die Großmutter meines Gemahls, die Fürstin Lubomirska, residirte. Sie führte den Titel Fürstin-Marschallin. Es dürfte wohl kaum möglich sein, Jemanden zu finden, der mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften so viele Sonderbarkeiten vereinigte. Sie liebte weder ihre Kinder, noch ihre Heimath.**) Sie stand mit Ausnahme der Traditionen des französischen Hofes, Allem fremd gegenüber; sie kannte das Zeitalter Ludwig XIV weit besser als die Ereignisse, welche den Untergang ihres Heimathlandes veranlaßt hatten. Augenzeugin aller Greuel, welche die Revolution von 1789 gezeitigt hatte, eine intime Freundin der Prinzessin Lamballe, verabscheute sie die neueren Anschauungen. Napoleon war für sie ein „Elender", welcher durch gewaltsam herbeigeführte Ereignisse auf eine Höhe gehoben war, auf welcher er sich unmöglich halten könnte. Sie vermied es, von ihm zu sprechen; war sie gezwungen, den Verhaßten zu nennen, so nannte sie ihn nie anders als den „kleinen Bonaparte". Den Bourbonen treu ergeben, trug sie Trauer um den Herzog von Enghien und überschüttete die Emigranten mit Wohlthaten.

*) Von Lanzut spricht Frau de Staël in: „Dix années d'exil", Kap. VIII.

**) Elisabeth Czartoryska, Fürstin Lubomirska, war die Cousine des Königs Stanislaus August. In der „Correspondance de Stanislas-Auguste et Madame Geoffrin" wird die Fürstin unter dem Namen „Aspasia" aufgeführt. Wir lesen: „Trotz allem Geschehenen bin ich der Aspasia stets zärtlich zugethan geblieben. Aber je mehr ich sie liebe, desto mehr bin ich auch schmerzlich berührt von den Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt ist; sie muß wirklich sehr unglücklich sein, sie ändert ja fortwährend ihren Aufenthaltsort und findet nirgend Ruhe" (Brief vom 11. März 1767).

Als wir in Lanzut waren, trafen wir dort den Bischof von Laon;*) er wurde mit der größten Ehrfurcht behandelt.

Wenn die Fürstin nach Wien reiste, was beinah alljährlich im Winter geschah, seit ihr hohes Alter und der Wechsel der Dynastie, wie sie spöttisch sagte, ihr den Aufenthalt in Paris verleidet hatte, blieb in Lanzut Alles unverändert. Jeden Morgen stellte sich der Intendant ein, um die Befehle des Bischofs zu erbitten. Monseigneur lebte in Lanzut wie auf seinem eigenen Schloß und sicherlich befand er sich hier besser als zu Hause, denn in keinem Lande habe ich einen so prachtvollen, so eleganten Haushalt gefunden. Reich wie eine Prinzessin der Märchenwelt, hatte die Fürstin-Marschallin um sich her den englischen Comfort mit französischem Geschmack zu vereinigen verstanden.

Zudem hatte sie das Verdienst, in würdiger Weise das ungeheure Vermögen zu verwenden, welches der Zufall ihr in den Schoß geworfen hatte. Ihre Freigebigkeit hatte das Bemerkenswerthe, daß sie mit großer Ueberlegung auftrat, was namentlich ihren zahlreichen Vasallen zu Gute kam. Es gab kein Dorf, in welchem sie nicht eine Schule, ein Hospital errichtet, einen Arzt, eine Geburtshelferin ansässig gemacht hätte. Sie hatte besondere Beamte angestellt, um diese Einrichtungen zu überwachen. Wollte sie, daß bei ihr Luxus und Pracht herrschten, so wollte sie auch, daß die Armen nicht vergessen würden.

Sonderbar, unerklärlich ist es, daß diese Wohlthäterin der Armen, die ihren Namen priesen, gegen ihre Kinder, von denen sie doch verehrt wurde, hartherzig und ungerecht war.

Ich merkte gleich zu Anfang unseres Aufenthaltes, daß mein Gemahl von ihr geringschätzig behandelt wurde und sie ihre Antipathie auch auf mich übertrug. Ich ließ mich davon jedoch nicht einschüchtern und, indem ich Alles ins Spiel brachte, was ich an froher Laune und kleinen Talenten**) aufbringen konnte, gelang es mir, Verzeihung dafür zu erlangen, daß ich die Frau Alexanders war.

Nach einem Aufenthalt von etwa vierzehn Tagen verfügten wir uns nach Pulawy,***) der prachtvollen Residenz des Fürsten Czarto-

*) Ludwig Hektor Honoré Maxim de Sabran.

**) Die Gräfin verfertigte Kopfbedeckungen (Häubchen) à la Louis XV und machte sich dadurch angenehm bei der Fürstin, welche von den Moden, die ihrer Jugendzeit angehört hatten, nicht lassen mochte.

***) Delille, der ja in Polen war, schrieb: „Ich glaubte, ich würde in diesem

ryski,*) Bruders der Fürstin-Marschallin, unseres Großonkels. Man nannte ihn den „Fürst-General". Es war Gebrauch bei uns, hohe Titel dem Namen beizufügen.

Dieses Schloß war ganz verschieden von dem, welches wir soeben verlassen hatten. Von moderner Eleganz war eigentlich keine Rede, denn man wollte das Althergebrachte besonders bewahrt, an den Gewohnheiten der Vorfahren nichts geändert wissen. Die nämliche Herzlichkeit, dasselbe gewinnende Wesen! Man fühlte sich zu Hause sowie man eingetreten war. Der Fürst versteckte hinter sehr gefälligen Umgangsformen umfassende Kenntnisse. Er war ein tüchtiger Orientforscher, er beherrschte verschiedene Sprachen und wußte Bescheid in allen fremden Litteraturen. Er suchte Nachsicht für seine strenge Gelehrsamkeit, indem er allerlei Späße machte und sich fröhlich zeigte. Er war witzig, geistsprühend; ich wüßte nur den Fürsten de Ligne, den ich mit ihm vergleichen könnte, der Fürst-General aber hatte vor diesem das voraus, daß er eine edle Seele hatte und hochherzig war. Wäre er nicht zu früh allen Versuchungen der Welt preisgegeben gewesen, so hätten sich wohl nur Wenige mit ihm messen können und sein politischer Einfluß hätte nennenswerthe Folgen gehabt.

Als ich ihn zum ersten Mal sah, beeinflußte sein vorgeschrittenes Alter noch in keiner Weise den Zauber und die Lebhaftigkeit seines Naturells. Er war ein kleiner, vertrockneter Greis, gepudert und stets sauber gekleidet. Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit ihn Joseph II zum österreichischen Feldmarschall gemacht hatte, er hatte doch an keinem Kriege Theil genommen. Unter seiner fremdländischen Uniform, hinter den Farben unserer Feinde, schlug ein Herz voller Vaterlandsliebe und Opfermuth. Seine ausgezeichnete Güte trat bei jeder Gelegenheit zu

---

Lande in Bärenfelle gekleidete Sarmaten, in stetem Nomadisiren, mit dem Wanderstecken in der Hand vorfinden; ich habe Athenienser an den Ufern der Weichsel getroffen. In seinem Gedicht: „Les Jardins" ist eine Schilderung von Pulawy:

Wie könnt' ich deines Zaubers je vergessen,
Des Reichthums, der gepaart mit schöner Form!
O, Pulawy! Der Götter schönste Spenden,
Sie wurden dir wie keinem sonst zu Theil:
Entzückend ist das Bild, das deine Fluren,
Im prächt'gen Rahmen hoher Berge zeigt.

*) Fürst Adam Casimir Czartoryski, Starost-General von Podolien (1734 bis 1823) war der Vater des Prinzen Adam, der „Memoiren" hinterließ.

Tage, er war im ganzen Lande hochverehrt. Auf seine Kosten ließ er eine ganze Anzahl junger unbemittelter Edelleute erziehen, er bekümmerte sich persönlich um deren Anlagen, deren Neigungen, interessirte sich für deren Fortschritte, schickte sie auch auf Reisen. Viele hervorragende Leute verdankten die Entwickelung ihrer Talente der sogenannten „Schule von Pulawy", die fortwährend durch die Freigebigkeit des Fürsten vergrößert wurde, ihre Beziehungen verzweigten sich bis nach England und Frankreich. Diese Schule verschlang einen großen Theil seines Vermögens, so daß er Schulden machte, welche seine Söhne später tilgen werden.

Das war eine ihres Namens würdige Aristokratie! Ich darf behaupten — sie war nur in Polen zu finden. Wenn der Fürst-General die Zukunft einer ehrenwerthen Familie gesichert hatte, so pflegte er sich wohl bei ihr einzustellen, um ihr zu danken, daß sie ihm ihr Vertrauen geschenkt habe. Machte er Ersparnisse, so beschränkten sie sich auf seine Tafel. Er war jetzt überaus genügsam: vom Arzt genöthigt, seine bescheidenen Mahlzeiten allein zu sich zu nehmen, war er wohl der Erste, der über unsere schlichten Diners lachte. Es waren stets fünfzig Personen zu Tisch und wenigstens hundert Andere lebten von den abgetragenen Speisen. Wenn er, nachdem er sein Anachoretenmahl zu sich genommen hatte, zu uns kam und um die Tafel her ging, so freute sich Jedermann, weil er durch seine jovialen Späße große Heiterkeit hervorrief. Begegnete er zufällig seinem Verwalter oder dem Tafeldecker, so klopfte er ihm wohl auf die Schultern und frug ihn, ob er immer noch „an dem alten System festhalte —".

„Dieser Schelm," sagte er, „hat nämlich gelobt, niemals anderen als jungen Wein und anderes als altes Fleisch aufzutragen."

Niemandem fiel es ein, sich zu beklagen, mit Ausnahme einiger alter Sybariten, deren Egoismus sich mit dem Gleichmuth des Schloßherren für so wichtige Dinge nicht abfinden ließ.

Die Fürstin*) war nicht ohne Vorzüge ..... — Zur Zeit, von welcher ich hier rede, kümmerte sie sich besonders um Nothleidende. Mit Tagesanbruch war ihre Thür schon von Armen und Kranken der benachbarten Dörfer förmlich belagert. Nachdem sie für die Bedürfnisse eines Jeden gesorgt hatte, verfügte sie sich in ihren herrlichen Garten

*) Die Fürstin Isabella Czartoryska (1746—1835) war eine geborene Gräfin Fleming; diese Familie ist holländischen Ursprungs.

und verwandte einen großen Theil des Vormittages auf die Ueberwachung der Arbeiten.

Die im Park von Pulawy errichteten Baulichkeiten sind höchst interessant. Das bedeutendste ist historischen, besonders nationalen Erinnerungen geweiht, es ist eine Nachahmung des vielbewunderten Sibyllentempels bei Tivoli. Der geschickte Architekt, dem der Bau übertragen war, wurde nach Italien geschickt, um das Modell genau zu studiren; die Verhältnisse sind streng innegehalten, die Details genau dieselben; da der italienische Himmel leider nicht zu kopieren ist, wurde eine aus einem einzigen Stück bestehende Glaskuppel über den Tempel gestülpt.

Man findet in demselben u. A. die Insignien unserer Könige, die Juwelen der Königinnen, die Waffen unserer berühmten Krieger, dem Feinde abgenommene Trophäen. Man kann sich nichts Denkwürdigeres, Schöneres vorstellen als diese Sammlung, zu welcher jede durch eine glorreiche That berühmt gewordene Familie ihre Ansprüche an die Unsterblichkeit beigetragen hat.*)

Der Tempel trägt eine Inschrift, welche unsere Glanzzeit, unser Unglück und unsere Hoffnungen zusammenfaßt in den Worten: „Die Vergangenheit an die Zukunft." Mögen diese heiligen Vermächtnisse von der Zeit verschont bleiben und unsere Kinder und Kindeskinder herzutreten, um ihre Waffen zu schärfen auf den Stufen dieses Ruhmestempels!

Ein anderer Bau, den man das „gothische Haus" nannte, ist von ganz anderer Art, in ihm ist der flämische mit dem maurischen Stil aufs glücklichste vereint. Man könnte meinen, der Bau wäre zu verschiedenen Zeitepochen immer wieder neu begonnen und endlich in geschmackvollster Weise vollendet worden. Die Fürstin hat ihn mit Erinnerungen aus aller Herren Länder angefüllt: in dem gothischen Hause das Berühmteste aller Zeiten zusammengestellt.

Neben einer Haarflechte der Agnes Sorel in einem prachtvollen Krystallbehälter, der mit Edelsteinen inkrustirt ist, sieht man eine un-

*) Diese Schätze sind bei der Plünderung von Pulawy 1830 gerettet worden und befinden sich jetzt in Paris im Palais Lambert (Randbemerkung der Gräfin), — Seitdem ist die Sammlung nach Krakau geschafft worden und bildet einen Theil der fürstlich Czartoryskischen Sammlung. (Man sehe die Brochure über Krakau 1893, von C. Stryienski.)

förmliche Schale, welche bei der Salbung der Czaren von Rußland benutzt und aus Moskau von unseren Soldaten mitgenommen wurde. Unter einem herrlichen Porträt Raphael's, von ihm selbst gemalt,*) steht ein Ruhesessel Shakespeare's; nicht weit davon ein Tisch, einst im Besitz Voltaire's, dessen goldener, schön ciselirter Schlüssel ein Schubfach öffnet, in welchem Schätze ohne Zahl aufbewahrt sind. Zunächst eine Sammlung von Briefen berühmter dem Zeitalter Ludwig XIV angehöriger Männer, unter anderen ein schöner Brief Turrenne's, von ihm eigenhändig kurz vor seinem Tode geschrieben; ein kleines Büchelchen in altem defektem Einbande enthält Befestigungspläne, welche Vauban entwarf und dem Herzog von Burgund dedicirte. Autographen von sämmtlichen Königen Frankreichs von Franz I bis auf Napoleon; ein Gebetbuch der La Vallière und eine Menge Merkwürdigkeiten, die man bedauert, nur flüchtig in Augenschein nehmen zu können.

Die Mauern des Gebäudes sind über und über mit alten Inschriften bedeckt, deren Inhalt Beziehung zur Geschichte Polens hat. Die Fürstin war damals gerade mit der Abfassung eines Kataloges ihrer Schätze beschäftigt. Auch werden jetzt Kupferstiche von den hervorragendsten Sachen angefertigt. Es ist dies eine umfangreiche Arbeit; sie beweist, wie eingehend die Fürstin die Geschichte der Länder, deren Reliquien sie sammelte, studirt hat. Auch die französische Revolution hat das „gothische Haus" bereichert. Es war ja die Zeit, da die alten Erinnerungen zu herabgesetzten Preisen losgeschlagen wurden! Die Gräfin Sophie Zamoyska, Tochter der Fürstin, die sich zu dieser denkwürdigen Zeit in Paris aufhielt, hat Erwerbungen gemacht, die heut zu Tage unbezahlbar sind.

Ich kann das Interesse, das Vergnügen kaum schildern, welches man der Berichterstatterin entgegenbrachte; hatte sie doch ihr Leben verwendet, um diese Reliquien zu sammeln. Sie selber machte den Cicerone und wußte jedem Gegenstand, den sie zeigte, eine wunderbare Legende beizufügen.

Des Abends, wenn die Promenaden in dem herrlichen Park beendet waren, versammelten sich Alle um die Schloßdame; mir machte es ein ganz besonderes Vergnügen, ihre Erinnerungen wachzurufen.

---

*) Man hat inzwischen herausgefunden, daß das Bild nicht Raphael, sondern den Herzog von Urbino, Neffen Julius II, darstellt.

Sie hatte viele Reisen gemacht und war schon hochbetagt; sie erzählte von historischen Personen, als hätte sie dieselben gestern noch gesehen, von historischen Ereignissen, als hätten sie sich eben erst zugetragen.

Sie war am Hofe Friedrich des Großen vorgestellt worden und hatte Mittel und Wege gefunden, sich eines Tages in das Kabinet des Königs zu schleichen, als derselbe gerade fort war:

Vor einem von Schriftstücken und Landkarten ganz bedeckten Schreibtisch stand eine Assiette mit Kirschen, darauf lag ein Zettel mit den vom König eigenhändig geschriebenen Worten: „Achtzehn bleiben übrig." Neben dem Tisch, auf einer Causeuse lag eine alte Husarenuniform, welche zu erwarten schien, daß sie geflickt würde, neben einem offenen Briefe Voltaire's die Rechnung eines Materialwaarenhändlers, Lieferanten für den Hof. Ein Notenheft auf einem Pult und nicht weit davon ein kuruliſcher Sessel, ähnlich dem, der sich im Kapitol befindet, mit dem Unterschiede nur, daß jener verdeckt und von rothem, dieser aber von ganz gemeinem Holze ist und nichts hat, um seine häßliche Verwendung zu verstecken. Gewiß ein merkwürdiges Kabinet für einen König!*)

Es war für distinguirte Fremde in Berlin überaus schwierig, in Bezug auf die beiden bestehenden Höfe Verlegenheiten zu entgehen. Der Hof des Königs bestand aus Militärpersonen und Gelehrten. Die Königin, die der König nie besuchte, versammelte Modedamen und die Spitzen des Adels um sich. Man fuhr schlecht bei dem Einen, wenn man den Anderen besuchte.

Wenn der König von seiner Gemahlin sprach, was ungemein selten vorkam, so nannte er sie nie anders als „die alte Närrin"; dafür nannte die Gemahlin ihn den „alten Spitzbuben" oder den „alten Knauser".

Friedrich war geistsprühend, aber voll Bitterkeit und unliebenswürdig.

*) Anmerkung des Uebersetzers: Chateaubriand, dem die Verfasserin ein besonderes Studium widmete, geht in seinen absurden Bemerkungen über Friedrich den Großen noch etwas weiter und setzt in „Mémoires d'outre tombe" seinen Lesern folgendes übelriechende Ragout vor: „Im alten Schloß zu Potsdam finden die Tabaksflecken, die zerissenen und beschmutzten Fauteuils, kurz alle Spuren von der Unsauberkeit des fürstlichen Renegaten eine pietätvolle Schonung. Hier wird die Unreinlichkeit des Cynikers, die Schamlosigkeit des Atheisten, die Tyrannei des Despoten und der Ruhm des Soldaten Alles auf einem Haufen unsterblich gemacht."

Die Fürstin Czartoryska gab der Unterhaltung mit dem Kaiser Joseph, der ihr näher bekannt war, den Vorzug.

Die unglückliche Marie Antoinette, der die Fürstin näher stand, hatte ihr ein Schreiben an Bruder Joseph behändigt und ihr empfohlen, dasselbe heimlich abzugeben, da alle ihre Schritte scharf überwacht würden. Die Fürstin entsprach dem ihr ertheilten Auftrage bereitwillig; als der Kaiser Joseph sie empfing, sprach er sich eingehend über alle möglichen und wahrscheinlichen Chancen der Revolution aus, unterbrach sich aber plötzlich selbst und rief wie von prophetischer Eingebung überkommen:

„Es wird so fortgehen, bis ein Mann von epochemachendem Genie sich der Gewalt bemächtigt und Alles wieder zurechtrückt. Was meine Schwester angeht, so glaube ich, kommt Alles zu spät, ich befürchte sehr, sie wird ihren Thorheiten und der Schwäche des Königs, ihres Gemahls, zum Opfer fallen."

Joseph II gehörte zu den geistvollsten Männern seiner Zeit; er liebte die Geselligkeit und unterhielt sich gern. Zu näherem Umgange zugelassen waren mehrere liebenswürdige Frauen. Darunter namentlich auch die Fürstin Czartoryska — wir waren nun die Erben ihrer Erinnerungen.

Eines Tages nach beendigtem Diner, erzählte sie uns, daß sie auch den Fürsten Kaunitz,*) der in dem Ruf stand, ungemein rücksichtslos zu sein, kennen gelernt habe. „Er hatte," sagte sie, „sehr schöne Zähne, deren Pflege er sich ohne alle Rücksicht auf Anwesende hinzugeben pflegte.

Nach Tisch, sowie abgedeckt wurde, stellte ein Diener einen Spiegel vor den Fürsten, ein Näpfchen mit Wasser und Bürsten, hin und nun wiederholte der Fürst seine Toilette vom Morgen, ohne sich um die Leute zu kümmern, welche warteten, daß er sich vom Tisch erheben sollte."

Ich frug die Fürstin neugierig: ob auch sie habe warten müssen.

„Mein Gott, freilich," rief sie, „ich war so außer mir, daß ich erst, als ich die Treppe hinunter war, wieder zu mir kam. Hernach geschah es nie wieder, denn unter dem Vorwande, es würde mir zu heiß, stand ich beim Dessert vom Tische auf."

*) Wenzel Anton Fürst Kaunitz (1711—1794) war 1750 österreichischer Gesandter am Pariser Hofe.

Eines Tages gehörte zu den Tischgästen des Fürsten Kaunitz ein vornehmer Venetianer Namens Grandenigo. Der Fürst, der sehr gut aufgelegt war, fand Vergnügen darin, den Herrn zu hänseln und ihn einen „großen Tropf" zu nennen. Der Italiener verstand nicht französisch und frug, überrascht von dem allgemeinen Gelächter, seinen Nachbar nach der Veranlassung.

„O! Seine Hoheit sehen es gern, wenn es bei Tisch lustig hergeht," lautete die Antwort.

Den Frager aber stellte diese Antwort nicht zufrieden; er wurde nachdenklich und achtete nicht auf die ihm dargereichten Speisen. Der Fürst, welcher merkte, daß die Dienerschaft dadurch in Verlegenheit gerieth, rief seinem Tafeldecker zu:

„Warum versetzt Du ihm nicht Eins?"

Sollte man nicht meinen, wenn man so Etwas hört, man wäre um einige Jahrhunderte zurück? Der Fürst Metternich, der heut den Platz des Fürsten Kaunitz einnimmt, würde sich dergleichen nicht herausnehmen, selbst wenn er dazu die Versuchung fühlte; ich habe das Benehmen dieses Herrn stets vollkommen passend und höflich gefunden. Dasselbe von seiner Gemahlin zu sagen, wäre ich jedoch nicht in der Lage.

VI.

Eine Mystifikation.

(1803.)

Rückkehr in die Stadt. — Der Illuminat. — Eine Falle. — Ein Abend im Théâtre français zu Warschau. — Heimliche Abreise. — Die Höhle des Propheten. — Konsultation. — Der schwarze Vorhang rollt auf. — Die Erscheinung. — Das Abendessen. — Die Lösung des Räthsels. — Fürst Radziwill — Quälereien einer Schwiegermutter. — Geburt eines Stammhalters. — Natolin.

Für den Winter kehrten wir nach der Stadt zurück. Die Eltern meines Mannes hatten sich dort bereits niedergelassen, wir zogen zu ihnen. Bald darauf kam auch meine Mutter in Warschau an und bezog ihr gewohntes Winterquartier: meine Niederkunft stand nahe bevor.

Ich habe gelegentlich schon erwähnt, daß ich für alles Wunderbare eine Vorliebe hatte und daß meine Phantasie sich gern mit Dunstgebilden beschäftigte. Ich wußte, daß mein Schwiegervater Freimaurer war und daß er die Loge Groß-Orient besuchte. Mich ergriff ein unwiderstehliches Verlangen, in die Mysterien der Freimaurerei, von deren Bedeutung ich mir die seltsamsten Vorstellungen machte, einzudringen: ich war von unbezwingbarer Neugier und zitterte zugleich vor Angst, wenn ich mir die Finsterniß, wenn ich mir die Flammen vorstellte, durch die der Weg gebahnt werden, wenn ich an die Fenster dachte, durch die man sich hinab in den Abgrund stürzen mußte — und dann die Nägel, auf denen man entlang gehen mußte — hu!

Vergeblich hatte ich versucht, meinen Schwiegerpapa zum Ausplaudern zu bewegen, er lachte mich aus und war und blieb verstockt — darüber wurde ich immer trostloser. Mit einem Mal aber glaubte ich, wahrzunehmen, daß er, der sonst so gern plauderte, und so gesprächig war, nachdenklich wurde. Oft mußte zu Tisch auf ihn gewartet werden; wenn er kam, war er zerstreut, manchmal kam er auch gar nicht. Meine Schwiegermutter schien zu wissen, was vorlag, schien sich jedoch darum keine Sorgen zu machen, verrieth aber auch nichts. Nun befragte ich meinen Mann; er gab zu, daß seinem Vater etwas durch den Kopf gehen müsse, erklärte jedoch, auch seinerseits nichts zu wissen.

Endlich — meine Neugier war womöglich noch lebhafter geworden — machte mir eines schönen Tages meine Schwiegermama eine halbvertrauliche Mittheilung, der zufolge heimliche Versammlungen bei einem berühmten Illuminaten stattfänden und meinen Schwiegerpapa völlig in Anspruch nähmen. Sie empfahl mir die allergrößte Verschwiegenheit, nahm mir auch das Versprechen ab, meinem Manne nichts zu sagen, weil derselbe sich beunruhigt fühlen könnte. Ob sie recht oder unrecht handelte, wenn sie mich veranlaßte, Geheimnisse vor meinem Gemahl zu haben, darüber dachte ich nicht nach. Ich muß aber sagen, so gar leicht fiel es mir doch nicht, ihm gegenüber von dem zu schweigen, was mich so lebhaft beschäftigte.

Da mein Schwiegerpapa eine nur schwächliche Gesundheit hatte, so mußte er alle Tage in einem verschlossenen Wagen spazieren fahren — dies geschah zu einer bestimmten Zeit. Ich begleitete ihn häufig, weil mein Zustand einige Bewegung nöthig machte und die Jahreszeit mir das Gehen versagte.

Eines Morgens, wir waren weiter als gewöhnlich gefahren, schien mir mein Schwiegerpapa noch nachdenklicher, noch wortkarger als gewöhnlich. Nun konnte ich nicht mehr an mich halten und frug ihn, wohin wir denn führen.

Er antwortete mit unbestimmten Redewendungen, fügte denselben aber hinzu:

„Wenn Du nicht so jung wärst und ich auf Deine unbedingte Diskretion zählen könnte, würde ich Dich in überraschende Dinge einweihen."

Nun legte ich mich natürlich auf's Bitten, leistete sogar Schwüre. So erfuhr ich denn, daß ein Illuminat, eingeweiht in alle Geheimnisse der Wissenschaft, sich versteckt in einer der Vorstädte aufhalte.

„Ich habe," fügte der Schwiegerpapa hinzu, „mehr als Einen in den Ländern, die ich bereiste, niemals aber habe ich einen Solchen gesehen."

Er vertraute mir an, daß er mit einigen anderen unterrichteten Männern jeden Abend einer geheimen Sitzung beiwohne, in welcher die allerseltsamsten Dinge passirten, die ich nicht glauben würde, wenn er sie mir mittheilen wollte.

Ich hörte ihm mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß ich gar nicht gewahr wurde, wie unser Wagen in den Schloßhof fuhr.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht aber war ich beschäftigt, mir eine Vorstellung von Dem zu machen, was mein Schwiegerpapa eigentlich gemeint haben könne.

Am anderen Tage waren seine Mittheilungen schon eingehender. Ich wußte, daß gegen ein gewisses Entgelt*) ich hoffen durfte, die Schwelle des Heiligthums zu überschreiten, ja möglicher Weise eingeweiht werden könne in die Wunder, die nur der Adept kennen darf: das war ja weit mehr, als ich nur irgend verlangen konnte, meine Wünsche waren bisher so bescheiden gewesen, daß sie sich darauf beschränkten, den Bericht über die Wunder zu hören.

Ich lief voller Freude, um Geld herbei zu holen, welches ich erspart hatte; ich wechselte dagegen ein halbes Versprechen ein: es müsse, so hieß es, vor Allem gelingen, das Herz des Weisen durch milde Gaben, welche er vertheile, zu erwärmen und ihn so allmählich für meinen Empfang zu gewinnen.

Darüber gingen noch einige Tage hin, sie erschienen mir wie Jahrhunderte; endlich theilte mir der Schwiegerpapa mit, daß er, nachdem er alle Verantwortung für mich übernommen und meine Gabe Anerkennung gefunden habe, berufen sein würde, zu hören was nur wenige Ohren vernommen, zu sehen, was nur wenige Augen wahrgenommen hätten. Meine Freude brach in so ungestümer Weise aus, daß er erschrak. Wenn ich mich jetzt in diese Stunden der Aufregung zurückversetze, so kann ich nicht begreifen, wie es möglich war, daß meine Gesundheit standhielt.

Als dann endlich der große Tag da war, wurde verabredet, daß

---

*) Die Summe war bestimmt, den Armen zu Gute zu kommen. Der Illuminat war Philanthrop zugleich. (Anmerkung der Gräfin.)

ich mich wie gewöhnlich ins Théâtre français verfügen solle und daß mein Schwiegerpapa zur bestimmten Stunde mir ein Zeichen machen würde; ich sollte mich dann über die Hitze beschweren, worauf er sich anbieten würde, mich nach Hause zu bringen. Er gab mir noch den wohlgemeinten Rath, mich mit einem Schleier zu versehen, da es sich für eine Dame von Stande nicht schicke, heimliche Wege unverhüllt zu gehen.

Als wir in den Wagen stiegen, bemerkte ich, daß die Laternen nicht angezündet und die Diener nicht in Livree waren.

„Das ist nothwendig," erklärte mein Schwiegerpapa, „es wird Dich doch nicht erschrecken?"

Ich erwiderte zwar, daß nichts meinen Muth erschüttern könne, fühlte aber doch, daß eine nervöse Aufregung sich meiner bemächtigt hatte.

Wir fuhren sehr rasch und legten eine große Wegstrecke zurück; es war sehr kalt, man hatte die Fenster verhangen, und ich konnte nicht sehen, welche Straßen wir passirten. Dem Kutscher hatte man gesagt, er solle dorthin fahren, wohin er alle Abend führe.

Das Straßenpflaster hatte ein Ende!

„Fahren wir denn aus der Stadt hinaus?" frug ich.

„Ja," erwiderte mein Schwiegerpapa, „der weise Mann ist genöthigt, sich zu verstecken; entdeckte man ihn, so würde er gefangen gesetzt werden. Du mußt nur ja nicht vergessen, daß die geringste Indiskretion uns Alle unfehlbar ins Verderben stürzen muß."

„Ach," rief ich, „wie lächerlich ist es doch, daß die Regierungen die Wissenschaft verfolgen!"

Plötzlich, auf einem gepflasterten Hofe, hielt der Wagen, ein Diener öffnete schweigend den Wagenschlag. Mein Schwiegerpapa sprang eilig heraus und ersuchte mich, einige Minuten zu warten, damit mir geleuchtet würde. Es war dunkel ringsum, und ein tiefes Schweigen herrschte. Meine heroische Stimmung schien ein wenig nachzulassen, allein noch fand der Muth eine kräftige Stütze in meiner Neugier. Mein Schwiegerpapa kam mit einem kleinen, ganz schwarz gekleideten Mann zurück, der eine Laterne trug.

Nun ging es die Treppe empor, eine steile enge Treppe — so also, dachte ich bei mir, wohnen die Leute, denen geheime Fähigkeiten innewohnen.

Wir waren in eine kleine Vorhalle eingetreten, unser Führer, es

war der Diener des Illuminaten — verschwand, und es umgab uns abermals tiefe Finsterniß.

„Nun werde ich," sagte mein Schwiegerpapa, „das verabredete Signal geben."

Dabei klopfte er dreimal in sonderbarer Weise. Gleich darauf vernahmen wir eine dumpfe Stimme und die Worte:

„Tritt näher, mein Bruder."

Ich zitterte an allen Gliedern und mußte mich fest auf den Arm meines Schwiegerpapas stützen.

Wir traten in ein geräumiges Zimmer, in dessen Mitte ein großer Tisch, verhüllt von einer schwarzen Decke, und ein nur wenig Licht spendendes Lämpchen stand; so war es kaum möglich, den an dem Tisch sitzenden Greis zu erkennen. Derselbe war phantastisch gekleidet und anscheinend in die Lektüre eines vor ihm liegenden Folianten vertieft. Auf seiner Nase steckte eine auffallend große Brille, die weißen Haare fielen über die Schultern, er schien wie von Kummer oder langer Arbeit gebeugt. Ein hölzernes Schreibzeug, bedeckt mit Gänsefedern und ein Todtenkopf bildeten den weiteren Schmuck des schwarz verhangenen Tisches.

Die Wände des Raumes waren kahl an einer Seite, im Hintergrunde konnte ich einen Vorhang von schwarzem Stoff im herrschenden Halbdunkel erkennen — was mochte dahinter stecken? Nicht weit von dem Vorhang entdeckte ich auch einen großen Spiegel mit konvexer Scheibe und schwarzem Rahmen.

In dem Spiegel, dachte ich mir, erscheint Einem gewiß die Zukunft, und der Vorhang verhüllt phantastische Erscheinungen.

„Meister," begann mein Schwiegerpapa — der Greis blickte auf, „dies ist die junge Frau, von der ich Ihnen gesprochen habe. Ihr Herz, Sie wissen, ist voller Mitleid, ihre Seele verlangt nach Licht. Aber da diese Dame bis jetzt noch weder griechisch noch lateinisch kann, so haben Sie die Gewogenheit, französisch zu ihr zu reden."

Der Illuminat wandte sich nach mir hin.

„Was wünschen Sie, liebe Schwester?" frug er in feierlichem Ton.

Was ich in diesem Augenblick wünschte? Mein Gott — ich wünschte, ich wäre zu Hause in meinem angenehm durchwärmten, hellbeleuchteten Salon — hütete mich aber wohl, zu zeigen, daß ich Furcht hatte, und begnügte mich damit, einen flehenden Blick auf meinen Schwiegervater zu richten, damit er statt meiner Antwort gäbe.

„Sie weiß, Meister," sagte dieser, „daß Sie der Natur gebieten, daß Ihr tiefes Wissen Sie in den Stand setzt, Alles zu erkennen und den Geistern zu gebieten. Sie möchte eines der Wunder sehen, die Ihnen so geläufig sind."

Der Greis ließ sein Haupt auf die Brust sinken und schien sich in tiefes Sinnen zu verlieren — wieder herrschte ringsum eine feierliche Stille.

Ich stand dicht neben einem mir bisher entgangenen, auf dem Tisch liegenden Haufen von Schriften; unbewußt glitt meine Hand darüber hin.

„Halt," aber rief der weise Greis, „Sie würden Bilder in diesen Schriften finden, die ihnen das Blut erstarren machen; nicht ohne Gefahr für den Laien ist es, in diesen Büchern zu blättern."

Wie ich die Stimme hörte, da dachte ich mir etwas, was ich auch sogleich meinem Schwiegerpapa zuflüsterte.

„Mein Gott! das ist ja die Stimme des Herrn de R.."

„Als ich sie zum ersten Mal hörte, hatte ich den nämlichen Eindruck wie Du," lautete die Erwiderung Papachens.

„Was sagt die Schwester?" aber frug der Greis.

„Sie bewundert den pathetischen Klang Ihrer Stimme," antwortete mein Schwiegervater.

Der Illuminat verbeugte sich demüthig und sprach zu mir: „Da der Bruder es so verlangt und für Sie einsteht, so sprechen Sie nur, Schwester, frei heraus: was wünschen Sie zu sehen? Sind es die Thiere der Apokalypse, die Todten oder die Abwesenden?"

Thiere, Todte — nein .. das wäre zu schrecklich. Ich sagte also „die Abwesenden."

„Ich mache Sie aufmerksam," warf der Illuminat ein, „daß meine Macht über die Meere hinüber nicht reicht, sondern nur über eine Ausdehnung von 12 640 Meilen. Danach geben Sie nun an, wen Sie zu sehen wünschen."

Mein Interesse war auf einen Fleck der Erde konzentrirt, und die große Anzahl der Meilen spielte keine Rolle — ich wünschte, meine Mutter, meinen Gemahl und meine Freundin, die Sobolewska, zu sehen.

„Gut, da Sie aber bis jetzt noch nicht zu den Eingeweihten zählen, so dürfen Sie auch," sagte er mit vieler Würde, „den vorbereitenden

Ceremonien nicht beiwohnen. Ziehen Sie sich also einen Augenblick in das Nebenzimmer zurück, liebe Schwester."

So mußte ich denn wohl oder übel in den dunklen, kalten Raum zurück, durch den wir eben eingetreten waren. Ich war von der tiefen Stille, der Finsterniß um mich her und nach den bereits überstandenen Aufregungen so erschöpft, daß ich anfing, über meine Neugier Reue zu empfinden, und meinen Schutzengel anrief, indem ich ihm gelobte, etwas Aehnliches nie wieder zu unternehmen.

Da öffnete mein Schwiegerpapa die Thür und ließ mich wieder eintreten.

„Schwester! Sie werden zufrieden gestellt werden," begann mit pathetischem Ernste der Greis, „allein ich mache Sie darauf aufmerksam, daß, wenn Sie einen einzigen Schritt thun, ein einziges Wort ausstoßen, Alles vorbei ist, Alles verschwindet. Jetzt geben Sie wohl Acht, Sie werden Diejenigen sehen, die Ihnen theuer sind, und zwar an der Stelle, an welcher sie sich in diesem Augenblick befinden."

Jetzt schlug der Greis dreimal in die Hände. Der schwarze Vorhang, welchen ich beim Eintreten bemerkt hatte, theilte sich wie von selbst und, wie von leichtem Nebel verhüllt, sah ich die Theaterloge, welche ich unlängst verlassen hatte, und die von mir bezeichneten drei Personen: sie schienen vertieft in die Ereignisse auf der Bühne; die Gesichtszüge, die Kleidung, die Bewegungen, Alles war so vollkommen identisch mit den Originalen, daß ich einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte — sofort schloß sich der Vorhang, und ich hörte ein schallendes Gelächter!

Meinen Schwiegerpapa aber hörte ich zugleich dicht neben mir sagen:

„Du hast Dich so tapfer gehalten, daß Dir eine vollkommene Einweihung in alle in diesem Hause vorgeführten Zaubereien von Rechtswegen zusteht — komm mit!"

Er führte mich vor den geheimnißvollen Vorhang und öffnete ihn — ich sah, nicht etwa von Nebeln wie verhüllt, sondern klar und deutlich eine mit elegantem Service besetzte, von unzähligen Lichtern beleuchtete Tafel, um welche alle meine Freunde in vergnügtem Gespräch beim Souper saßen — Ich war starr vor Erstaunen.

Sie erhoben sich, umringten mich und frugen, wie es mit meiner Vorliebe für das Geheimnißvolle stände. Ich aber war keines Wortes

fähig; es war mir völlig unmöglich, Einbildung und Wirklichkeit von einander zu trennen.

Endlich stieß ich die Frage hervor:

„Wo sind wir denn?"

„Zu Hause. Man hat Dich auf großen Umwegen hierher zurückgeführt, Du bist sogar außerhalb der Stadt gewesen."

„Aber . . dieser seltsame Eingang . ."

„Nichts als eine kleine Hintertreppe, welche Du nie passirt hast."

„Und der Illuminat?"

„Herr de R.. Du warst ja nahe daran, ihn an seiner Stimme zu erkennen."

„Und der Nebel?"

„Gaze."

„Und die Loge?"

„Eine Dekoration."

„Und die Papiere, die ich nicht berühren durfte?"

„Die ‚Reise nach Neapel und Sicilien.'"

„Und das Souper?"

„Deine hundert ersparten Dukaten, bestimmt für den wohlthätigen Illuminaten, sind dazu verwendet."

„Nun! Und die nachdenkliche, schon so lange anhaltende Stimmung meines Schwiegerpapas?"

„Eine lange zuvor eingeleitete Sache. —"

Was mir übrigens noch am meisten überraschend erschien, war, daß man den Umfang meiner Courage so richtig taxirt und zuvor errathen hatte, ich würde vor der Ruhe der Todten zu viel Respekt haben und lieber die Lebendigen, die Meinigen, zu sehen wünschen.

Meine Mutter und meinen Gemahl hatte man in die Vorbereitungen nicht eingeweiht; erst als man das Theater verließ, wurden sie durch meine Schwiegermama von Allem unterrichtet. Man hatte befürchtet, daß ihre Sorge um mich sie zur Verrätherin eines Geheimnisses machen würde, von dem man sich für den Abend so großen Spaß versprach und das zudem für mich nicht ohne Nutzen sein würde.

Jedenfalls ist mir damals klar geworden, daß es stets gelingt, die Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen, und es Einem leicht passiren kann, von der Einbildung mißleitet zu werden. Es ist sicher, daß, wenn ich in

dem Augenblick, als der Vorhang sich schloß, nach Hause zurückgebracht wäre, indem ich denselben Weg zurückfuhr, den ich gekommen war, es schwer gefallen wäre, mich später für eine der Wahrheit entsprechende Auffassung zu gewinnen. Ich wäre völlig im Reinen mit mir selbst darüber gewesen, daß die Illuminaten Verkehr mit den Geistern haben, und daß nichts Uebernatürliches für sie unmöglich ist.

Ich war übrigens schließlich nicht im geringsten ärgerlich darüber, daß man mich zum Narren gehalten hatte, ja es gab vielleicht Niemanden, der sich so wie ich über den Vorfall amüsirte. Leider entstanden daraus eine Menge von Unannehmlichkeiten für mich. Wenigstens vierzehn Tage lang wurden Die, die nicht dabei gewesen waren, von der Sache unterhalten, es war mir zuletzt derartig überdrüssig, daß ich nahe daran war, eine Bemerkung zu machen, wie sie einem Vertrauten des Fürsten Radziwill*) in den Mund gelegt wird. Der berühmte Renommist rief den Herrn als Zeugen auf, daß er, der Fürst, einer blutigen Schlacht**) beigewohnt habe. Der Zeuge aber bemerkte: „Ich kann leider keine Garantie für das Faktum übernehmen, da Monseigneur gleich zu Anfang der Schlacht getödtet wurde."

Dieser nämliche Fürst Radziwill befand sich in Paris zur Zeit der Thronbesteigung Ludwig XV und machte durch seine Verschwendung großes Aufsehen. Wenn er etwas kaufte, so kaufte er entweder die Hälfte oder ein Viertel der gesammten vorhandenen Vorräthe, indem er bemerkte, die Auswahl nähme zu viel Zeit in Anspruch und es wäre am kürzesten, man würfe diejenigen Sachen zum Fenster hinaus, die man nicht haben wolle. Die dankbaren Pariser gaben einer noch vorhandenen Passage den Namen „Passage Radziwill" (beim Palais Royal). —

Der Rest des Winters verlief aufs Angenehmste, etwas Wichtiges trug sich nicht zu. Wir führten, obwohl wir bei den Eltern wohnten,

---

*) Karl Radziwill (1734—1790), Haupt der Konföderation von Bar. Er lebte viel in Paris und ließ auf seine Kosten die „Passage Radziwill" beim Palais Royal bauen. Er hat viel von sich reden gemacht durch seine Phantastereien. — Die Gräfin ist, wie man weiter sehen wird, falsch berichtet über das Entstehen des Baues.

**) Der Fürst hatte, wie er erzählte, bemerkt, daß es an Munition fehle; er sammelte daher die Kugeln, welche bei ihm vorbeiflogen, und ließ dieselben sofort in seine Kanonen laden, sodaß sie noch heiß wieder beim Feinde einschlugen. (Anmerkung der Gräfin Potocka.)

einen getrennten Haushalt, ich war daher in nichts behindert, Leute bei mir zu sehen, an deren Umgang ich Gefallen fand. Wir wählten für unsere Gesellschaften die Tage, an welchen meine Schwiegermutter ebenfalls Besuch hatte, von unseren Gästen war ja keiner über dreißig Jahr alt. Leider fand sie gerade daran Aergerniß und glaubte, man wolle sie ausschließen, während wir doch nur befürchteten, sie möchte sich in unserem jugendlichen Kreise langweilen; es stellte sich von da an eine gewisse Entfremdung ein. —

Am 17. März 1803 nach 28 Stunden schrecklicher Wehen schenkte ich einem Knaben*) das Leben — und damit war mein sehnlichster Wunsch erfüllt!

Ich habe seitdem noch zwei Kinder gehabt;**) das Hochgefühl aber, welches ich empfand, als ich den ersten Schrei des Erstgeborenen vernahm, hatte ich nicht wieder. Meine Freude war eine delirirende, und für einige Augenblicke hatte ich jedes Schwächegefühl verloren: ich versuchte aufzustehen, um meinen Sohn zu betrachten; fiel jedoch erschöpft von den Schmerzen, die ich ausgestanden hatte, in die Polster zurück. Jung und kräftig erholte ich mich schnell, am neunten Tage, auf einer Chaiselongue liegend, empfing ich schon die Beglückwünschungsbesuche.

Mit meiner Genesung aber begannen die kleinen Aergernisse von Neuem, und es kam dahin, daß mein Gemahl und ich herausfanden, es würde besser sein, wenn wir ein Heim für uns hätten. So zogen wir denn nach unserem Natolin, und ich beschäftigte mich eifrig mit der Verschönerung dieses an und für sich schon reizenden Landsitzes.

Ich entwarf alle Pläne, bekümmerte mich um das geringfügigste Detail. Ich kannte weder Italien noch Griechenland, allein mein Großvater hatte mich vielfach unterwiesen, sodaß ich für den antiken Stil ein Verständniß gewann; alle meine Gedanken, meine Bemühungen konzentrirten sich dahin, aus Natolin ein der Unsterblichkeit würdiges Werk zu machen.

Fehlte es uns an Geld, so verkaufte ich Diamanten, um Marmor und Bronze zu kaufen. Mein Gemahl theilte meinen Geschmack und

*) August Graf Potocki.

**) Nathalie (1807) Fürstin Sanguszko und Moritz Graf Potocki (1812).

hatte, obwohl kalt und dem Enthusiasmus nur wenig zugänglich, seine Freude an meinem Schaffen.

Es waren glückliche Zeiten! Konnte ich des Nachts nicht schlafen, so lag es lediglich daran, daß meine Phantasie so übervoll war. Ich träumte mit offenen Augen. Mit Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, um die Ideen aufs Papier zu werfen, welche die Stille der Nacht geschaffen hatte.

Ja! Es waren glückliche Zeiten.

VII.

Kaiser Alexander in Willanow.

(1805.)

Ein unerwarteter Gast. — Fürst Adam Czartoryski. — Das Diner. — Wie sich Alexander unterhielt. — Das große Buch von Willanow.

Eines Abends, als wir am Kaminfeuer sitzend den Thee nahmen, wurde meinem Gemahl ein Brief behändigt, dessen Inhalt ihn zu überraschen schien, und da ich wissen wollte, weshalb, sagte er: ich möchte doch einmal rathen, welchen Besucher wir für den anderen Tag zu erwarten hätten. Ich rieth hin und her, traf jedoch nicht das Richtige.

Wie konnte ich auch denken, daß es sich um den Kaiser Alexander sammt Suite handele!

In aller Eile mußten die Empfangsvorbereitungen getroffen werden.

Je mehr ich in meinem Leben Souveräne gesehen habe, desto mehr habe ich mich überzeugt, daß sie sich von den Scheerereien und dem Wirrwarr, den sie anrichten, keine Vorstellung machen. Es wird ihnen, wenn sie noch in der Wiege liegen, schon von dem Glück vorgeschwatzt, das sie Denen bringen, welche von ihnen besucht werden — sie begreifen nicht, wie überaus lästig ihre Anwesenheit ist.

Unsere Leute waren willig und eifrig. Die Nähe einer großen Stadt that das Ihrige, und um zwei Uhr war Alles zum Empfange bereit.

Ich hatte rasch meinen Onkel, den Fürsten Joseph Poniatowski, den späteren General Napoleons, und dessen Schwester, Gräfin Tyszkiewicz *) eingeladen und sie gebeten, mir bei der Repräsentation des Hauses behilflich zu sein.

Um vier Uhr traf der Kaiser ein. Er war von sehr vortheilhaftem Aeußeren; nur fiel mir auf, daß sein Wesen mehr elegant als vornehm war. An seinen Manieren vermißte ich jene leichte Ungezwungenheit, welche die Folge einer Ausnahmestellung zu sein pflegt und welche der Gewohnheit zu befehlen entspricht. Er schien etwas befangen, seine außerordentliche Höflichkeit hatte etwas Verbrauchtes; Alles, sogar die überaus knapp sitzende Uniform schien in ihm weit mehr den liebenswürdigen Offizier als den jungen Monarchen zu betonen.

Der Fürst Adam Czartoryski begleitete den Kaiser; es wurde behauptet, Alexander, beeinflußt von diesem sein Vaterland über Alles liebenden Freunde, habe beschlossen, Polen wieder herzustellen. Gewiß ist, daß die Preußen, die damals die Herren von Warschau waren, dem Kaiser nicht gestatteten, die Stadt zu passiren, weil sie vor dem Enthusiasmus Furcht hatten, den Alexanders Anwesenheit zu einer Zeit hervorrufen mußte, in welcher das Gerücht kursirte, er wolle sich zum Könige von Polen ausrufen lassen.

Darin lag auch der Grund für die Ehre des uns zugedachten Besuches.

Der preußische General von Kalckreuth, Kommandant von Warschau, hatte Befehl erhalten, dem Kaiser Alexander entgegenzugehen und ihn an die Grenze zurückzugeleiten.

Es ist mir nicht recht erinnerlich, wie mein Gemahl von den Befehlen des Kaisers in Bezug auf die zur Tafel zu ladenden Gäste Kenntniß erhielt: Fürst Czartoryski und General von Kalckreuth waren die allein Zugelassenen. Dem Gefolge wurde das Diner in einem anderen Saal aufgetragen.

Fürst Poniatowski hatte sich entschuldigen lassen, meine Tante traf also ohne ihn ein: wir waren nur unserer sechs bei Tisch. Man hatte ein von den übrigen getrenntes Couvert an das eine Ende der

*) Maria Theresia Gräfin Vincent Tyszkiewicz, von der während des Aufenthaltes der Gräfin Potocka in Paris viel die Rede sein wird.

Tafel gestellt; dies aber schien dem Kaiser nicht recht zu sein, denn er rückte seinen Sessel dem meinigen dicht zur Seite. Er aß wenig, plauderte aber desto mehr. Seine Unterhaltung war einfach, etwas reservirt; man konnte nicht annehmen, daß ihm große Geistesgaben zur Verfügung standen, allein man mußte doch zugleich zugeben, daß er in seinen Ideen Schwung hatte. Von den Ereignissen, welche ihn nach Polen führten, war fast gar keine Rede, das Wenige, was er darüber verlauten ließ, war nichtssagend. Die Generäle, welche sein Gefolge bildeten, waren nicht so bescheiden und zurückhaltend, sie erbaten Aufträge von uns für Paris! Sie dachten sich wahrscheinlich, ihre Eroberungen und Triumphe würden erst dort ihren Abschluß finden.

Einen Monat, nachdem unser erhabener Gast uns verlassen hatte, lief die Nachricht ein, daß er, bei Austerlitz geschlagen, „ohne Aufenthalt" nach Petersburg zurückgekehrt sei.

Alexander hörte schlecht und wie alle ein wenig tauben Leute, sprach er ungemein leise; man wagte natürlich nicht, ihn zur Wiederholung des Gesagten aufzufordern und antwortete daher meistens aufs Geradewohl.

Nach Tisch blieb Alexander noch zwei gute Stunden im Salon, ohne sich zu setzen; man behauptet, er wäre derart in seine Uniform eingeschnürt, daß jede andere Stellung als die aufrechte ihm unbequem wäre. Gegen Mitternacht endlich zog er sich zurück und wählte von den beiden ihm zur Verfügung gestellten Gemächern das einfachste.

Am anderen Morgen mußte man sehr früh aufstehen, um beim Frühstück Sr. Majestät anwesend zu sein und seine Verabschiedung entgegenzunehmen. Mein Befinden, das nicht nach Wunsch war, fügte sich nur schwer in diese Anforderung. Als der Kaiser eben in den Wagen steigen wollte, richtete er in sehr verbindlicher Form die Frage an mich, ob es Nichts gäbe, wodurch er mir seinen Dank ausdrücken könne.

Ich hatte große Lust, ihn „um Polen" zu bitten, allein ein Blick meines mich errathenden Gemahls drängte meinen patriotischen Wunsch zurück und ich kehrte still in die Schranken der Etiquette zurück, deren Hauptvorschrift dahingeht: nie von Fürsten Etwas zu verlangen als das, was sie im Voraus schon entschlossen sind, nicht abzulehnen. Ich hatte mich also dabei zu begnügen, Alexander zu bitten, er möchte

die Gnade haben, seinen Namen in das große Buch von Willanow einzutragen, was er auch that und zwar auf der ersten Seite.

Wir haben damals nicht entfernt daran denken können, daß eines Tages der Name Napoleon's neben dem des russischen Czaren stehen würde.

Zweiter Theil.

Die Franzosen in Warschau.

1806—1807.

I.

Die Vorhut.

Ende des Krieges mit Preußen. — Einzug eines französischen Regimentes in Warschau. — M. de F....t. — Murat. — Ball beim Fürsten Poniatowski. — Murat's Federhut.

Der erste Sommer unseres Landaufenthaltes verlief schnell, da wir ganz von Arbeiten und Entwürfen in Anspruch genommen waren; erst Ende Oktober kehrten wir nach Warschau zurück.

Die Zeitungen waren damals noch nicht wie heut ein tägliches Bedürfniß; nur wenige Leute gab es, die auf Zeitungen abonnirt waren. An den Posttagen waren die Thüren der Abonnenten förmlich belagert von Leuten, welche wissen wollten, was aus der preußischen Monarchie werden würde.

An den Stern Napoleons glaubte zwar schon Jedermann, man war gewiß, der Kaiser werde als Sieger heimkehren, Niemand aber hatte an die rasende Geschwindigkeit seiner Triumphe über eine Armee wie die preußische gedacht: die völlige Vernichtung Preußens und damit zugleich die Wiederherstellung Polens schien den Bedächtigsten nunmehr wahrscheinlich.

Das Publikum that sich nicht den geringsten Zwang in Bezug auf den Ausdruck seiner Hoffnungen an und zeigte den Preußen, den Gebietern im Lande, seinen ganzen Widerwillen. Die preußischen Behörden waren bemüht, so viel wie möglich alle Nachrichten über die Ereignisse

abzufangen; die Zeitungen wurden konfiscirt, Briefe vernichtet, der Triumphmarsch der französischen Armee nach Berlin, soviel es anging, verheimlicht; allein es mißlang: Jena und seine Folgen führten eine zu laute Sprache.

Der Jubel brach aus und wurde immer lauter. Die Wirthshäuser füllten sich mit lärmenden, jugendlichen Enthusiasten, die bei Becherklang und patriotischen Liedern den Franzosen, den Befreiern, ihre donnernden Hurrahs brachten. Der Kommandant von Warschau, General von Kalckreuth, hatte unter der Hand erfahren, daß Napoleon Berlin verlassen hatte und auf dem Marsch nach Posen war. Er entsandte sofort einen Courier um Verhaltungsbefehle seines Königs zu erbitten; er befand sich ja in der allerpeinlichsten Lage. Unter der Hand mit Rückzugsplänen beschäftigt, gelang es ihm, noch auf kurze Zeit die Bewegungen der großen Armee in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen: so erfuhren wir denn an ein und demselben Tage die Abreise Napoleons aus Berlin und seine Ankunft in Posen.

Die Preußen verließen Warschau, begleitet von feindlichen Demonstrationen und stießen zu den auf dem anderen Ufer der Weichsel lagernden Russen. Der König von Preußen richtete ein Schreiben an den Fürsten Joseph Poniatowski, durch welches derselbe zum Gouverneur Warschaus und Chef der gar nicht existirenden Nationalgarde ernannt wurde. König Friedrich Wilhelm III bat den Fürsten, die Einwohner zu beschirmen, und versicherte: er könne keinen würdigeren Händen eine so schwierige Aufgabe anvertrauen. Da die Preußen auch nicht ein einziges Gewehr zurückgelassen hatten, so blieb Poniatowski nichts übrig, als eine Anzahl von Leuten, bewaffnet mit Piken und eisenbeschlagenen Stöcken, die Wachen beziehen zu lassen.

Am Morgen des 21. November verbreitete sich plötzlich die Nachricht vom Anrücken eines französischen Regimentes.

Wie soll man die Begeisterung schildern, mit der es empfangen wurde! Um ein Verständniß für eine solch tiefgehende Aufregung der Volksseele zu gewinnen, muß man wie wir Alles verloren haben und an die Möglichkeit glauben, Alles hoffen zu dürfen. Diese Handvoll braver, unser Land betretender Krieger erschien uns wie eine Garantie der Unabhängigkeit, die wir von dem großen, Alles erreichenden Helden erwarteten.

Wie durch magischen Zauber wurde die ganze Stadt prächtig illu-

minirt. Die Behörden brauchten sich nicht darum zu kümmern, die Ankömmlinge unterzubringen, man kämpfte förmlich um sie, man entriß sie sich gegenseitig: man wetteiferte in Bezug auf die beste Aufnahme. Diejenigen unter den Bewohnern, die des Französischen nicht mächtig waren, machten sich durch Zeichen bei den Fremden verständlich, sie wünschten ihnen begreiflich zu machen, daß ihnen Küche und Keller zur Verfügung stünden.

Gedeckte Tische wurden in die Straßen hinausgestellt, getoastet wurde auf die bevorstehende Unabhängigkeit Polens, auf die tapfere Armee, den großen Napoleon. Man fiel sich in die Arme, es wurde Brüderschaft getrunken — ja, es geschah des Guten zu viel, und die braven Fremdlinge begingen allerhand Excesse, so daß der Enthusiasmus der Warschauer bald auf einen geringeren Temperaturgrad hinabsank.

Am anderen Tage*) zog Prinz Murat, damals Großherzog von Berg, hoch zu Roß in Warschau ein. Man sah eine Menge gewaltiger Federhüte, reich gestickter Uniformen, goldener und silberner Tressen. Im Palais Raczynski stieg Murat ab. Da er sich dort jedoch nicht wohl fühlte, weil ein Kamin rauchte, nahm er bei uns Quartier.

Ich war sehr gespannt darauf, einen modernen Franzosen kennen zu lernen. Die für das Souper bestimmte Stunde hatte geschlagen, mein Schwiegerpapa Graf Potocki ließ anfragen, ob die Adjutanten Seiner Hoheit nicht heraufkommen wollten. Zu meinem nicht geringen Verdruß ließen die Herren danken: sie äßen nie zu Abend. Kaum aber saßen wir bei Tisch, als das Klirren von Säbeln und Sporen sich im Nebenzimmer vernehmen ließ, gleich darauf trat ein Husarenoffizier ein, und, als wären wir Alle Bekannte von ihm, auf uns zu.

„Ah! das ist ja Karl," rief mein Gemahl, der den Herrn in Paris gekannt hatte, und stellte ihn uns, nachdem er ihn in seine Arme geschlossen, vor.

Der Name war mir nicht fremd; ich hatte zuvor schon von Herrn de F . . . . t gehört, der, überaus liebenswürdig, bei einer unserer zu den ersten Familien zählenden Landsmänninnen eine leidenschaftliche Liebe erweckt haben sollte.

Vernünftige Frauen machen sich wenig aus Männern, die Glück im Spiel der Liebe haben, oder trauen ihnen wenigstens nicht recht.

*) Nach der Rémusat war es der 28. November.

Die weniger Vernünftigen, d. h. solche, die auf ihre Grundsätze pochen, finden im Gegentheil Vergnügen darin, solche Männer herauszufordern; ich erkläre ohne Umschweif, daß ich zu den Letzteren unter meinen Geschlechtsgenossinnen zählte! Mir war es nicht wenig unangenehm, weil ich nicht Toilette gemacht hatte, von dem interessanten Besucher derart überrascht zu werden. Ich ließ den Kopf hängen und war entschlossen, weder gesehen zu werden, noch zu sehen. Allein eine Stimme, wie ich sie nie gehört hatte, machte meinen Entschluß wieder wankend, ich schlug die Augen auf, um zu sehen, was für ein Gesicht ein Mann haben mußte, in dessen Stimme eine so schöne Tonharmonie läge. Ich glaube, sonst habe ich die Leute stets erst angesehen, ehe ich sie angehört hatte.

Karl war 21 oder 22 Jahre alt, man hätte ihn vielleicht nicht regelmäßig schön nennen können, allein sein Gesicht war bezaubernd; er hatte einen verschleierten, melancholischen Blick, der innere Schmerzen zu verrathen schien. Seine Manieren hatten etwas Elegantes, ohne fade zu sein, seine Unterhaltung war geistvoll. Unabhängigkeit trat in seinen Anschauungen zu Tage. Nie hat wohl Jemand die Vorstellung, die man sich von einem Romanhelden macht, so verwirklicht. Seine Mutter Frau de Souza,*) hat ihn als Typus für verschieden benannte Helden in ihren reizenden Romanen benutzt.

Er blieb einen Theil des Abends bei uns; man überschüttete ihn mit Fragen über den Staunen erregenden Feldzug, der nur so wenig Zeit in Anspruch genommen hatte.

Seine Antworten zeigten viel Tackt, jede Renommisterei war ausgeschlossen; er faßte die Kunst der Unterhaltung als echter Franzose auf, indem er das Interesse nicht erschöpfte, und ohne Ueberstürzung von einem Thema auf das andere überging. Das Geplauder nahm mich ganz gefangen, auch glaubte ich, zu bemerken, daß er mir mit Vergnügen zuhörte, und ich leugne es nicht — ich fühlte mich geschmeichelt. —

Zwei Tage nach seiner Ankunft ließ mir Prinz Murat seinen Besuch anzeigen und betrat mit zahlreichem Gefolge meine Zimmer. Er war groß, von schönem Wuchs, trotzdem mißfiel mir seine Gestalt, denn

*) Ueber diese Schriftstellerin spricht Sainte-Beuve in seinen „Portraits de femmes."

sie hatte nichts Vornehmes; das nicht häßliche Gesicht war ohne Ausdruck. Dabei hatte er die majestätische Haltung eines Komödianten, der als König auftritt. Man bemerkte in seinen Bewegungen das Gedrechselte und konnte annehmen, daß er für gewöhnlich ganz andere hatte. Er drückte sich nicht übel aus, denn er kontrollirte sich selbst; sein gascognischer Dialekt und seine allzu soldatischen Ausdrücke verleugneten nur manchmal den Prinzen. Er erzählte viel von seinen Waffenthaten und sprach eine Stunde lang von Nichts als vom Krieg.

Die Einnahme von Lübeck war sein Lieblingsthema. Er war an der Spitze seiner Kavallerie in die Stadt eingezogen. „Das Blut rieselte in den Straßen, die Pferde scheuten vor zerstückelten Leichen" — dieses allzu treue Bild des Krieges war für uns arme Frauen, die die Ihrigen zu den Waffen eilen sahen, wenig erbaulich.

Die Alluren eines Prinzen hatte sich Murat insofern zu eigen gemacht, als er nicht plauderte, sondern redete, es schmeichelte ihn, angehört zu werden, wenn auch nicht mit Vergnügen, so doch mit respektvoller Andacht.

Als er sich endlich erhob und sich mit vieler Würde empfahl, erklärte er, er kehre in sein Kabinett zurück, um die Karte Polens und die Stellungen der russischen Armee zu studiren.

Einige Tage später war großer Ball im Schloß, der einstigen Residenz der Könige von Polen. Murat, darauf aus, sich öffentlich zu zeigen, hatte dem Fürsten Poniatowski gesagt, er habe soviel von der Schönheit der Polinnen gehört, daß er selber ein Urtheil gewinnen möchte. Mein Onkel gab ein sehr glänzendes Fest. Ich war unwohl und konnte nicht Theil nehmen, allein ich erhielt schnelle und genaue Nachrichten. Der Prinz war in Gala erschienen; ich habe ihn später in diesem Anzuge gesehen, er war fast theatralisch und paßte zu einem Prinzen von „seinem Geblüt". Zu bewundern war besonders der Federschmuck seines Hutes — diese dreifarbigen Federn sah man in der Schlacht stets dort, wo Gefahr drohte. Das war Murats Ruhm! Die Polen, begeistert für eine derartige Tapferkeit, hätten bereitwillig auf den ruhmreichen Federbusch eine Krone gestülpt.

Wir haben nie erfahren, ob Napoleon seinem Schwager irgend welche Hoffnungen gemacht hat, feststeht jedoch, daß Murat von der polnischen Königskrone träumte und zwischen sich und Sobieski

Parallelen zog, ja er sprach gern und viel von Allem, was in Beziehung zu der Thronerhebung des Soldatenkönigs stand.*)

*) In dem Bulletin, welches vom Einzug der Franzosen in Warschau Kunde gab, heißt es: „Wird Polen wieder ein Königreich werden? Gott allein, welcher in seinen Händen die Fäden der Ereignisse zusammenfaßt, ist es, der über dieses große, politische Problem entscheidet.“ — Die Frage lag vor — sie ist nie entschieden worden — an Kronbewerbern hat es nicht gefehlt. — „Von dieser Zeit an,“ sagt Frau de Rémusat, „fing die Familie Bonaparte an, sich nach dem polnischen Thron gelüsten zu lassen. Bruder Jérome hatte wohl einige Aussichten, ihn zu erlangen. Murat, welcher während dieses Feldzuges bei jeder Gelegenheit seine Tapferkeit hatte leuchten lassen, glaubte, er habe manche Chance, eines Tages der Herrscher dieses großen Landes zu werden (Mémoires III, 101—102).

König Murat von Neapel in Fantasie-Uniform als Husaren-Oberst.

(Aus der Sammlung der Gräfin P. Le Marois.)

II.

Der Einzug Napoleons.

Das Triumvirat. — Die Vorbereitungen. — Heimliche Ankunft Napoleons. — Der öffentliche Empfang.

Sobald sich die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Posen verbreitet hatte, wurde beschlossen, ihm eine Deputation entgegenzuschicken. Leicht war dies nicht. Wer der guten Gesellschaft angehörte, war draußen im Felde, der Entwickelung der Dinge harrend. Außerdem standen Diejenigen, deren Vermögen und Güter im Dominium des Kaisers von Rußland lagen, abseits; sie hatten Lehren aus den früheren Ereignissen gezogen und wußten, daß die Beschlagnahme ihres Eigenthumes die unmittelbare Folge eines unbedachten Schrittes sein würde.

Man hielt es unter solchen Umständen für das Gescheiteste, irgend ein Triumvirat ohne Bedeutung zu erwählen und dem Sieger entgegenzuschicken. Napoleon mit seinem Adlerblick würdigte sogleich den Werth dieser Deputation und richtete Worte an dieselbe, die in keiner Weise die Hoffnungen fördern konnten, welche sein Erscheinen in Polen erweckte. Der Prinz Murat ließ sich den Behörden gegenüber dahin vernehmen, daß der Kaiser seinen Einzug unter Entfaltung eines gewissen Pompes machen würde, geschehe es auch nur, um dem „Moniteur" Stoff zu einem fulminanten Artikel zu geben. Man errichtete also in aller Eile Triumphbögen, eine Illumination wurde vorbereitet, gereimte Inschriften und

Denksprüche erfunden; Kronen wurden in Menge angebracht. Alle diese Vorbereitungen aber erwiesen sich als überflüssig: es machte Napoleon Spaß, die allgemeine Erwartung zu täuschen. Er traf um vier Uhr Morgens zu Pferde ein — es war ein schlechter Gaul, welcher aus dem letzten Relais stammte.

Man kann sich denken, in welche Bestürzung man ob dieses Ereignisses im Schloß gerieth, wo noch Alles in tiefem Schlaf lag. Der Kaiser ging selbst an das Wachhaus, um den Wächter zu veranlassen, daß er das verabredete Signal gäbe. Das Durcheinander war ein um so größeres, als man die nöthigen Reparaturarbeiten im Schloß noch nicht beendet hatte.

Glücklicher Weise waren die Gemächer des letzten Königs, die gar nicht benutzt worden waren, allenfalls geeignet, den hohen Gast zu empfangen. Dieser Theil des Schlosses, der unter der Regierung Stanislaus Augusts erbaut worden war, hatte den Verwüstungen der Zeit getrotzt, sein Stil hatte sich nicht unter den Absolutismus der Mode gefügt.

Der Kaiser war nur von Rustam, dem Mameluken, begleitet, die Wagen waren im Koth der Wege, Chausseen gab es noch nicht, stecken geblieben.

Gleich nach seiner Ankunft ließ der Kaiser bekannt machen, daß er gegen Abend die Behörden, ebenso diejenigen Personen, welche das Recht hätten, ihm vorgestellt zu werden, empfangen wolle.

Ich fühle noch jetzt Etwas von der Aufregung und Ungeduld, in welcher wir uns befanden, als es sich um die Personen handelte, welche zu dieser Audienz zugelassen werden sollten. Mein Schwiegerpapa stand an der Spitze der officiellen Deputation. Er kehrte um zehn Uhr Abends zurück: weniger entzückt, als in hohem Grade überrascht.

Napoleon hatte sich mit jener hastigen Weitschweifigkeit ausgesprochen, welche bei ihm als ein Zeichen nervöser Aufregung galt; in seinen vielen Worten war von einer Aufmunterung der Bewegung nichts zu merken gewesen. Ich glaube sogar, daß er manche Redewendung bei größerer Ueberlegung unterlassen hätte — so sagte mein Schwiegerpapa.

Nachdem er über seine Erfolge Preußen gegenüber gesprochen hatte, indem er zugleich in eingehendster Weise seine Beweggründe zu diesem Kriege dargelegt hatte, betonte er die unendlichen Schwierigkeiten, welche

zu überwinden wären, damit eine so zahlreiche Armee wie die seinige verpflegt werde, damit sie weiter vorrücken könne.

„Aber," fügte er hinzu, „zuletzt kommt es auch nicht so sehr darauf an."

Die Hände in die Taschen steckend fügte er hinzu:

„Ich habe nur Franzosen bei mir; beherrsche ich ihre Einbildung, so kann ich mit ihnen machen, was ich will."

Ueberraschung spiegelte sich wohl in den Mienen seiner Zuhörer, denn er fügte nach kurzer Pause hinzu:

„Ja, ja! Es ist, wie ich Ihnen sage!"

Nachdem er eine Prise genommen und Luft geschöpft hatte, fuhr er in lebhafter Weise fort, machte einen giftigen Ausfall gegen die polnischen Magnaten, welche seiner Ansicht nach nicht genug Eifer und Patriotismus an den Tag legten, und sagte:

„Opfermuth ist nöthig, Opfer, Blut! Sonst wird nie Etwas aus Ihnen werden!"

Mitten in diesem Redestrom aber entschlüpfte ihm auch nicht ein einziges Wort, das man für ein Versprechen hätte halten können.

Die Vernünftigen kehrten von dieser Audienz wenig befriedigt heim, entschlossen jedoch, Alles zu thun, was Ehre und Vaterlandsliebe fordern könnten.

Es war von da an nur die Rede von einer militärischen Organisation, von Rekrutirungen u. dergl. Man gab so viel hin, als man nur konnte, das Wenige, was man bewahrte, aber nahmen die Franzosen mit Gewalt weg!

Obwohl Napoleon sich über den geringen Eifer der Vornehmen im Lande beschwert hatte, so kann ich doch versichern, daß in keinem Lande so ungeheure Opfer gebracht wurden.

Es verging kaum ein Tag, an dem nicht eine neue freiwillige Spende, eine patriotische Gabe zu verzeichnen gewesen wäre. Als baares Geld zu fehlen begann, schickten wir unser ganzes Silbergeräth auf die Münze.

In den Cantonnements waren alle höheren französischen Offiziere von den Grundbesitzern freigehalten worden.

Ein begüterter Edelmann, der einen der vielgerühmten Marschälle Napoleons aufs Glänzendste bewirthet hatte, war nicht wenig erstaunt

am anderen Tage zu hören, daß sein Silbergeräth mit dem Packwagen des Helden verschwunden war!

Ein solcher Scherz schien doch unstatthaft; es wurde dem Kaiser darüber berichtet, der, empört über eine solche Handlungsweise in Freundesland, das Silbergeschirr sofort wieder zurückstellen ließ, er schob im übrigen die Schuld auf die Dienerschaft des Marschalls, die an eine „solche Aufnahme" nicht gewöhnt gewesen wäre.

III.

Die ersten Feindseligkeiten.

Der Salon der Gräfin. — Der Fürst Borgheſe. — Das kranke Kind. — Aufopferung des Herrn de F . . . . t. — Der Plan Savary's. — Pultusk. — Empfang im Schloß. — „Cercle." — Die Toilette der Gräfin. — Die Vorstellung beim Kaiſer.

Ich empfing viele Franzoſen. Mein Gemahl ging mir bei der Bewirthung der Herren an die Hand. Zuweilen wurde geſpielt, meiſtens geplaudert. Der Fürſt Borgheſe, Schwager des Kaiſers, gehörte zu unſeren ſtändigen Gäſten, es bekümmerte ſich jedoch Niemand um ihn. Ich werde nie vergeſſen, wie er, ſobald die Unterhaltung ein wenig ernſt wurde, Stühle herbeiholte, zu zweien in der Mitte des Salons aufſtellte und ſich damit amüſirte, mit dieſen improviſirten, ſtummen Partnern eine Françaiſe zu tanzen. Zu unſeren täglichen Gäſten zählte auch der tapfere General Exelmans, der liebenswürdige Louis de Périgord, der ein Jahr ſpäter auf der Reiſe von Petersburg nach Berlin ſtarb, betrauert von Allen, die ihn kannten, der intereſſante Alfred de Noailles, der ſchöne Lagrange und Andere, deren Andenken ihre Bedeutungsloſigkeit verwiſcht hat.

Während dieſer Zeit erkrankte mein Sohn Auguſt — der ganze Haushalt war durch die Anweſenheit der Fremden anders geworden, ich war von meinem Knaben getrennt. Er wohnte in einem der Flügel, welcher den Adjutanten Murat's eingeräumt war; um ihn zu ſehen,

mußte ich über den Hof; es war im Dezember und der Übergang zuweilen sehr glatt, er war mir aus Rücksicht für meinen Zustand strengstens untersagt. Da ich meinen August nicht sehen konnte, wenn ich wollte, dachte ich ihn mir stets kränker, als er wirklich war, und hatte kein Verlangen, mich der allgemeinen Lustigkeit zuzugesellen; ich zog mich gewöhnlich früher als sonst zurück.

Eines Morgens schickte ich die Bonne hinüber, um zu hören, wie es meinem Kleinen erging. Statt einer mündlichen Antwort erhielt ich zu meinem nicht geringen Erstaunen ein Bulletin über den Verlauf der Nacht. Ich entnahm demselben, wie August seine Medizin eingenommen, wieviel er geschlafen hatte, wie hoch das Fieber war 2c. Mein Mutterherz errieth, ohne sie zu kennen, die Handschrift.

An diesem Tage war ich in Verlegenheit, Herrn de F....t zu empfangen, und als ich mit Danksagungen begann, rief er: „Mein Gott! In solchen Kleinigkeiten liegt doch kein Verdienst. Ich hatte den Nachtdienst; im Zimmer Ihres Söhnchens befindet sich ein bequemes Sopha, welches ich benutzt habe; da ich jedoch nicht schlafen wollte, so versuchte ich, mich um Das zu kümmern, was um mich her vor sich ging. Ihr Kind ist außer aller Gefahr, Madame," fügte er mit einem Tone in seiner Stimme hinzu, der mich ins Herz traf.

Ich war keines Wortes fähig — er ergriff meine Hand, drückte sie, wagte aber nicht, sie zu küssen, und eilte gleich darauf davon.

Von da an stellte sich in meinem Umgange mit F....t eine gewisse Vertraulichkeit ein. Man hätte sagen können, es wäre eine alte, geheiligte Freundschaft, die allen Reiz einer geheimnisvollen, schüchternen Liebe hatte!

Meinen Pflichten treu, räumte ich nicht einmal die Möglichkeit einer Empfindung ein, der man hätte ausweichen müssen, und — stellte jede Gefahr in Abrede.

Es scheint mir, wie ich hier erklären möchte, erlaubt, freundschaftliche Empfindungen zu einem Manne zu haben, der alle Eigenschaften in sich vereint, die bei einem Bruder wünschenswerth sind!

Ich machte mich frei von der Verwirrung, die ich empfand, als ich diesem sanften, melancholischen Blick begegnete, als ich Karl seine entzückenden Lieder, die wohl nie Jemand so gesungen hat, wie er, vortragen hörte. Ich vergaß — und das ist der größte Fehler, den ich beging —, daß eine junge Frau keinen anderen Vertrauten, keinen

anderen Freund haben darf, als ihren Gatten. Weshalb machte mich der meinige auch nicht aufmerksam!

Der Winter von 1807 war ein überaus strenger; das Land, schon ausgesogen durch den Durchzug der russischen Armee, war mit seinen Hülfsquellen völlig zu Ende, als es für die Bedürfnisse von 100 000 Franzosen aufkommen sollte. Die Soldaten hatten viel auszustehen und begannen zu murren, es fehlte überall.*)

Savary, damals Adjutant Napoleons, machte den Vorschlag, die Stadt auszuhungern, indem man die Thore schlösse und sich der Zufuhren für den Unterhalt der Bevölkerung bemächtigte.

Napoleon, gelangweilt von der finsteren Stimmung seiner Grognards, stimmte dem Vorschlag bei und die entsprechenden Maßregeln wurden veranlaßt. Wir waren also sozusagen verurtheilt, Hungers zu sterben? Der „Freund" setzte uns heimlich in Kenntniß — eine Indiskretion! Er wäre verloren gewesen, wenn man es erfuhr. Man mußte suchen, dem Uebel zu begegnen ohne Herrn de F....t zu kompromittiren. Wir hielten Berathung ab: mein Gemahl entschied dahin, daß unter dem Vorgeben einer plötzlichen Reise wir Vorräthe herbeischaffen wollten. Glücklicher Weise erwiesen sich unsere Vorbereitungen als überflüssig; der Fürst von Neufchâtel (Berthier) und Talleyrand hatten den Muth gehabt, dem Kaiser vorzustellen, daß man eine Meuterei der Bevölkerung befürchten müßte. Nun entschied man sich dahin, mit Gewalt den österreichischen Cernirungscordon zu durchbrechen — so bekamen wir und die Armee Lebensmittel in Hülle und Fülle.

Während man anfing, sich über die im Schloß herrschende Stille

*) Man lese das fünfte Heft vom Kapitän Coigniet. — Hier auch eine hübsche von Rapp mitgetheilte Anekdote: Napoleon wurde mit Begeisterung empfangen. Die polnische Nation glaubte, ihre politische Wiederherstellung stünde bevor, es war ein allgemeiner Jubel. Schwer ist es, denselben und den Respekt zu schildern, den die Polen vor uns hatten. Unsere Soldaten aber waren wenig zufrieden, von dem polnischen Idiom waren ihnen nur vier Wörter geläufig. Chleba? — niema! Woda? — zaraz. Brot — es giebt keins. Wasser? — Man wird es bringen. Napoleon ritt eines Tages an einer Infanteriekolonne vorüber, es war unweit von Nasielk, wo es den Leuten sehr schlecht ging in Folge der aufgeweichten Wege, die das Herankommen des Proviants verzögerten. „Papa, chleba?" rief ihm ein Soldat zu, „Niema," antwortete der Kaiser; ein schallendes Gelächter brach aus und pflanzte sich in der ganzen Kolonne fort — es forderte Niemand mehr Etwas! (Mémoires, pag. 106—108).

zu wundern, die Damen sich über den Kaiser ärgerten, weil er sich so wenig beeilte, ihre Bekanntschaft zu machen, war Napoleon mit dem Entwerfen von Angriffsplänen beschäftigt. Ohne der strengen Kälte zu achten, reiste er plötzlich ab, um die am anderen Ufer der Weichsel bei Pultusk in Verschanzungen liegenden Russen anzugreifen. Einige Tage wüthete ohne rechten Erfolg weder für den Einen, noch für den Anderen der Kampf. Der Winter war doch ein großes Hinderniß: Regen, Schnee hatten alle Wege der Art aufgeweicht, daß die Kanonen stecken blieben — mehrere Soldaten kamen dabei um. Man hatte Dergleichen noch nie erlebt, und Der, dessen Genie bisher die Elemente beherrscht zu haben schien, sah sich gezwungen, zurückzukehren, nachdem er den Feind eine Zeitlang bedrängt hatte.

Man fürchtete — nicht ohne Grund — den Eindruck dieses ersten Mißgeschickes auf Napoleon, und die Väter der Stadt waren unruhig bewegt, als sie im Schloß auf seine Ankunft warteten.

Zum großen Erstaunen Aller aber erschien der Heimkehrende ruhig.

„Eh bien," sagte er, „Ihre Kothlachen haben die Russen gerettet, man muß Frost abwarten." *)

Er sprach sodann von der Verwaltung des Landes und erklärte es für unumgänglich nöthig, daß mehr Ordnung in die Verpflegungsmaschinerie seiner Armee käme, er bezeichnete diejenigen Stellen, an welchen Magazine errichtet werden müßten, ging mit großer Sachkenntniß auf Details ein und verrieth eine vollkommene Kenntniß mit den Ortschaften und den zu verwendenden Personen. **)

Diesmal war die Stimmung eine ganz andere, als beim ersten Empfange, Alle, die im Schloß waren, kehrten durchdrungen von Bewunderung für das außerordentliche Genie Napoleons, welches zu erobern und zu regieren gleich fähig schien, zurück.

Mein Schwiegerpapa kam, um mir persönlich über die Vorgänge zu berichten; er hatte eben Platz genommen, als wir viele Stimmen im

---

*) Die Bezeichnung „der Dr — von Pultusk" hat sich bei den französischen Soldaten lange erhalten (Fezenac: Souvenirs militaires). Aus dieser Zeit stammt auch die Bezeichnung „Grognards", die Napoleon seinen Soldaten gab.

**) „Nach Dem, was ich der großen Masse von mir damals zugehenden Depeschen entnehmen konnte, muß ich die Art, wie Napoleon für die Verpflegung der an Allem Mangel leidenden Armee sorgte, als ein Meisterwerk der Verwaltung anerkennen," (Bourrienne, Mémoires VII. 141).

Hofe und das Getrappel von Pferden hörten. Es war Prinz Murat, der so geräuschvoll seinen Wiedereinzug hielt; er kehrte aus dem Feldzuge, gefolgt von seinem ganzen Generalstabe, zurück.

Nichts war passirt; der Prinz aber wie gewöhnlich im Feuer der Vorposten hin und her galoppirt.

Einige Tage später wurde bekannt, daß endlich im Schloß „Cercle" abgehalten werden würde — für Damen. Wir kamen also nunmehr an die Reihe, den großen Mann zu sehen und unser Urtheil über ihn zu fällen. Man hatte sich natürlich über eine möglichst schöne Toilette schlüssig zu machen — die polnische Eitelkeit kam ins Spiel.

Ich war mit der meinigen sehr zufrieden; mein körperlicher Zustand — erst wenig bemerkbar — war durch eine schwarze Sammetrobe völlig versteckt, sie war — damals sagte man à la Mathilde — mit Gold und Perlen gestickt.*) Eine offene Fraise à la Van Dyck, leicht gelocktes Haar und alle meine Diamanten — Dies Ensemble verlieh meiner äußeren Erscheinung Ernst und Vornehmheit: ich liebte es, stets meine Toiletten mehr vom Geschmack als vom Modejournal abhängig zu machen.

Wir trafen gegen neun Uhr Abends auf dem Schlosse ein, man mußte durch eine ganze von Gold und Silber flimmernde Armee hindurch, die Spalier bildete, um die Damen vorüberziehen zu sehen. Ich folgte meiner Schwiegermama auf dem Fuße und sah bald rechts bald links, um den Eindruck zu beurtheilen, den mein Aufzug auf kompetente Richter machte. Ich fühlte mich außerordentlich geschmeichelt, als mein horchendes Ohr folgende echt französische Phrase erhaschte:

„Ah! Das nenne ich originell! Ein hübsches Porträt in altem Rahmen; in Paris sieht man so Etwas nicht."

Wir traten in den prachtvollen Saal, in welchem damals noch die historischen, jetzt auf Befehl des Kaisers Nikolaus nach Petersburg geschafften Gemälde hingen. Unzählige Kerzen verbreiteten Tageshelle. Es war schon eine ganze Menge dicht an einander gedrängter Damen anwesend; da man in Bezug auf die Auswahl keine sonderlichen Schwierigkeiten gemacht hatte, so war nicht mehr viel Platz.

Wir warteten ziemlich lange; unserer neugierigen Erwartung mischte

*) Einige Jahre später stellte sich in Wilna eine andere weniger patriotisch gesonnene Polin dem Kaiser in einer „sehr einfachen Robe aus weißem Perkal mit Verzierungen „à la Mathilde" vor. (Comtesse de Choiseul-Gouffier, née Tysenhaus: Réminiscences).

sich, ich gestehe es offen, einige Furcht. Plötzlich wurde das allgemeine Schweigen durch das geräuschvolle Oeffnen einer Flügelthür unterbrochen: Herr de Talleyrand trat vor und rief mit lauter, klarer Stimme das Wort, das ein allgemeines Zittern zur Folge hatte: „L'empereur!“

Napoleon trat ein und blieb einen Augenblick stehen, als wolle er sich betrachten lassen.

Es giebt so viele Porträts dieses erstaunlichen Menschen, seine Geschichte ist so oft geschrieben worden, alle Legenden und Anekdoten über ihn sind von den Kindern seiner Soldaten aufbewahrt und die Nachwelt wird ihn ebenso gut kennen wie wir. Was man aber schwer begreiflich finden wird, ist Das, daß der erste Eindruck, welchen man von ihm empfing, ein tiefer und ganz unerwarteter war.

Was mich betrifft, so kann ich nur sagen: ich war starr, von stummem Erstaunen erfaßt, dem nämlichen Erstaunen, welches irgend ein Wunder hervorruft. Mir war es, als stände er da, von Glorienlicht umleuchtet. Der einzige Gedanke, der mir kam, nachdem ich mein erstes Erstaunen überwunden hatte, war der: ein solches Wesen könne nicht sterben, ein so gewaltiges Genie sich nie verzehren!

Es ist wahrscheinlich, und ich will es nicht in Abrede stellen, daß der Eindruck, den er auf mich machte, auf meine Jugend und die Lebendigkeit meiner Einbildung zurückzuführen ist — ich erzähle ja nur, was ich empfand.

Meine Schwiegermama stand neben der Thür, durch welche der Kaiser eintrat; er sprach sie sogleich an und gedachte in schmeichelhaften Ausdrücken ihres Gemahls.*) Dann kam die Reihe an mich. Ich kann mich leider kaum Dessen erinnern, was er sagte, so sehr verwirrt war ich. Wahrscheinlich handelte es sich um irgend eine banale Redewendung, wie sie jeder jungen Frau zu Theil wird. Ich werde wohl in sehr kindischer Weise geantwortet haben, denn Napoleon sah mich wie überrascht an, was mich noch mehr verwirrte und mich Alles vergessen ließ, nur nicht das liebenswürdige, milde Lächeln, mit dem er seine wenigen an mich gerichteten Worte begleitete. Dieses Lächeln, welches ihm eigen war, wenn er zu einer Frau sprach nahm seinen Zügen alle Strenge, die ihm sein Blick geben mochte.**)

*) Stanislaus Potocki, Rathspräsident.

**) Sein Blick setzte in Erstaunen (Stendhal: Vie de Napoléon), es war ein

Er beendete sehr schnell seinen Rundgang durch den Saal; mehrere Damen machten einen Versuch, ihm von den Hoffnungen zu sprechen, welche seine Anwesenheit in Polen erweckte, er antwortete ihnen sehr einsilbig — in weniger als einer halben Stunde waren wir „expedirt."

Als er wieder an der Thür angelangt war, durch die wir ihn hatten eintreten sehen, sagte er sehr laut zu Talleyrand:

„Was für hübsche Frauen!"

Dann drehte er sich noch einmal um; winkte mit der Hand einen Abschiedsgruß und kehrte in seine Zimmer zurück.

---

durchdringender, stechender, fixirender Blick, es drückte sich keinerlei Stimmung darin aus. Dieser Blick aber wurde überaus sanft, wenn Napoleon zu einer Frau sprach.

IV.

Galanterien.

Ball bei Herrn de Talleyrand. — Ein Glas Limonade. — Ein Contretanz. — Frau Walewska. — Ein Bild Greuze's. — Der Schlüssel zu den Privatgemächern des Prinzen Murat.

Der Kaiser hatte erklärt, er wolle, daß man sich, da man doch nicht ins Feld rücken könne, amüsire. Die Zeit war insofern geeignet dazu, als gerade der Karneval begonnen hatte, ein Hinderniß aber stellte sich störend ein. Die „Befreier" hatten alle Häuser über und über besetzt, die Hauseigenthümer waren, wie wir ja auch, auf einige kleine Zimmer beschränkt, in denen man unmöglich Feten geben konnte.

Der Fürst Poniatowski, allein in der Lage, eine große Gesellschaft zu geben, war seinerseits im Schloß durch die Anwesenheit des Kaisers sehr genirt.

Nach vielen Besprechungen entschied man sich dafür, daß der erste Ball bei Herrn de Talleyrand, der damals Minister des Auswärtigen war, stattfinden sollte.

Der Kaiser, ebenso wie alle Prinzen, wollte erscheinen, man sagte, es würden nur fünfzig Damen Einladungen erhalten, allein tausend kleine Intriguen, wie sie bei solchen Gelegenheiten ins Spiel kommen, änderten die ursprünglich festgesetzte Ziffer — es war eine Fete, zu der sich Alles drängte — Eitelkeit und Neugier redeten ein lautes Wort! Ich für meinen Theil hatte ein lebhaftes Verlangen,

den Festgeber, der für den liebenswerthesten und geistreichsten Mann seiner Zeit galt, in der Nähe kennen zu lernen — leider gab er sich wenig Mühe, uns als solcher zu erscheinen. Seine näheren Bekannten versicherten, daß Niemand ihm gleich käme. Sollte ich ihn aber nach dem Eindruck, den er auf mich machte, schildern, so könnte ich nur sagen: er kam mir blasirt vor, kam mir vor, als ob ihn Alles langweile, er schien eifersüchtig auf die Gunst eines Herrn, den er verabscheute, schien ohne Charakter, ohne Grundsätze — mit einem Wort krank an Körper und Geist.

Ich kann meine Ueberraschung nicht beschreiben, als ich sah, wie er sich während des Balles mit einer Serviette unter dem Arm und einer silbernen Tablette in der Hand unsicheren Schrittes mitten in den Saal verfügte, um dem Souverän, den er in Freundeskreisen als einen „Emporkömmling" zu bezeichnen pflegte, ein Glas Limonade zu überreichen.

Herr de Talleyrand soll in seiner Jugend bei Frauen viel Glück gehabt haben: ich habe ihn ja seitdem inmitten seiner Serailsdamen studirt! Es war überaus komisch, zu sehen, wie alle diese Damen, deren Liebhaber, deren Tyrann, deren Freund er der Reihe nach gewesen war, sich abmühten, vergeblich abmühten, ihm die Langeweile zu vertreiben; seine Stumpfheit vereitelte all' ihr edles Streben; er gähnte der Einen ins Gesicht, die Andere fuhr er an, behandelte sie allesammt als alte Närrinnen, erging sich auch laut in boshaften Erinnerungen und Daten.

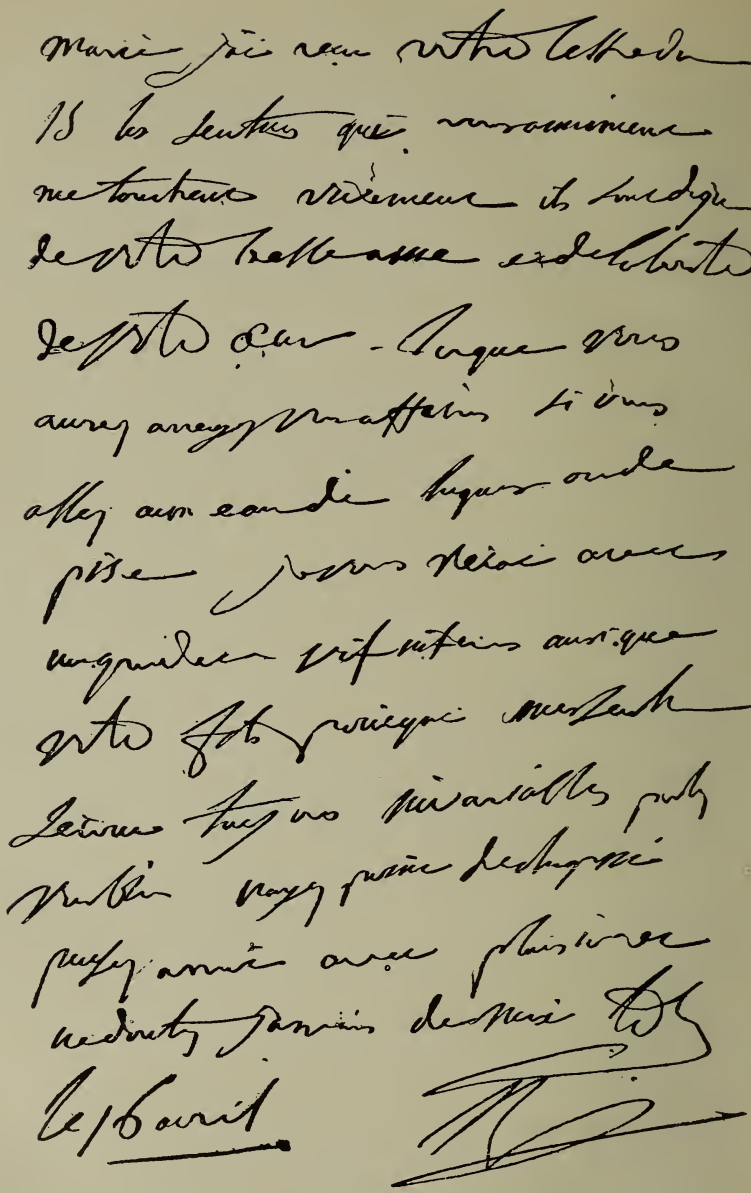
Ich komme auf den Ball zurück; ich habe einem solchen Ball nie in meinem Leben beigewohnt. Der Kaiser tanzte einen Contretanz, der als Vorwand zu seiner Liebelei mit der Walewska diente.

„Wie finden Sie, daß ich tanze," frug er mich, „ich glaube, Sie haben sich über mich lustig gemacht?"

„In Wahrheit, Sire, für einen so bedeutenden Mann tanzen Sie ausgezeichnet." *)

Kurz vorher hatte sich Napoleon zwischen mich und seine zukünftige Favoritin gesetzt; nachdem er einige Minuten lang geplaudert hatte, frug er mich plötzlich, als wisse er von Nichts, wer seine

*) Während dieses Winters (1806) suchte Napoleon jede Gesellschaft auf, er war stets lustig, tanzte sogar, aber ziemlich ungeschickt (Rémusat: Mémoires II, 98).



Ein Brief Napoleons an Comteſſe Walewska.*) (Facſimile.)
(Sammlung des Herrn Brenot.)

*) „Marie, j'ai reçu votre lettre du 15. Les sentiments qui vous animent me touchent vivement; ils sont dignes de votre belle âme et de la bonté de votre coeur. Lorsque vous

andere Nachbarin wäre. Erst als ich sie ihm genannt hatte, wandte er sich zu ihr: man merkte recht gut, daß er bestens unterrichtet war.

Wir haben später in Erfahrung gebracht, daß Herr de Talleyrand in seinen Aufmerksamkeiten für den Gebieter so weit gegangen war, diese erste Begegnung zu vermitteln und in Bezug auf die Präliminarien Alles vorzusehen.*) Napoleon hatte den Wunsch ausgesprochen, eine Polin in die Zahl seiner Eroberungen einzufügen, die Wahl war passend getroffen: das Gesicht der Walewska war überaus anmuthig, ihr Geist freilich gleich Null. Man wollte bemerkt haben, daß Napoleon ihr nach dem Contretanz die Hand gedrückt habe, was als gleichbedeutend mit einem Rendez-vous aufgefaßt wurde.

Es fand auch in der That am anderen Abend statt. Man erzählte, ein hoher Offizier habe die Schöne abgeholt, und fügte hinzu, ein Bruder der Dame, ein bekannter Taugenichts, sei befördert, ein werthvoller Diamantschmuck jedoch abgewiesen worden. Es wurde Vielerlei erzählt, vielleicht war Alles Erfindung. Man ging so weit, zu behaupten, Rustam, der Mameluck, habe die Aufwärterin bei dem Rendez-vous gespielt — was wird nicht Alles bei solchen Gelegenheiten zusammengefabelt!

Feststeht nur Eins: wir Alle waren empört darüber, daß eine zur guten Gesellschaft zählende Dame sich ebenso wenig vertheidigt hatte wie Ulm!

Die Zeit aber gab dem so leichthin geschlungenen Bunde eine gewisse Beständigkeit, welche mit der Unlauterkeit des Anfanges ver-

*) Nach der Rémusat war es Murat, der mit den Präliminarien betraut war (Mémoires I, 121). Murat war vor Napoleon in Warschau angelangt; er hatte Befehl erhalten, für den Kaiser eine junge, hübsche Frau ausfindig zu machen, wo möglich eine Dame von Adel. Murat entledigte sich seines Auftrages in sehr geschickter Weise und gewann für den gewünschten Zweck eine junge adlige Polin, die einen schon bejahrten Gemahl hatte.

aurez arrangé vos affaires, si vous allez aux eaux de Lucques ou de Pise, je vous verrai avec un grand et vif intérêt, ainsi que votre fils, pour qui mes sentiments seront toujours invariables. Portez-vous bien, n'ayez point de chagrin, pensez à moi avec plaisir et ne doutez jamais de moi.

Le 16 Avril. N."

„Marie, ich habe Ihren Brief vom 15. erhalten. Die Empfindungen, von denen Sie erfüllt sind, berühren mich lebhaft; Sie sind Ihrer schönen Seele wie Ihrer Herzensgüte würdig. Wenn Sie Ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht haben und in die Bäder von Lucca oder Pisa gehen, werde ich Sie mit großem und lebhaftem Interesse sehen, ebenso wie Ihren Sohn, für den meine Gesinnungen stets dieselben bleiben werden. Möge es Ihnen wohl gehen; machen Sie sich keine Sorgen, denken Sie mit Vergnügen an mich und zweifeln Sie nie an mir. Den 16. April. N."

söhnt — schließlich gehörte die Walewska zu der Zahl der interessanten Zeitgenossinnen.*) Sie erinnerte an die Frauengestalten des Malers Greuze; ihre Augen, ihr Mund, ihre Zähne waren sehr schön. Ihr Lachen hatte etwas Frisches, Natürliches, ihr Blick war sanft, ihre Züge regelmäßig und verführerisch.

Sie war mit sechzehn Jahren an einen achtzigjährigen Greis verheirathet worden; man kannte denselben gar nicht; sie machte in der Gesellschaft den Eindruck einer jungen Wittwe, man sagte, Napoleon wäre nicht ihr erster Liebhaber.

Kaum hatte Napoleon seine Wahl getroffen, so beeilten sich die Prinzen, es ihm nachzumachen.

Mir wurde eines Morgens ein Herr Janvier, Privatsekretär des Prinzen Murat, gemeldet. Der Herr trat ein mit einem Schlüssel in der Hand, welchen er in einiger Verlegenheit in den Fingern drehte. Er wußte offenbar nicht recht, wie und wo anfangen, während ich mich abquälte, zu errathen, was er eigentlich wollte.

Es ist nöthig, um den Hergang recht zu verstehen, daß ich etwas über die Räume im Palais sage. Zwischen dem Stockwerk, welches meine Schwiegermama inne hatte, und dem Erdgeschoß, in welchem sich die großen, an den Prinzen Murat abgetretenen Gemächer befanden, lag ein kleiner Entresol; meine Schwiegermama benutzte denselben nur, wenn es sehr kalt war, weil die kleinen Zimmer sich gut heizen ließen, eine geheime Treppe stand mit ihnen in Verbindung; sie waren im Stil Ludwig XV möblirt und sehr wohnlich; der Schlüssel zu denselben war den Leuten des Prinzen Murat übergeben worden, als derselbe eingetroffen war, Niemand hatte mehr daran gedacht. Diesen Schlüssel hatte Herr Janvier Befehl erhalten, mir zu übergeben.

---

*) Der Kaiser, wie all seine Offiziere, zollte der Schönheit der Polinnen seinen Tribut. Er vermochte den Zaubern von einer derselben nicht zu widerstehen: er entbrannte in zärtlicher Liebe zu ihr, die auch in edler Weise erwidert wurde. Es wurden ihr Huldigungen zu Theil, wie sie ihrem stolzen Herzen entsprachen, und man muß rühmend anerkennen, daß in den Tagen des Unglückes sie allein dem Geliebten eine treue Freundin blieb (Duc de Rovigo: Mémoires). Der Herzog spielt hier auf die Reise der Walewska nach Elba an. (Man sehe auch Masson: „Napoleon I und die Frauen", deutsch bei Schmidt & Günther, pag. 195 ff.; auch Turquan: „Napoléon amoureux", deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig, pag. 277 ff.

Als anständiger Mann fühlte er wohl, wie unpassend sein Auftrag war, er wurde noch verwirrter, als er gewahr wurde, daß ich ihn nicht verstand und daß ich den Schlüssel als einen für mich überflüssigen Gegenstand anzunehmen ablehnte, da ich als Mitbewohnerin der Gemächer meiner Schwiegermama ja nur die geheime Treppe zu benutzen brauchte.

Endlich wagte er die Bemerkung: Seine Hoheit wären außer Stande, größere Gesellschaften zu geben, glaubten aber, es wäre vielleicht nicht übel, zuweilen in den eleganten kleinen Boudoirs den Thee zu nehmen. Ich fing an zu verstehen und zornig zu werden. Er sah es vielleicht in meinen Augen, denn er erhob sich zitternd, trat an einen kleinen Tisch und legte auf denselben den Schlüssel nieder, machte mir eine tiefe Verbeugung und schickte sich an, fortzugehen.

Ich hielt kaum noch an mich, gewann es aber über mich, mit verächtlichem Lächeln Herrn Janvier zu ersuchen, dem Prinzen zu sagen, daß meine Schwiegermama gewiß für seine Aufmerksamkeit sehr erkenntlich sein würde, daß man bei ihrem Alter ja keinen Geschmack an großen Gesellschaften finde und daß sie vielleicht von dem liebenswürdigen Anerbieten Seiner Hoheit Gebrauch machen würde. Jedenfalls würde ich den Schlüssel, da er ihn zurückließe, meiner Schwiegermama zurückstellen.

Mit ernster Würde entließ ich den Sekretär Seiner Hoheit, der wie versteinert an der Thür stehen geblieben war. Ich verließ den Salon.

V.

Eine Partie Whist und der Kaiser.

Neue Bälle. — Die Paraden. — Das Orchester des Kaisers. — Die holländischen Deputirten. — Der Spieleinsatz. — Der vermuthliche bayerische Thronerbe. — Die Umgebung Napoleons. — „Der Graf de Comminges". — Die Prinzen, sogenannte „Prinzen von Geblüt." — Der gaskognische Dialekt Murat's. — Seine Phraseologie.

Dem Ball bei Herrn de Talleyrand folgten zwei andere: der eine beim Fürsten Borghese, der andere beim Prinzen Murat. Da ich leidend war, konnte ich den ersteren nicht mitmachen, meine Schwiegermama aber erklärte, den zweiten dürfe ich nicht auslassen, um den Formen kalter Höflichkeit, die zwischen uns und unserem Gast bestanden, keine andere Färbung zu geben.

Die Wege waren noch immer in dem denkbar schrecklichsten Zustande, und der Kaiser verließ das Schloß nicht, außer zu Paraden, die beinah täglich auf dem Sächsischen Platz stattfanden. Dabei gab es immer eine gedrängte Masse von Zuschauern, die den Kaiser auch auf seinem Rückwege zum Schloß begleitete, wiederholt in Vivatrufe ausbrechend, die ihm zeigen mußten, wie theuer sein Ruf und unsere Hoffnungen ihn der Nation gemacht hatten. Diese spontanen Ausbrüche des Volksenthusiasmus schienen keinerlei Eindruck auf ihn zu machen, obwohl sie mitunter arge Verkehrsstockungen hervorriefen.

Außer den Bällen gab es wöchentlich einmal „Cercle" im Schloß. Ein sehr schönes Konzert machte gewöhnlich den Anfang, das Ende eine Partie Whist; getanzt wurde auf dem Schloß nie.

Zum Gefolge des Kaisers gehörte ein vollständiges Orchester, dessen Dirigent der berühmte Komponist Paër war: es wurde nur italienische Musik vorgetragen; Napoleon schien sie besonders zu lieben. Er hörte stets aufmerksam zu, applaudirte als Kenner — die Harmonie der Töne hatte unzweifelhaft einen großen Einfluß auf seine Seelenstimmung: wir wurden eines Abends Zeugen eines Vorfalls, den ich hier anführe.

Man hatte gerade dem Kaiser angezeigt, daß General Victor mit wichtigen Depeschen von den Preußen aufgefangen worden wäre; Napoleon war darüber außer sich. Man glaubte, es läge, wenn auch nicht gerade Verrath, so doch unverzeihliche Nachlässigkeit vor. An demselben Tage, unmittelbar vor dem „Cercle", sollten holländische Deputirte, die den Kaiser zum Siege von Jena beglückwünschen wollten, Audienz haben. Es war beinah zehn Uhr, wir warteten seit langem und dachten schon, es müsse etwas Außerordentliches geschehen sein, als sich plötzlich die Thür geräuschvoll öffnete und die Holländer in ihren scharlachrothen Gewändern hereindrängten, man sollte eigentlich sagen, sich wälzten und stießen. Der Kaiser trieb sie vor sich her und rief ihnen zu:

„Gehen Sie doch vorwärts — vorwärts."

Wahrscheinlich war in dem Augenblick, als Napoleon durch die Thür eintreten wollte, ein Gedränge entstanden. Napoleon aber pflegte sehr rasch zu gehen. Die armen Deputirten, die nicht wußten wie ihnen geschah, stolperten Einer über den Anderen.

Die Scene hätte ungemein lächerlich wirken müssen, hätte die Stimme des Gebieters und sein Gesicht nicht solch einen Schrecken eingeflößt — wir wären Alle lieber außerhalb als innerhalb des Saales gewesen. Die sogleich intonirende Musik aber wirkte sichtlich beruhigend auf den Kaiser, und gegen Ende des Konzerts lächelte er wieder freundlich wie sonst, richtete auch liebenswürdige Worte an die Damen, ehe er seine Whistpartie begann. Der Kaiser bestimmte stets am Morgen die Damen, die Abends mit ihm spielen sollten; die Wahl fiel stets auf eine der ältesten und zwei der jüngsten Damen. Ich wurde in aller Eile im Whistspiel unterrichtet, und das erste Mal, als ich die vielbeneidete Ehre hatte, zum Spieltisch des Kaisers kommandirt zu werden, entschlüpfte mir eine etwas unbedachte Antwort, welche jedoch allem Anscheine nach nicht mißfiel, denn von da an war mein Platz für jeden Abend gesichert.

Als die Karten gegeben wurden, wandte Napoleon sich mit der Frage an mich:

„Um was spielen wir?"

„O, um eine Stadt, Sire, eine Provinz, ein Königreich."

Er lachte.

„Und wenn wir verlören?" sagte er mich scharf ansehend.

„Eure Majestät verfügen über so große Mittel, daß Sie vielleicht für mich zu zahlen geruhen würden."

Ich stieg offenbar in seiner Gunst durch meine Bemerkung; dieselbe hat sich später nie verleugnet, weder in Polen noch in Paris; Napoleon hat mich stets ausgezeichnet und außerordentlich rücksichtsvoll behandelt.

Es wurde vielfach bemerkt, daß Frau Walewska niemals am Spiel betheiligt war; hierin sprach sich ein Gefühl für Schicklichkeit aus, welches vielfach Beifall fand.

Interessant war es, zu sehen wie die kleinen deutschen Fürsten, welche dem Hauptquartier unter verschiedenen Vorwänden folgten, während der Kaiser am Spieltisch saß, ihm ihre „Kratzfüße" machten. Da war unter Anderen auch der vermeintliche Thronerbe vom Königreich Bayern, der dem Kaiser jedesmal ehrfurchtsvoll die Hand küßte, sobald er derselben nur habhaft werden konnte; dieser Prinz hatte die Keckheit, ebenfalls in Frau Walewska verliebt zu sein. Um solche Rivalität aber kümmerte sich Napoleon ganz und gar nicht; man sagt sogar, er habe sich darüber amüsirt. Der Prinz, von der Natur in Bezug auf sein Aeußeres keineswegs begünstigt, war taub und stotterte auch noch dazu.

Es klingt kaum glaublich, allein es ist darum doch wahr: von allen Denen, die zum Gefolge Napoleons gehörten, waren die Marschälle und hohen Würdenträger, das heißt die Kreaturen des Kaisers, viel weniger darauf aus, ihm zu huldigen, als die fremden Fürsten, die um Kronen Bettelnden. Ich habe nur Savary als Ausnahme anzuführen, die Uebrigen waren respektvoll, aber ohne sich zu erniedrigen.

Die fremden Minister und die hohen Staatsbeamten ausgenommen, die ebenfalls um die Spieltische Platz zu nehmen pflegten, setzte sich Niemand in Gegenwart des Kaisers, selbst sein Schwager nicht. Dies

schien dem Prinzen Murat willkommen, denn er benutzte die Gelegenheit, um durch allerhand martialische Stellungen die Vorzüge seiner Gestalt zu betonen; dagegen war der kleine Borghese durchaus nicht einverstanden — hatte aber nicht den Muth, sich zu setzen.

Nach dem Spiel folgte das Souper. Napoleon setzte sich nie an den Tisch, sondern ging um denselben herum und plauderte mit den Damen, that hundert Fragen, die zuweilen in Verlegenheit setzten, denn er verlangte stets eine sehr bestimmte Antwort. Er wollte wissen, was man that, was man las, woran man am meisten dachte, was man am liebsten hatte 2c.

Eines Tages, mit dem Ellbogen auf der Lehne meines Sessels, frug er mich über meine Lektüre aus, sprach von Romanen und meinte, von allen, die ihm in die Hände gefallen wären, hätte ihm der „Graf de Comminges"*) am besten gefallen, er habe ihn zweimal gelesen und wäre stets bis zu Thränen gerührt worden.

Ich kannte das Buch nicht und kehrte, so wie ich zu Hause war, um es zu finden, die Bibliothek meines Schwiegervaters um und um, schließlich mußte ich herausfinden, daß das Werk nicht vorhanden war. Erst lange nach dieser Unterhaltung habe ich es mir verschafft und ebenfalls bei der Lektüre geweint.

Meine Schwiegermama war die einzige Warschauer Dame, welche ihren Salon beibehalten hatte, sie sah sich daher genöthigt, einen Ball zu geben. Wir hatten eine Menge Fremder, darunter auch viele Diplomaten, die den Gesandtschaften angehörten, um uns, sie wollten weiter Nichts als sich amüsiren. Die Prinzen — die „Prinzen von Geblüt" — versäumten keine Gesellschaft, tanzten jedoch nur auf den Bällen, welche „der Hof" gab.

Mein Zustand gestattete mir das Tanzen nicht, und ich Aermste war genöthigt, die am wenigsten Amüsanten zu amüsiren.

Prinz Murat, der durchaus nicht entmuthigt schien von der Erfolglosigkeit seines Schlüsselunternehmens, benutzte jede Gelegenheit, um mir fades Zeug zu sagen. Ich verheimlichte ihm schließlich nicht, daß er mich langweile, er sah es zu spät ein und gab die unbeschreiblich lächerliche und von mir in Freundeskreisen so oft zum Vergnügen Aller wiederholte Phrase von sich:

*) Wahrscheinlich ist der Roman der Frau de Tencin gemeint.

„Madame Alexandra! Sie sind nicht ehrgeizig. Sie lieben die Prinzen nicht.“*)

In Paris wurde mir später ein Pendant zu dieser Anekdote mitgetheilt. Am Tage, da Murat zum König von Neapel avancirt war, bewilligte ihm eine schöne Dame, erweicht vom Glanze seiner Würde, ein Stelldichein. Da die Sorge um sein Königreich noch nicht viel von seiner Zeit in Anspruch nahm, erschien Murat zu früh. Während des Wartens wurde er ungeduldig und rief mit der Hand wider seine Stirn klopfend: „Sah man je einen König, der so genasführt wurde!“

Wenn ich daran denke, wie klein uns alle diese zur Familie Napoleon's gehörenden Prinzen erschienen, neben dem Koloß, der sie in seinen Schatten stellte, so wiederhole ich nur eine von den Jahrhunderten der Geschichte bethätigte Wahrheit: es können nur große Charaktere, nur große Thaten in den Augen der Menschheit eine plötzliche Erhebung über Andere rechtfertigen

*) Frau de Rémusat citirt in ihren Memoiren ein anderes geflügeltes Wort aus dem Munde Murat's: „Talleyrand konnte Murat und dessen Gemahlin nicht leiden. Murat, der dies wußte, sagte eines Tages in seinem gaskognischen Dialekt: Moussu (statt „Monsieur,“ etwa soviel wie „bemooft“) de Talleyrand il ne veut pas que je sois roué (statt roi, etwa soviel wie Lebemann).

VI.

Eylau.

Das rosa Band als Reliquie. — Maret, Herzog von Bassano. — Der Herzog von Dalberg. — Frau Walewska im großen Hauptquartier zu Osterode. — Die Shawls der Kaiserin Josephine. — Napoleons Urtheil über „Corinna". — Die Schlacht von Eylau. — Eine glänzende Waffenthat des Fürsten Borghese.

Vom Kriege war gar keine Rede mehr; viele Leute dachten, der Kaiser werde bis zum Frühjahre warten, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Allein, in seinen Entschlüssen und Handlungen vom Augenblick beherrscht, brach er ganz unerwartet am 5. Februar auf mit dem Befehl an die Armee, sich in Bewegung zu setzen.

Abschied ist eine gefährliche Klippe!

Sehr schwierig ist es, ein Gefühl, welches man stets bewältigen konnte, in einem solchen Augenblick nicht zu verrathen!

Man*) schrieb mir unter dem Vorwande, ein Portefeuille meiner Obhut übergeben zu wollen, welches den Wechselfällen des Krieges nicht ausgesetzt sein sollte; dasselbe enthielte die Korrespondenz einer geliebten Mutter. Am Schluß des Briefes wurde ich gebeten, ein rosafarbenes Band, welches ich am Tage vorher als Schleife getragen hatte, als Unterpfand einer „heilig reinen Freundschaft", als Reliquie, welche die Fähigkeit habe, die Kugeln abzuwenden, nicht zu verweigern. Dadurch waren meine Bedenken beseitigt: ich lieferte das Band aus. Leute, die

*) Es handelt sich hier wohl um Herrn de F....t.

in den Krieg ziehen, haben gewisse Vorrechte. Ich mußte auch versprechen, daß ich zuweilen schreiben wollte, man bat gleichzeitig um die Erlaubniß, mich auf dem Laufenden zu halten über die Ereignisse bei der Armee, einer Armee, die sich für eine Sache schlagen sollte, die ja auch die unserige wäre.

Ich legte meinem Gemahl die Sache zur Entscheidung vor, er hatte nichts dagegen. Ich gab also die Erlaubniß.

Das diplomatische Corps mit Herrn Talleyrand an seiner Spitze, erhielt Befehl, in Warschau zu bleiben.

Ich habe bisher noch gar nicht von Maret, dem Staatssekretär, gesprochen; er gehörte zu Denen, die fast stets um den Kaiser waren. Diesmal freilich sollte er die Ereignisse bei uns abwarten.

Maret war vielleicht der Einzige, der, in dieser Zeit der unerwarteten, unerhörten Glücksfälle zu einer hohen Stellung gelangt, Nichts von dem Stande, dem er angehört hatte, beibehielt. Seine Manieren, sein Anzug, seine Unterhaltung, Alles — mit Ausnahme seiner auffallend starken Waden — war so, wie es bei Männern der ersten Gesellschaft anzutreffen ist. Hatte sein Geist vielleicht nicht die Elasticität, die Feinheit wie z. B. der des Herrn de Talleyrand, so kam ihm sein richtiger Takt, sein treffendes Urtheil zu Hülfe; er war im Stande, dem Pfiffigsten die Stirn zu bieten. Er war ein unbescholtener, ehrbarer Mann und hatte das Recht, sein Haupt stolz zu erheben.

Er stand zu meinem Schwiegerpapa in geschäftlichen Beziehungen, und wir sahen ihn häufig. Wenn er mit seinen Arbeiten fertig war, erschien er noch im Salon, um einen Augenblick mit uns zu plaudern — es war seine Erholung, wie er sagte. Er besaß jene Höflichkeit, die von Herzen kommt, und ließ nie eine Gelegenheit, gefällig zu sein, unbenutzt. Man sagte ihm nach, er wäre Schmeicheleien zugänglich und schenke Leuten sein Vertrauen, die es nicht verdienten — es wäre möglich; wirkliches Wohlwollen hat das Schlimme, daß es leicht mißbraucht werden kann.*)

Unter unseren ständigen Besuchern darf ich als den geistreichsten von Allen den Herzog von Dalberg nicht vergessen. Er war der letzte

*) Ueber Maret, der so verschieden beurtheilt worden ist, lese man die Notiz bei Paul de Rémusat in den Memoiren seiner Großmutter nach, I, 227—230.

Sprosse einer Familie, die mit ihrem Erlöschen gewartet zu haben scheint, bis es aus war mit der Macht der Deutschen Kaiser.*)

Der Herzog heirathete, nach Frankreich zurückgekehrt, Fräulein de Brignole, von der er nur eine Tochter hatte, die in jungen Jahren schon aus dem Leben schied. Während seines Aufenthaltes in Polen faßte er eine leidenschaftliche Zuneigung für eine Dame, die ihn nicht zu schätzen verstand. Die Natur hatte dem Herzog die Eigenschaften versagt, die allein Eindruck auf einfältige Frauen machen; er zeigte sich bei dieser Gelegenheit exaltirt wie ein Deutscher, zart wie ein Franzose. Ich hörte seinen vertrauten Mittheilungen stets geduldig zu, denn er verstand, sie auszuschmücken mit den Zaubern seines Geistes. Er war Alles in Allem genommen, etwas sonderbar: halb Illuminat, halb Philosoph des XVIII. Jahrhunderts; er stand in Beziehung zu den klügsten und den am meisten kompromitirten Männern Europas. Ueber alle Maßen unvorsichtig, sagte er Alles, was ihm durch den Kopf ging, er schonte Niemanden, selbst Napoleon nicht, den er als einen Tyrannen, einen Usurpator hinstellte. Sein eigentlicher Auftrag ging dahin, die Interessen Deutschlands im Auge zu haben; er vernachlässigte dieselben jedoch, seitdem die Liebe alle seine Fähigkeiten absorbirte.

Er gehörte zu den Intimen Talleyrand's, mit dem er oft über die Ereignisse der Zeit in Wehklagen ausbrach. Und dabei wünschte er sehnlichst die Wiederherstellung Polens, die Emancipation Deutschlands — das waren allerdings zwei sich widersprechende Dinge. Widersprüchen aber begegnete man in all seinen Gedanken und Empfindungen.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers: Emmerich Joseph von Dalberg ist gemeint. Er war der Sohn jenes Freiherrn von Dalberg, der als Intendant des Mannheimer Theaters und Beschützer Schiller's sich einen Namen machte. Er war ursprünglich badischer Staatsminister, trat 1810 in französische Dienste und erhielt den Herzogstitel; 1814 war er als französischer Gesandter auf dem Wiener Kongreß; er ist 1833 gestorben. Sein Onkel war der letzte Kurfürst von Mainz Karl Theodor, den Napoleon nach Errichtung des Rheinbundes zum Fürst Primas desselben und 1810 zum Großherzog von Frankfurt machte. Die Dalbergs wurden 1654 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Bei den Krönungen der Deutschen Kaiser hatte der kaiserliche Herold zu rufen: „Ist kein Dalberg da?" Hierauf bezieht sich wohl die Bemerkung der Gräfin Potocka, die es übersehen hat, daß 1807 Dalberg noch nicht Herzog war.

Ein Beweis, daß Napoleon kein solcher Bösewicht war, wie der Herzog ihn hinstellte, ist der, daß Dalberg nie belästigt wurde, obwohl man als bestimmt voraussehen kann, daß Napoleon mit seinen Auffassungen vertraut war.

* * *

Am 18. März 1807 um drei Uhr Morgens, genas ich eines allerliebsten kleinen Mädchens, es erschien auf der Welt in Erfüllung all unserer Wünsche. Dieses Kind, welches jetzt, da ich dies niederschreibe, sechs Jahr alt ist,*) war schön von seiner Geburt an. Die kindlichen Gesichtszüge waren so korrekt, wie die einer griechischen Büste: gewiß war Helena nicht schöner, als sie das Licht der Welt erblickte! Meine Kleine fährt fort, sich in schönem Ebenmaß zu entwickeln — meine Passion für die Kunst kommt dabei wohl in Rechnung. Ich war damals umringt von den schönsten Modellen, ich betrachtete so oft mit Entzücken die herrlichen Gemälde, welche mein Schwiegerpapa besaß **) — erstaunlich wäre es nicht, wenn mein im Entstehen begriffenes Kind den Reflex meiner Lieblingsbeschäftigung zeigte. Meine Mutter war die Taufpathe, mein Töchterchen erhielt daher den Namen Nathalie, der Name gefiel mir so und schien dem lieblichen griechischen Gesichtchen so wohl zu stehen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich versäumte von der Taufe meines Sohnes ***) zu sprechen, welche mit allem Pomp begangen wurde, der einem Stammhalter gebührt, der Fürst Joseph Poniatowski und der Marschall Potocki, Bruder meines Schwiegerpapas, waren die Taufzeugen; die schöne Gräfin Zamoyska und Gräfin Tyszkiewicz, die Schwester des Prinzen Poniatowski, waren die Zeuginnen. Prinz Joseph machte meinem Sohne ein prachtvolles Geschenk, welches wir sorglich aufbewahren und das, wie ich hoffe, stets bei der Familie bleiben soll: es ist der Säbel Sigismunds, der bei den Salbungen unserer Könige eine Rolle spielte. †)

---

*) Man ersieht daraus, daß die Gräfin den I. Theil ihrer Memoiren 1813 schrieb.

**) Auf dem Schlosse zu Willanow bei Warschau.

***) Graf August, geboren 1803.

†) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist jener polnische König, der dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht, dem Sohne seiner Schwester, das Herzogthum Preußen als Lehen verlieh (1525). Albrecht ist der Stifter der Universität Königsberg.

Das Schicksal der Frauen ist ein anderes als das der Männer: die Taufe Nathaliens fand in aller Stille in meinem Salon statt. Sollte sie sich eines Tages darüber beleidigt fühlen, so möge sie der hohen Freude gedenken, welche ihre Geburt mir verursachte, und der Bewunderung, welche schon damals ihre Schönheit fand.*)

* * *

Der Kaiser hatte sein Hauptquartier in Osterode genommen; er berief dorthin zunächst den Herzog von Bassano, hernach auch Herrn de Talleyrand. Das diplomatische Corps, darunter ein türkischer und ein persischer Gesandter, verblieb in Warschau. Man ging, um diese Orientalen speisen, rauchen und ihre Gebete hersagen zu sehen, es war eine Art Schauspiel, zu dem sich Zuschauer in Menge einstellten.

Nachrichten aus dem Hauptquartiere trafen häufig ein, der Feind war, um seine Streitkräfte zu konzentriren, zurückgewichen. Der Kaiser, seines Sieges sicher, schien abzuwarten, daß man ihn angriffe. Das Wetter war noch sehr schlecht, und da Napoleon wohl nicht wußte, was er mit der Zeit anfangen sollte, ließ er Frau Walewska holen. Der Bruder der Schönen, der plötzlich vom Lieutenant zum Oberst befördert worden war, brachte sie in aller Heimlichkeit herbei. Es giebt Geheimnisse, die sich absolut nicht verbergen lassen, da es so viele nichtsthuende Zeugen giebt, die sich dafür interessiren, Alles zu wissen, um Alles zu erzählen. So erfuhr man denn alsbald, daß ein Wagen mit zugezogenen Scheibenvorhängen bei der Nacht eingetroffen war — das Uebrige errieth man. Der einzige Umstand, welcher nicht bekannt wurde, war der Ort, an dem die Reisende abgestiegen war.

Ich will hier die Einzelheiten, wie sie mir erzählt worden sind — und zwar von einer indiskreten Freundin der Walewska — wieder erzählen.

Der Kaiser hatte dicht neben seinem Wohnzimmer ein Kabinett für die Walewska herrichten lassen. Die kurze Zeit ausgenommen, während der er mit Frau Walewska plauderte, verbrachte diese ihre Tage in Trauer und Einsamkeit. Sie sah Niemanden, der Fürst von

---

*) Sie starb als Fürstin Sanguszko 1830; sie wurde von Delphine Gay (Frau de Girardin) gefeiert, wie man aus der „Einleitung" entnehmen konnte.

Neufchâtel war der Einzige, der sie einmal aus dem Kabinett Napoleons, in welchem sie gefrühstückt hatte, entschlüpfen sah.

Als Berthier auf dem Frühstückstisch zwei Tassen bemerkte, mußte er lächeln.

„Was ist denn?" frug Napoleon in einem Ton, als wollte er sagen: Bekümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.

Nun ging der verständige Kriegsminister sofort auf die wichtigen Mittheilungen über, welche vorzutragen er erschienen war; er hatte das Recht, beim Kaiser einzutreten, ohne sich zuvor anmelden zu lassen.

War Frau Walewska nicht zur Frühstückszeit bereit, so rief sie Napoleon aus ihrem Kabinett zu, er dürfe nicht eintreten, er reichte ihr dann die Chokolade, ohne einen Blick in ihr Zimmer zu wagen, indem er die Thür nur soweit öffnete, als nöthig war, um die Tablette mit der Tasse hindurchzulassen.

Während des Aufenthaltes der Frau Walewska in Osterode schickte der persische Gesandte die Geschenke, die sein Gebieter ihm befohlen hatte zu überreichen. Unter anderen Kostbarkeiten gehörte dazu eine Anzahl von Shawls, bestimmt für die Kaiserin Josephine. Der treulose Gemahl aber wollte einen Theil davon anderweitig verwenden, er bestand darauf, daß seine Maitresse die schönsten auswähle. Allein die Walewska lehnte wiederholt ab. Da Napoleon sich aber durch „solchen Eigensinn" verletzt fühlte, entschloß sie sich endlich, einen blauen Shwal zu wählen — es war der einfachste, der am wenigsten werthvolle von allen. Sie sagte, sie habe eine Freundin, welche die blaue Farbe besonders liebe, und wolle derselben bei ihrer Rückkehr den Shawl schenken.

Eine solche Uneigennützigkeit gefiel wiederum dem Kaiser.

„Eure Männer sind tapfer," sagte er lächelnd, „die Frauen hübsch und nicht habgierig. Das ist das Anzeichen einer edlen Nation. Ich verspreche Ihnen, früher oder später Polen wiederherzustellen, Madame."

Sie fiel ihm zu Füßen und dankte ihm in glühenden Worten.

„Ah! Das ist ein Geschenk, welches Sie, ohne sich zu zieren, annehmen würden — aber Geduld, Geduld! Die Politik läßt sich nicht so leicht machen, wie man Schlachten gewinnt, dazu gehört Zeit."

Sowie die Feindseligkeiten begannen, schickte Napoleon die Walewska fort. Sie kehrte zurück, wie sie gekommen war, ihr Bruder brachte sie nach ihrem Landsitz zurück; die Reise wurde wiederum

geheim gehalten. Es scheint, der Kaiser ist in dem Glauben gewesen, es habe von der ganzen Sache Niemand etwas gewußt.

Die Person,*) die mir diese Details mittheilte, hatte auch einen Brief in Händen, welchen der Kaiser später an die Walewska geschrieben hat, d. h. zu einer Zeit, als er wußte, daß die Dame ihm ein Kind schenken würde. Er nennt sie darin abwechselnd „liebe Marie", auch „Madame", der Ton, obwohl Napoleon empfiehlt, sich zu schonen, ist mehr gebieterisch als zärtlich.**) Man sieht, er dachte mehr an das Kind als an die Mutter. In einem solchen Tone schrieb er nie an Josephine! —

Der Roman „Corinna" war erschienen; da er großes Aufsehen machte, schickte man ihn in das kaiserliche Hauptquartier. Er traf in der Nacht mit einer Menge von Depeschen ein, welche sofort dem Kaiser übergeben wurden.

Nachdem er die wichtigsten derselben durchgesehen hatte, blätterte er auch in dem Roman und ließ Herrn de Talleyrand wecken, um ihm denselben vorzulesen.

„Sie verehren diese Frau Staël," sagte er, „sehen wir, ob sie Verstand hat."

Nachdem er eine halbe Stunde zugehört hatte, wurde er ungeduldig:

„Das ist kein Gefühl!" rief er, „das ist eitel Gewäsch .... Ein verdrehter Kopf! Sehen Sie nicht, daß sie diesen Engländer zu lieben glaubt, weil er sich kalt und gleichgültig zeigt? ... Gehen Sie zu Bett ... das ist verlorene Zeit. Jedesmal, wenn die Verfasserin sich selber in ihren Werken schildert, taugt die Arbeit nichts ... Guten Abend!" ***)

---

*) Vielleicht ist Frau Abramowicz gemeint; man lese die interessanten Mittheilungen, welche F. Masson in seinem Werk: „Napoléon et les femmes" (deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig) macht, pag. 185—192 u. s. w. nach.

**) Auch unter den Autographen, welche Armand Dayot in seinem hochinteressanten, illustrierten Werke: „Napoléon raconté par l'image" (deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898) mittheilt, befindet sich (pag. 399 in der deutschen Ausgabe) ein eigenhändiger Brief Napoleons an die Gräfin Walewska. (Siehe Seite 94.)

***) Man findet in der Correspondenz Napoleons (26. März 1807) einen Brief, datirt aus Osterode, in welchem viel über die Staël, die Verfasserin der „Corinna" gesagt ist. Man sehe Sainte-Beuve: „Portraits de femmes." Die Veröffentlichung von „Corinna" verschärfte die Strenge des ersten Exils der Frau de Staël.

Am anderen Morgen gab er das Buch dem Herzog von Bassano, der es mir schickte, weil er glaubte, wir hätten es in Warschau noch nicht. Ich habe das historisch gewordene Exemplar sorgfältig aufbewahrt.

Wenige Tage nach meiner Niederkunft überbrachte ein Courier die Nachricht von der Schlacht bei Eylau, es wurde ein Te Deum gesungen, obwohl 30 000 Mann den Tod gefunden hatten! In Petersburg aber gab es merkwürdiger Weise auch Dankfeste; man dankte dort der Vorsehung, die es so gefügt hatte, daß „um das Schlachtfeld lange und erbittert gekämpft wurde“: das sah einem Siege Rußlands sehr ähnlich.

Ich erhielt fast gleichzeitig einen Brief, welcher mich über das Befinden Derjenigen, für die ich mich interessirte, beruhigte. Er enthielt mehr Fragen nach meinem Befinden als Einzelheiten über die Schlacht. Man schrieb mir, es habe einen mörderischen Kampf gegeben, der Feind hartnäckigen Widerstand geleistet, man könne von Glück sagen, der Masse von Gewehr- und Kanonenkugeln während der langen Kampfesdauer entronnen zu sein. Dieses wunderbare Glück schrieb man einem rosafarbenen Bande, einem heiligen Amulet, zu. Man gab mir auch den Rath, ich möchte meine Tochter in Rosafarbe kleiden, denn es sei erwiesen, daß diese Farbe Glück brächte. Napoleon behauptete, die blaue Farbe bringe Glück.

Während des kurzen Waffenstillstandes, der der Schlacht von Eylau folgte, kamen eine Menge Offiziere aus dem kaiserlichen Hauptquartier zurück. Diese Herren, unter verschiedenen Vorwänden der Erholung, suchten ihnen lieb gewordene Bekannte auf, Viele hatten ja unter unseren Damen eine Auserwählte — es kam ja auch zu einigen Heirathen, „verhältnißmäßig“ jedoch nur wenigen — die Franzosen von damals hatten zur Begründung eines eigenen Herdes ja gar keine Zeit!

Unter den Zurückgekehrten befand sich auch der Fürst Borghese, gar stolz auf seine kriegerischen Erfolge. Er war damals erst Oberst. Der Kaiser, der ihm eine Gelegenheit zu avanciren geben wollte, hatte sein Regiment in ein Handgemenge geschickt, bei dem es wohl nicht viel Gefahr, aber leicht zu pflückende Lorbeeren gab. Der Oberst, stolz darauf, zum ersten Male den Säbel ziehen zu können, sagte zu Herrn de la Vaugiron, den er in meinem Salon traf, mit sehr gewichtiger Miene:

„Erzählen Sie doch der Frau Gräfin, wie ich die ‚Sciabola' geführt habe."

In den Bulletins war von der glänzenden „Waffenthat Seiner Hoheit" in pompösem Stil die Rede!

Kurz nach dem Feldzug wurde Fürst Borgheſe aus Anerkennung der von ihm geleiſteten Dienſte zum Gouverneur von Turin ernannt, woſelbſt er in Frieden ſeine Tage hätte dahin leben können — wäre ſeine Gemahlin, Ihre kaiſerliche Hoheit die Prinzeſſin Pauline, nicht geweſen!*)

*) Anmerkung des Ueberſetzers. Ueber den Aufenthalt des Fürſten Borgheſe in Turin berichtet Stanislaus Girardin in „Journal et Souvenirs". Beſonders intereſſant aber ſind die Mitheilungen, welche Joſ. Turquan in ſeinem Werk „Les soeurs de Napoléon" (deutſch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, drei Bände) über den Fürſten bringt. Freunden des Humors iſt beſonders die Schilderung der Reiſe des fürſtlichen Paares von Nizza nach Turin (in der deutſchen Ausgabe, III. Kapitel, pag. 217 ꝛc.) zu empfehlen.

VII.

Tilsit.

Ueberreichung der Fahnen an die drei polnischen Legionen. — Fürst Poniatowski. — Sieg bei Friedland. — Der Graf Stanislaus Potocki bei der Zusammenkunft zu Tilsit. — Die Thränen der Königin von Preußen. — Die Pfiffigkeit Alexanders. — Das Bankett. — Errichtung des Herzogthums Warschau.

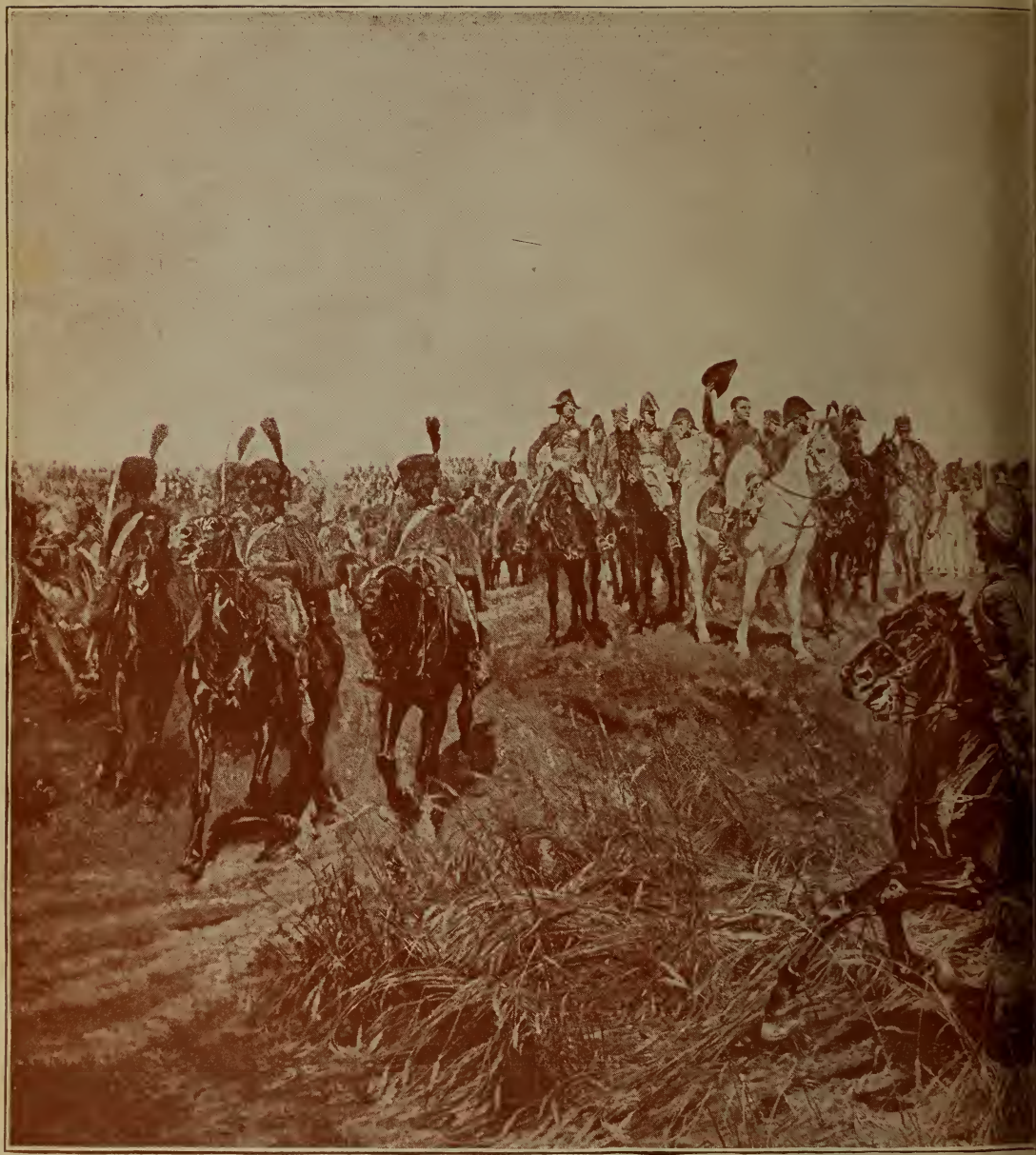
Man war mit so großem Eifer an die Aufstellung einer polnischen Armee gegangen, daß sie kurze Zeit nach dem Einzuge Napoleons in Warschau schon vollkommen organisirt war.

Am 3. Mai 1807 erhielten die drei Legionen, die der allgemeine patriotische Enthusiasmus in so unglaublich kurzer Zeit geschaffen hatte, ihre Feldzeichen.

Ich habe seitdem manchem pomphaften Fest beigewohnt, habe Theil an militärischen Triumphen genommen, nichts aber hat einen so tiefen Eindruck bei mir hinterlassen als diese auf dem Sächsischen Platze in Warschau abgehaltene Fahnenweihe.

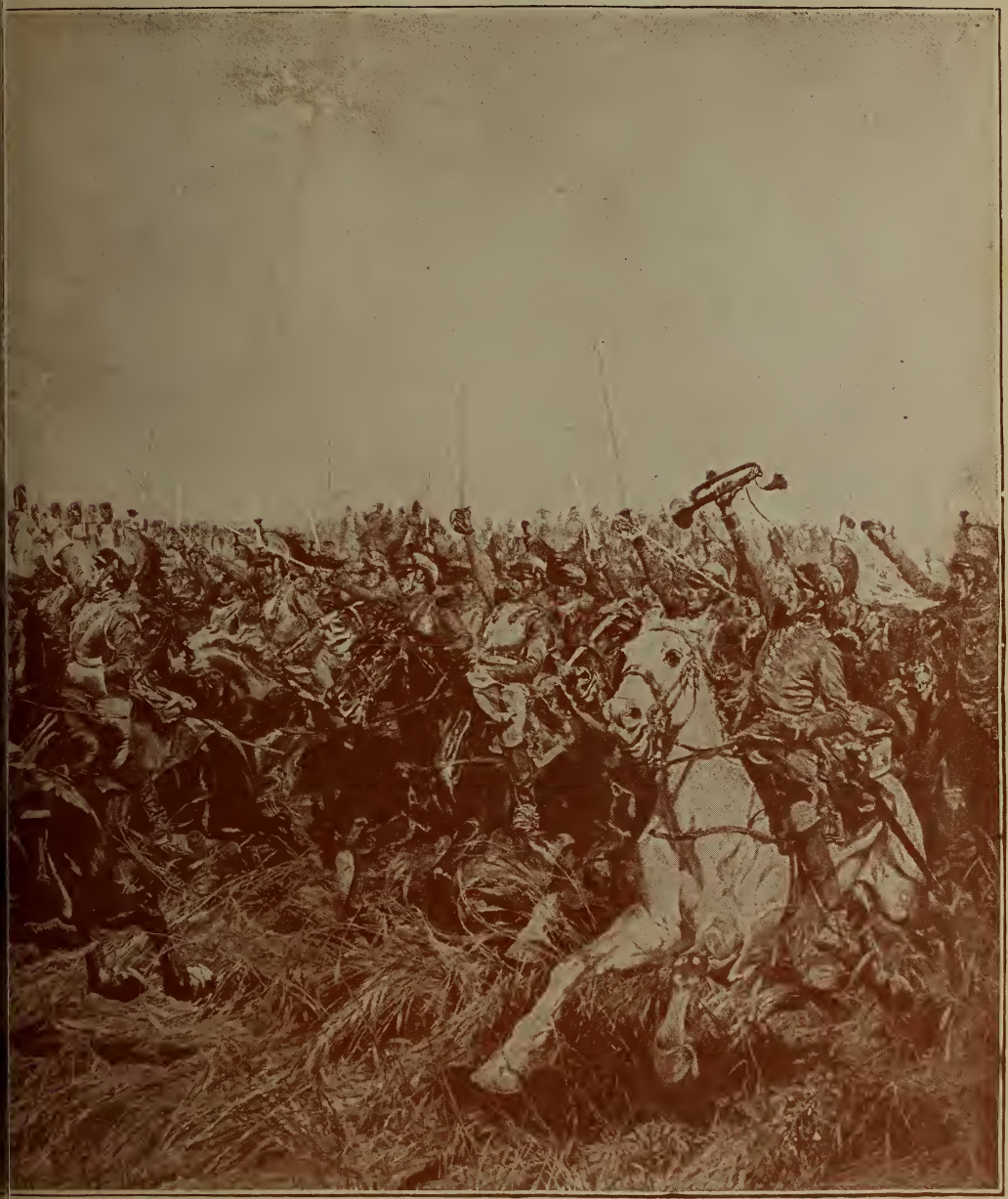
Um einen in ernstem Stil ausgeführten Altar in der Mitte des Platzes stand die junge prächtige Kriegerschaar, um der Messe beizuwohnen, welche der Erzbischof in Person celebrirte. Nichts ist so ergreifend als kriegerische Scenen, in denen die patriotische Begeisterung neben religiöser Stimmung auftritt.

Bei der Segenspendung wurden die Fahnen herbeigebracht, in welche nach altem Brauch die Träger hoher Würden einen Nagel einzuschlagen hatten.



1807.

Nach dem Gemälde von Meisso



.D.

eum von New York.)

Der Fürst Poniatowski, als General en chef, leitete diesen Theil der Feier: einen würdigeren Repräsentanten edler Geburt, kriegerischen Muthes und Edelsinnes kann man sich nicht denken. Ich vermag es nicht, den Eindruck seiner Anrede an die Truppen, denen die Fahnen übergeben wurden, zu schildern.

Der Fürst hatte gewünscht, daß die Damen der Feier, an die sich so viele Sorgen für sie, so viel Angst und Befürchtungen für die Ihrigen knüpfen mußten, nicht fern blieben. Die ganze polnische Jugend war ja zu den Waffen geeilt: es gab keine Mutter, keine Frau, keine Braut, keine Schwester, die nicht für ein theueres Haupt bangte. Wir hatten die Ehre, auch unsererseits einen Nagel in den Stock zu schlagen, dessen Fahnen wir gestickt hatten.

Der Krieg nahm indeß seinen Fortgang; man erwartete jeden Augenblick den Marschbefehl für die polnischen Regimenter.

Am 17. Juni traf ein direkt vom Schlachtfelde kommender Courier ein mit der Siegesnachricht von Friedland — damit war der Friede gesichert. Der Kaiser hatte sich nach Tilsit verfügt, um über die Präliminarien zu berathen.

Ich will nicht viel über diese berühmte Zusammenkunft sagen.

Vom Grafen Stanislaus Potocki, meinem Schwiegerpapa, sind mir aber einige Details, die wenig bekannt sein dürften, mitgetheilt, und ich will sie hier niederschreiben.

Graf Potocki war nach Tilsit citirt worden, um unter den Augen Napoleons diejenigen Aenderungen abzufassen, welche man an der Verfassung vom 3. Mai*) für durchaus nothwendig erachtete.

Es gab Viele, die der Ansicht waren, dieses offene Verfahren Napoleons in der Sache sollte auf die Einbildung Alexanders einwirken, welchem er Polen stets als drohendes Gespenst, früher oder später bereit sein Leichentuch abzuschütteln und Rechte zurückzufordern, hinstellte.

Die Tilsiter Zusammenkunft zählte unzweifelhaft zu den glänzendsten Erfolgen der Napoleonischen Aera! Der König und die Königin von Preußen erschienen als Bittende; sie verdankten dem Czaren die Erhaltung ihres Königreiches, das nahe daran war, aus der Liste der selbst-

*) Diese der englischen nachgebildete Verfassung war die letzte Offenbarung der politischen Selbstständigkeit Polens (Anmerkung der Gräfin).

ständigen Reiche Europas gestrichen zu werden. — Das war ja unser sehnlicher Wunsch!

Die schöne Königin wollte allem Anscheine nach es mit einem Fußfall versuchen. Napoleon aber reichte ihr schnell die Hand, um sie in seine Gemächer zu führen.

Die beiden ihnen folgenden Monarchen beobachteten ein tiefes Schweigen. Nachdem mit leiser Stimme die Königin an die Großmuth des Siegers appellirt hatte, nahm sie zu Thränen ihre Zuflucht. Napoleon schien von dieser zur Schau getragenen Demuth, von diesem Schmerz gerührt zu sein, konnte aber doch nicht unterlassen, der Souveränin zu erklären, daß er unter den Wirkungen ihres „machtlosen" Hasses gelitten habe, indem er, diesem Vorwurf einige Höflichkeitsformen hinzufügend, bemerkte, daß er jetzt, da er die Königin sehe, sich nicht darüber wundere, daß sie ihm so zahlreiche Feinde geschaffen und daß Deutschland sich mit einer solchen Erbitterung wider ihn erhoben habe. Alexander, der es für nothwendig hielt, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, warf mit der ihm eigenen Pfiffigkeit ein, daß alle Anstrengungen gescheitert wären am Genie Dessen, gegen den sie gerichtet wären. Wer es versuche, dem Kaiser Napoleon Widerstand zu leisten, kenne denselben nicht.

So endete diese erste Entrevue, welcher ein großes Bankett folgte. Für den Festtag verzichtete die Königin auf ihren Traueranzug und erschien mit der ganzen ihr eigenen hohen Würde in Purpur und Diadem. Die Königin hatte ihren Platz rechts neben Napoleon. Mit reichen geistigen Gaben vereinigte sich bei der Königin der Drang und die Gewohnheit, sich in wichtige Staatsangelegenheiten zu mischen: sie suchte sich bei Dem, der das Schicksal Preußens in der Hand hatte, in ein möglichst günstiges Licht zu stellen.

Beim Abschiede machte Napoleon der Königin Schlesien zum Geschenk, er war bezaubert von dem geschmeidigen Wesen Alexanders und von der reumüthigen Schönheit der Fürstin. Er machte einen Federstrich durch den Vertragsparagraphen, nach welchem die Provinz Schlesien von Preußen bereits losgetrennt war.

Ueber diese Liberalität des Eroberers war Herr de Talleyrand sehr ungehalten.*)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Der Bericht über die Tilsiter Zu-

Der König von Preußen, persönlich unbedeutend, verhielt sich stumm. Er hatte den Krieg geführt, um den ehrgeizigen Wünschen der Königin zu entsprechen: er schloß Frieden, glücklich darüber, daß er zu seinen friedlichen Gewohnheiten zurückkehren konnte, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was er riskirt hatte und was er hätte gewinnen können.

Aus den Verhandlungen ergab sich für uns Nichts als die Errichtung eines bescheidenen Herzogthums, des Herzogthums Warschau — das war weniger, als wir erwartet, weniger als Das, was wir erstrebt hatten! Man dachte an die Zukunft, um die Gegenwart erträglich zu machen.

---

sammenkunft, welchen die Gräfin Potocka ihrem Schwiegervater nacherzählt, ist in der Uebersetzung ohne Rückhalt wiedergegeben. Es geziemt sich aber, an dieser Stelle zu bemerken, daß die polnischen Patrioten vom Jahr 1807, welche in der Vernichtung des preußischen Staates die Bedingung zur Wiederaufrichtung ihres Vaterlandes erblickten, durch den Verlauf, den die Verhandlungen von Tilsit nahmen, enttäuscht wurden und in eine Stimmung geriethen, die — ihr Urtheil trübte: die Bemerkungen über die Königin Louise können als zutreffend nicht gelten. Wenn Napoleon (nach dem „Mémorial de St. Hélène," deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 196—202) auf St. Helena im Freundeskreise erzählt hat: Die Königin Louise habe ihn gelegentlich der Tilsiter Entrevue an die Schauspielerin Duchesnois in einer von deren großen tragischen Rollen erinnert, so kommt bei ihm in Betracht, daß er sich in späteren Lebensjahren als Fehler anrechnete, Preußen im Jahre 1807 nicht aus der Zahl der selbstständigen Staaten gestrichen zu haben, daß er sich aus diesem Grunde in einer ähnlich gereizten Stimmung befand, wie damals der polnische Patriot Graf Potocki — die unglückliche Königin Louise hatte Nichts von einer Schauspielerin an sich.

VIII.

Der Marschall Davout.

Marschall Davout, Gouverneur von Warschau. — Die Marschallin Davout. — Anatol de Montesquiou. — General Ricard. — Prinz Murat und seine Livree. — Abreise des Herrn de F . . . . t. — Sein Brief. — Epilog zu den Jugenderinnerungen. — Tod der Frau von Krakau.

Der Kaiser kehrte nach Frankreich zurück, um sich in Paris an den glänzenden Erfolgen und dem Freudenrausch, den sein kurzer siegreicher Feldzug zur Folge hatte, zu sonnen. Er ließ uns den Marschall Davout zurück; dieser übernahm das Gouvernement; sein politischer Einfluß war, in beschränkten Grenzen, ein geringer. Davout zählte, im Ganzen genommen, wohl zu den besten Männern der Armee. Man darf voraussetzen, daß Napoleon, der seine Marschälle ja genau kannte, diesen bestimmte, weil er der Ergebenheit desselben ebenso sicher war wie seiner Moralität. Er wollte ein Land, dessen er sich in der Folge als einer Barriere gegen mächtige Feinde bedienen konnte, nicht der Verwüstung und Plünderung preisgegeben wissen. Er hatte sich während dieser kurzen Zeit seines Aufenthaltes bei uns klar gemacht, welche unbemessenen Hülfsquellen ihm eine zu den äußersten Anstrengungen für die Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit bereite Nation bieten konnte. Marschall Davout hatte also Befehl, uns zu schonen, uns zu schmeicheln, uns zu unterhalten. Er ließ seine Gemahlin kommen, um ein großes Haus ausmachen zu können, und erhielt als Apanage das Großherzogthum Lowicz.

Die Marschallin,*) eine ernste Schönheit, war in dem Institut der Campan erzogen worden und hatte sich in demselben die Allüren der vornehmen Welt angeeignet, Eigenschaften, die ihrem Gemahl völlig fehlten. Sich beliebt zu machen aber verstand sie nicht, weil sie Nichts weniger als entgegenkommend war. Man behauptete, sie wäre von ihrer Eifersucht so völlig in Anspruch genommen, daß sie für nichts Anderes Gedanken hätte, zumal gerade jetzt ihr Gemahl, wie alle anderen Franzosen, sich viel mit den Polinnen zu thun machte. Auch wurde erzählt, der Marschall habe eine Französin bei sich, die seiner Gemahlin zum Verwechseln ähnlich sähe und zum großen Mißfallen des Kaisers mit dem Marschall ins Feld gezogen wäre.

Diese Umstände thaten das Ihrige, daß die Frau Herzogin sich wenig darum kümmerte, ihr Haus zu einem angenehmen zu machen, und daß ihr Gemahl Zerstreuungen außerhalb desselben suchte.

Der Generalstab Davout's hatte keine besonders hervorragenden Männer aufzuweisen. Anatol de Montesquiou, damals noch sehr jung, war der Einzige, den wir gern bei uns sahen: seine Erziehung entsprach seinem Namen.

Unter den zu dem Armeecorps gehörenden Generälen war nur einer bemerkenswerth; ich habe mich stets gewundert, daß nicht mehr von ihm die Rede war, seine Ueberlegenheit über die Anderen war in die Augen fallend. Früher Freund und Begleiter Napoleons, hatte der General Ricard sich des Kaisers Mißfallen zugezogen, weil er treu an Moreau festhielt, unter dem er gedient hatte und den er bewunderte. Diese Empfindungen zu verbergen, hielt Ricard nicht für nöthig, auch als Moreau sich von Allen verlassen sah. Diese Treue, so edelherzig, so muthvoll, hinderte ihn nicht daran, dem überlegenen, leuchtenden Genie Napoleons Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vielleicht verehrte er den Kaiser nicht mehr in dem Maße, wie er seinen General en Chef, den Eroberer Italiens, verehrt hatte.

General Ricard stach all' seine Kameraden aus, obwohl es manchen angenehmen Mann unter ihnen gab. Die damaligen Franzosen waren versessen darauf, sich zu amüsiren; es wurde Komödie gespielt, getanzt, Schlittenfahrten wurden veranstaltet, man wollte des Augenblickes der

*) Eine geborene Leclerk, Schwester vom General Leclerk, dem ersten Gemahl der Prinzessin Pauline (Paulette), Schwester des Kaisers.

Ruhe genießen. Der Friede zur Zeit Napoleons war ja stets nur ein kurzer Waffenstillstand, den man benutzte, um sich auszuruhen und sich wieder in Stand zu setzen. Vielen aber ging es schlecht, sie mußten in Schlesien in Cantonnements den Winter über traurig hinbringen. Unter ihnen befand sich Herr de F . . . . t; Prinz Murat war auf den Gedanken gekommen, seinen Adjutanten die Farben seiner Livree aufzunöthigen, in Gestalt einer Phantasieuniform. Herr de F . . . . t, weil er sich zu Denen gesellte, welche ein solches Ansinnen ausschlugen, fiel in Ungnade. Er zog es vor, zu seinem Regiment zurückgeschickt zu werden, in dem Augenblick, da der Prinz, bedeckt mit Lorbeeren und bereit, die Krone in Empfang zu nehmen, nach Paris zurückkehrte.

Der „Rebell" schrieb an mich und theilte mir sein Unglück mit. Er sagte, er habe keinerlei Verlangen, nach Paris zurückzukehren, und wolle den Marschall Davout bitten, einige Zeit in Warschau zubringen zu dürfen. Würde sein Gesuch abgelehnt, so sei er entschlossen, heimlich die Reise zu unternehmen, vorausgesetzt, fügte er hinzu, daß die einzige Autorität, der er sich unterwerfen wolle, ihm sein Vorhaben nicht untersagte, und daß er sicher wäre, Denen nicht zu mißfallen, welche er wiederzusehen sich sehne.

Dieser Brief setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich hatte ja die erdenklichsten Anstrengungen gemacht, um ein gefährliches Bild in meiner Erinnerung zu verwischen, jetzt hatte ich es wieder vor mir in frischen Farben. Meine Freundin, Frau Sobolewska, kam mir glücklicher Weise zu Hülfe. Ich zeigte ihr den Brief, that aber so, als ob ich die Reise des Herrn von F . . . . t durch das Verlangen desselben, sich zu zerstreuen, erläutert fände. Ich unterzog mich dabei einer lebhaften Vertheidigung des Herrn — den doch Niemand angriff.

Meine Freundin ließ mich ruhig ausreden und hütete sich wohl, mir zu widersprechen. Als sie bemerkte, daß ich mich wieder beruhigt hatte, sah sie mich scharf an und frug, an meine Offenheit appellirend, ob ich in der That in Zweifel wäre über den Grund der Reise des Herrn de F . . . . t — sie fügte hinzu, daß, wenn ich meine Zustimmung geben, ich zugleich meine Unterwerfung bescheinigen würde.

Ich antwortete also auf den Brief mit allerhand Scherzen und hatte damit den richtigen Ton getroffen, um jeden Gedanken an eine Annäherung zu bannen.

Einige Monate später wurde Herr de F . . . . t auf Grund von Verwendungen einer hochgestellten Dame, die ihn liebte, nach Paris versetzt. —

Eine von meiner Mutter aus Bialystock eintreffende Nachricht nahm schnell all' meine Gedanken in Anspruch. Man theilte mir mit, Frau von Krakau wäre schwer erkrankt — und habe Verlangen, uns noch einmal zu sehen. Wir reisten sofort ab. — —

Unter meinen Papieren finde ich ein Blatt, auf welchem ich im Jahre 1808, als ich noch nicht daran dachte, Memoiren zu schreiben, einige Notizen gemacht hatte; ich lasse dieselben hier folgen:

Bialystock, den 9. Februar 1808. Da bin ich wieder in diesem Schloß, in welchem ich so viele glückliche, stille Jahre zubrachte. Auf jedem Schritt begegnet mir eine Erinnerung, ein Bedauern: dieses Gefühl ist angenehm und peinlich zugleich. Alles ist vorbei — Alles vergänglich!

Ich sehe die geliebte Tante wieder; man bangt um ihr Leben. Ich habe zum ersten Male des Todes gedacht. Dieses traurige, dunkle Zimmer, die stumme Angst auf den Gesichtern — ich werde das nie vergessen.

Die arme kleine Amalie Bassompierre weinte bitterlich, sie war der Tante so gut. —

Den 10. Morgens. Ich habe kein Auge geschlossen — wie lang, wie endlos lang war diese Nacht — noch ist sie am Leben!

Heut morgen hat man sie auf mich vorbereitet, die Nachricht von unserem Eintreffen hat sie belebt. Gegen Mittag kam der Arzt, um uns zu ihr zu führen. Wie sollte ich es nur anstellen, um zu lächeln, wenn ich zu ihr sprach, wie sollte ich meine Thränen zurückdrängen, wenn ich ihr die Hand küßte! — „Ich habe die Kraft nicht mehr, Dir zu sagen, wie gut ich Dir bin!" — das waren ihre Empfangsworte. Dann sprach sie von meinen Kinderchen, an welche ich selber diese zwei Tage her nicht mehr dachte. Meinen Gemahl hatte sie noch nicht gesehen, weil er sich im Hintergrunde hielt und das große Gemach mit seinen rothen, golddurchwirkten Tapeten im Halbdunkel lag. Sie sagte mir, ich möchte ihn rufen, und, obwohl sie ermüdet schien, drückte sie ihm die Hand, indem sie mit ziemlich fester Stimme die Worte an ihn richtete:

„Ich empfehle Ihnen Alles, was mir im Leben theuer war, Ihre Frau und deren Mutter. Sorgen Sie stets für deren Wohlergehen."

Dann machte sie ein Zeichen, man möchte sich entfernen, rief mich aber gleich darauf noch einmal zu sich; es lag eine unaussprechliche Güte in ihrem Blick, es war der Blick einer Heiligen:

„Entferne Deine Mutter, ich beschwöre Dich ... welch' Anblick für sie!"

Ich versuchte, sie zu beruhigen, indem ich sagte, wir würden nicht eher abreisen, ehe sie nicht vollständig wiederhergestellt wäre; sie schüttelte den Kopf — ein Lächeln schwebte über ihre Lippen, wie die Botschaft naher Glückseligkeit, sie reichte mir die Hand und fügte hinzu:

„Du machst Dir keine Vorstellung, wie wohl Du mir thust; Du beruhigst mich — und da Du einmal entschlossen bist, so bleibe noch einige Tage — viele werden es nicht mehr sein. Jetzt werde ich ruhig sterben — ich quälte mich so um Deine arme Mutter."

Als ich sie so ganz ruhig sah, versuchte ich über Verschiedenes mit ihr zu sprechen, wovon ich mir dachte, es könne Interesse für sie haben. Sie hörte mir aufmerksam zu.

Den ganzen Tag über bin ich in ihrem Zimmer oder dem daneben liegenden Kabinett. Weinen kann ich nicht mehr, ich fange an, mich an die traurigen Zustände zu gewöhnen: es giebt etwas Süßes in der Sorge um eine theuere Person, und dieses Gefühl bringt alle anderen zum Schweigen ... diese reine Seele giebt der meinigen Ruhe und Sicherheit, deren ich so sehr bedarf ...

Sie hat gebeichtet und die letzte Oelung empfangen — mir erschien die heilige Handlung so beklemmend — meine Tante war ruhig und vorbereitet. Ja, man hätte glauben können, es handle sich für sie um eine Festlichkeit, welcher sie mit Ungeduld entgegensah. Sie hatte in Bezug auf ihr Leben wohl Nichts zu bereuen, nur schien es zuweilen, als leide sie physisch unter dem Nahen des Todes, als erschrecke sie vor dem Gedanken der körperlichen Auflösung — es muß doch schwer sein, zu sterben!

Am 12. Abends. Ist es möglich, daß man sich an Alles gewöhnt? Ich fühle mich nicht mehr so traurig, so niedergeschlagen, kommt es daher, daß Hoffnung mir in's Herz geschlichen ist? Es ist unmöglich, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß man Die verlieren muß, die Einem theuer sind; sowie sich die Gefahr nur ein

wenig entfernt, scheint es Einem gleich, als existire sie nicht mehr. Meine Tante hatte eine leidliche Nacht und hatte etwas zu sich genommen. Der Arzt aber giebt keine Hoffnung, er findet ihren Zustand noch sehr schlecht — man sagt, die Aerzte irrten sich häufig! Sie nimmt Theil an Allem, was gesagt wird. Wie glücklich bin ich, wenn ich sehe, daß sie lächelt! Ich fühle, daß ich geliebt bin, ich sehe, daß ich von Nutzen bin — das söhnt mit dem Leben aus. — Ich sage, es söhnt aus, nicht, daß ich des Daseins müde wäre, ich weiß nur nicht, wie dasselbe Werth haben kann, wenn man sieht, daß man nicht für das Glück Anderer nothwendig ist.

Den 13. Mittags. Sie befindet sich sehr schlecht! Die Nacht war schrecklich; die Kräfte nehmen zusehens ab, sie spricht nicht mehr, außer, wenn es durchaus nöthig ist. Dabei ist sie bei voller Besinnung und erkennt Jeden.

Die Post ist ausgeblieben: ich habe keine Nachricht von meinen Kindern — unter anderen Umständen wäre ich beunruhigt, trostlos, meine Schwiegermama hatte versprochen, mit jeder Post zu schreiben. Heut gestatte ich es mir selber nicht, an das zu denken, was mich an das Leben fesselt ... in diesem Zimmer, in welchem Alles vom Tode, von der Auflösung, von der Ewigkeit redet.

Wenn ich in ihrem Gemach bin und höre die alte Standuhr schlagen, so zittere ich stets, weil mich der Gedanke überkommt, es wäre die letzte Stunde.

Um Mitternacht. Es ist aus mit aller Hoffnung! Sie hat zwei oder drei Stunden furchtbare Beängstigungen gehabt; sie wußte nicht, wohin sie den Kopf legen sollte. Von Zeit zu Zeit frug sie mit kaum hörbarer Stimme, ob die Nacht klar wäre und ob viel Sterne am Himmel ständen. Als ich ihr die Hand küßte, fand ich dieselbe starr und kalt wie Eis; ich legte sie mir leicht auf die Stirn; ich glaube, die Tante hat mich verstanden und gesegnet; denn soeben flüsterte sie ganz leise, ich möchte mich entfernen und nicht zu ihr reden. Ich glaube, sie betete.

Es ist grausam, Jemanden so leiden zu sehen — ist das der Tod des Gerechten? ... Jetzt ist sie völlig erschöpft ... Der Arzt sagt, sie werde noch bis morgen leben. — O Gott! welche fürchterliche Nacht!

Am 14. Sie ist gegen zwei Uhr Mittags gestorben. Der Tod

war sanft; ihr Antlitz hatte den Ausdruck der Güte bewahrt, der sie im Leben so verehrungswürdig machte. Einige Minuten vor ihrem Tode hatte sie noch gesprochen. Das Kaminfeuer war im Erlöschen; sie wollte nicht, daß Scheite aufgelegt würden, es verlangte sie nach lautloser Stille!

Als sie bemerkte, daß eine ihrer Frauen weinte, reichte sie derselben ihr Taschentuch, indem sie ihr zugleich ein Zeichen zu schweigen machte. Zu verschiedenen Malen frug sie, ob die Nacht schön wäre ... dachte sie an die weite, große Reise, die ihr bevorstand? Es schien, als wäre sie in Eile, die Erde zu verlassen ... alle Augenblicke frug sie, wie spät es wäre. Gegen zwei Uhr schlief sie ein und erwachte nicht wieder.

Der Arzt hatte meiner Mutter gesagt, daß das Ende noch nicht nahe wäre, und wir hatten uns zurückgezogen, um ein wenig zu ruhen. Um vier Uhr wurde ich durch Glockengeläute erweckt, ich erschrak heftig, wagte jedoch nicht, zu fragen. Ich eilte zu meiner Mutter — unsere Thränen sagten uns, was wir einander zu fragen nicht wagten.

Am 17. Morgen reisen wir ab. Ich werde das Gemach, in welchem ich schreibe, nie wiedersehen; ich bewohnte es während der schönsten Tage meines Lebens. Auch ich habe vielleicht die Hälfte meines Lebens schon hinter mir — auch über mich wird der gefürchtete Augenblick kommen ... Sie wird mir helfen, sie wird über mir wachen ... möchte mein Leben sich eines solchen Schutzes würdig erweisen!

Den 20. in Warschau. Ich bin zurück. Mir ist zuweilen, als hätte ich einen schweren Traum gehabt ... Der Traum hat mein Herz getroffen, mir das Leben verleidet, nur meine Kinder sind mir noch eine Freude!*)

*) Bialystock ist von den Erben der Frau von Krakau nach einigen Jahren an den Kaiser Alexander verkauft worden, der für die Erhaltung des prachtvollen Besitzes Sorge trug. Kaiser Nikolaus hat ein Pensionat aus dem Schloß gemacht, die schöne Orangerie kam nach Petersburg.

Dritter Theil.

Reise nach Frankreich.

1810.

Der erste Consul in Malmaison.

Nach Jean Baptiste Isabey (Museum von Versailles).

I.

Die Vorbereitungen zur Heirath Maria Louises.

Tod des Grafen Tyszkiewicz, Vaters der Gräfin Potocka. — Reise nach Wien. — Die Wiener Gesellschaft. — Das Haus des Fürsten de Ligne. — Seine Heirath. — Graf Karl Damas. — Gräfin Palffy. — Nachrichten aus Paris. — Die Wiener Aristokratie. — Ankunft Berthier's. — Brief Napoleons an den Erzherzog Karl.

Die Leute, welche Memoiren schreiben, sind gewöhnlich ihren Lesern gegenüber nicht offen. Die meisten schreiben ihre Erinnerungen lange nach den Ereignissen nieder und fügen dieselben nach ihrem Gefallen aneinander. Ich habe den meinigen alle ihre Unvollkommenheiten belassen, mich aber enthalten, ihnen den Stempel der Zeit zu nehmen. Ich habe sie mit einem Wort nicht umgearbeitet. Man wird an dieser Stelle eine Lücke finden. Vom Schmerz über die plötzliche Erkrankung meines Vaters ganz benommen, habe ich alles Andere bei Seite geschoben und um einen Paß nach Wilna nachgesucht. Die russischen Behörden aber verschleppten die Sache der Art, daß ich meinen Vater nicht mehr am Leben fand, als ich eintraf.

So kehrte ich nach Warschau zurück, dort war meine Mutter nicht mehr, seit dem Tode der Frau von Krakau war sie nach Wien gezogen. Da sie sich am Wiener Hofe nicht wollte einführen lassen, war sie gleich nach Baden gezogen, um in Verborgenheit leben zu können. Sie hatte mit Niemanden Umgang, als mit einer schweizerischen Familie.

Mitten während des ziemlich rauhen Winters, forderte meine theuere Mutter uns auf, sie in Baden zu besuchen. Nachdem wir einen Monat bei ihr gewesen waren, veranlaßte sie uns, den Rest des

Winters in Wien zuzubringen, und versprach, sie wolle uns bald dorthin nachfolgen. Mein Gemahl langweilte sich in Baden ein wenig, und so nahm ich bereitwillig den Vorschlag meiner Mutter an.

Das Haus des Fürsten de Ligne war damals das Centrum, zu dem alle vornehmen Fremden sich drängten. Man hielt es für eine große Vergünstigung, dort vorgestellt zu werden. Mit großem Wohlwollen und einer ganz besonderen Nachsicht empfangen, amüsirte ich mich dort wie nirgend sonst. Dieser bescheidene kleine Salon, diese Strohsessel, die man aus dem Vestibül herbeiholte, wenn im Salon keine mehr vorhanden waren, das frugale Abendessen, dessen einziger Reiz in der Unterhaltung lag, die liebenswürdige Treuherzigkeit Aller — dies ist wohl werth, daß ich mich ein wenig dabei aufhalte: es wäre ein Zeichen von Undankbarkeit, wenn ich es nicht thäte.

Der berühmte Fürst de Ligne war über siebzig Jahr alt, aber noch einer der geistvollsten und brillantesten Plauderer, weit bedeutender durch seine Unterhaltungsgabe als durch sein schriftstellerisches Talent. Nachsichtig, zugänglich und gut, wurde er von seinen Kindern verehrt und liebte sie, weil sie es verdienten. Werth für ihn hatte nur Das, was des Lebens Annehmlichkeiten erhöht, denn er war der festen Ueberzeugung, er wäre einzig und allein, um sich zu amüsiren, auf der Welt. Wenn man ihn in seiner Jugend dem Ruhme hatte nachlaufen sehen, so hatte er es gethan, weil es ihm neue Erfolge versprach und man oft willkommen ist, wenn man Liebesbriefe auf Lorbeerblätter schreibt. Einst im Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches er verzettelt hatte wie sein Leben, ertrug er mit stoischer Heiterkeit die Einschränkungen, die seine frühere Verschwendung ihm auferlegt hatte. Seine mit Stroh überzogenen Stühle, seine Hammelkeulen, sein unvergeßliches Stückchen Käse waren Veranlassung zu unzähligen Scherzen, die stets gut aufgenommen wurden. Man konnte sagen, der Fürst habe an Heiterkeit gewonnen, was ihm an klingenden Gütern verloren ging, er habe, wie jener Weise im Alterthum, der seine Schätze ins Meer warf, arm sein wollen.*)

Die Fürstin war weniger philosophisch veranlagt. Er und sie schienen nicht einerlei Sprache zu reden und sich nie Etwas gesagt zu haben.

*) Anmerkung des Uebersetzers: Karl Joseph Fürst de Ligne (ein altes belgisches Geschlecht), war 1735 geboren und starb 1814. Seine „Mélanges militaires, littéraires etc." zählen 34 Bände; sie stellen die Geduld des Lesers, obwohl vereinzelt treffende Bemerkungen darin vorkommen, auf eine harte Probe.

Die Vermählung Napo

Nach dem Gemälde von Ro

. mit Marie Louise.

uſeum von Verſailles.)

Die Fürstin stammte aus vornehmem deutschen Hause, war aber arm, ohne äußere Vorzüge und auch ohne Geist — unbegreiflich ist es, was den Fürsten zu dieser Heirath bewogen hat! Seine alten Bekannten erzählten, daß, als er seine junge Frau in Brüssel, wo sein Regiment in Garnison lag, vorstellte, ihm ein Wort entschlüpfte, welches ihn als maliziös und leichtfertig kennzeichnete.

„Sie werden sie sehen, meine Herren," sagte er den Kameraden. „Ich setze Sie im Voraus in Kenntniß, daß sie ganz und gar nicht hübsch ist, aber da sie außerordentlich gut und einfach ist, so wird sie Niemanden geniren — auch mich nicht!"

In der Zeit, von welcher ich rede, war die Fürstin schon hoch in Jahren und sehr reizbar, allein man kümmerte sich nur wenig um sie. Es war hergebracht, daß man sie bei ihrer Tapisseriearbeit ungestört ließ, sich um den Fürsten und seine Töchter schaarte und mit ihm und ihr in ein lebhaftes Gespräch trat, welches sich in so freien und graziösen Formen bewegte, wie ich sie nirgends wieder gefunden habe.

Die Franzosen meinten, die Konversation der französischen Salons habe sich seit der französischen Revolution in das kleine Haus des Fürsten geflüchtet. Fest steht, daß ich in Paris keine so angenehme Gesellschaft gefunden habe: Parteigeist hatte dort Alles zerstört.

Unter den gewöhnlichen Gästen des de Ligne'schen Hauses erwähne ich den Grafen Karl Damas, einen starrköpfigen Emigranten, der, der Rückkehr der Bourbonen sicher, dieselbe in Wien erwartete. Er wohnte schon seit einer Reihe von Jahren dort, nur einmal hatte er sich entfernt und zwar, wie er sagte, während des „Einfalles der Blauen."

Sowie die Franzosen wieder aus der Stadt hinaus waren, so kehrte er wieder zurück; schwer aber fiel es ihm, dem Fürsten de Ligne zu verzeihen, daß dieser die „verirrten Landsleute" empfangen hatte. So nannte er alle diejenigen französischen Edelleute, welche sich der neuen Regierung angeschlossen hatten. Damas war geistvoll, aber steckte voll der seltsamsten Schrullen; seine Thorheiten verzieh man ihm aus Rücksicht für seinen edlen Charakter und seine große Originalität. Ich habe ihn einmal seine ganze Beredsamkeit aufwenden hören, um zu beweisen, daß es mitunter erlaubt ist, einen groben Ton anzuschlagen, wenn man dabei nur keinen groben Geschmack zeigt — so kam es, daß er meinte, Alles sagen zu dürfen.

Eines Tages glaubten wir, wir sollten vor Lachen bersten, als Graf Damas uns mit der ernstesten Miene von der Welt erzählte, daß die zweite Tochter des Fürsten de Ligne, die Gräfin Palffy, ein Engel an Tugend und Reinheit*) ihn verführt habe, schlechte Bekanntschaften zu machen, indem sie ihm die Wohnungen von berühmten „Nymphen" angab, in der Absicht, ehrbare Frauen, an die er sich halten möchte, vor übler Nachrede zu schützen. Mit einem Kinn, dessen eine Hälfte er vor Belgrad eingebüßt hatte, und seinen fünfzig Jahren bot unser Held dabei eine vollkommen genügende Garantie.

Außer in dem de Ligne'schen Hause brachte man seine Zeit auch aufs Angenehmste bei einigen unserer Landsleute zu, namentlich bei der Gräfin Lanckoronska, obwohl diese Dame viel Sympathie für Oesterreich an den Tag legte.

Eines Abends, am Theetisch sitzend, verhandelten wir gerade lebhaft über das neueste Ereigniß: die Ankunft eines Couriers aus Paris. Wien hatte durch den Aufenthalt der Franzosen schwer gelitten, die unangenehmen Erinnerungen waren noch nicht vergessen, und das über die neuesten Depeschen herrschende officielle Schweigen beunruhigte die Bevölkerung.

Mit Ausnahme einiger Polen waren alle in dem Salon anwesenden Gäste geschworene Feinde Napoleons. Der erbitterste war ohne Zweifel des Kaisers Landsmann Pozzo di Borgo.**) Wir hörten gerade seinen Prophezeiungen zu, als Graf Razumowski, der russische Gesandte, angemeldet wurde. Wir eilten ihm Alle entgegen und bestürmten ihn mit Fragen. Der Ausdruck in seinen Zügen beunruhigte uns; er sah so niedergeschlagen aus; er war der Sprache nicht mächtig. Erst nach einigen Minuten war er im Stande, mitzutheilen, daß der geheimnißvolle Courier nur wenige Stunden vor dem Marschall Berthier eingetroffen wäre, dessen außerordentliche Mission darin bestände, um die Hand der Erzherzogin Marie Louise für seinen

*) Es ist dieselbe Dame, von der im „Journal de Stendhal" die Rede — von ihrer Tugend jedoch keine Rede ist.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Ein geschworener Feind Napoleons, hat Pozzo di Borgo Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, seinen großen Landsmann zu stürzen. Er war ursprünglich Advokat, trat 1803 in russische Dienste und kam 1814 als russischer Gesandter nach Paris; dann erhielt er den Botschafterposten in London; er starb in Zurückgezogenheit 1842 zu Paris.

Gebieter zu werben — der Marschall wäre zugleich beauftragt, den Kaiser persönlich bei dem Abschluß der ganzen Angelegenheit zu vertreten, welche Herr von Metternich zuvor in Paris im Namen des Kaisers Franz in die Wege geleitet hätte.

Der Fürst von Neufchâtel war in der That an der österreichischen Grenze vom Fürsten Paul Esterhazy, einem der vornehmsten Herren des Landes, begrüßt worden.*)

Es war, als habe der Blitz bei uns eingeschlagen, die aufhorchenden Zuhörer des Herrn von Razumowski schienen wie zerschmettert. Nach einem Augenblick vollständiger Starrheit brach ein Schrei des Schreckens aus allen Kehlen. Dann begann man von dieser Allianz zu sprechen, welche die erste Fürstin Europas dem „nichtswürdigen Usurpator" preisgab.

Man hörte Nichts wie halberstickte Verwünschungen und Klagen. Die Damen rangen mit Ohnmachten, die Herren durchliefen alle Grade der Empörung bis zur Wuth. An irdischer Gerechtigkeit müsse man nunmehr verzweifeln, hieß es. Es bliebe Nichts übrig, als Europa den Rücken zu kehren und sich in Amerika anzusiedeln, meinten die Damen. Einige behaupteten, die junge Erzherzogin werde eher sterben, als eine solche Mißheirath einzugehen. Andere wieder glaubten, Napoleon werde vor Freude toll werden — der Himmel werde einen solchen Skandal nicht zulassen, sondern den modernen Nebukadnezar mit vernichtendem Schlage treffen.

Ich war mitten im Sturm um mich her ruhig geblieben, mir kam plötzlich der Gedanke, daß es amüsant sein müsse, jetzt gerade Paris kennen zu lernen und der Schließung dieser seltsamen Ehe beizuwohnen.

Den Rest des Abends brachte ich damit hin, über meinen sich daran schließenden Plan nachzudenken und denselben meinem Gemahl zu unterbreiten.

Unglücklicher Weise interessirte diesen jedoch Nichts, was ihn seinen gewöhnlichen Beschäftigungen entzog: er wollte zurück nach Polen. Weit entfernt aber, sich gegen meinen Wunsch aufzulehnen, der eigentlich vor der Hand noch Nichts war wie ein Traum, schrieb er an die Seinigen

*) Fürst Paul Anton Esterhazy de Galantha 1786—1866; er war nach einander der Gesandte Oesterreichs, erst am sächsischen, dann am englischen Hofe.

und diese schickten nicht nur sofort ihre Einwilligung, sondern fügten auch gleich formelle Instruktionen, eine wichtige Angelegenheit betreffend, deren Ordnung ich überwachen sollte, hinzu.*)

Am Tage nach der stürmischen Abendgesellschaft versammelten sich die nämlichen Theilnehmer zur selben Stunde, an demselben Ort, denn obwohl man die Vorgänge durchaus mißbilligte, wollte man doch wissen, was weiter geschehen würde, und verlangte nach Details. Ich verfehlte nicht, mich an Ort und Stelle einzufinden.

Fürst Esterhazy hatte den Abgesandten Napoleons nach dem Schloß geleitet, woselbst, gegen allen früheren Gebrauch und die Vorschriften der Etikette, Quartier für denselben gemacht war.

Um seinen officiellen Einzug in die Stadt halten zu können, mußte Marschall Berthier eine Brücke, welche in aller Eile an Stelle einer von den Franzosen gesprengten geschlagen worden war, passiren. Am Tage seiner Ankunft wurde er vom Kaiser Franz empfangen, und die Werbung um die Hand der Erzherzogin fand in aller Feierlichkeit statt.

Gleich nach Beendigung derselben übergab der Abgesandte dem Erzherzog Karl einen eigenhändigen Brief Napoleons, in welchem der Prinz bevollmächtigt wird, im Namen des Kaisers die Trauung mit der Erzherzogin zu vollziehen. Ich hatte viel Mühe, mir eine Abschrift dieses Briefes zu verschaffen, allein es gelang mir — hier folgt der Brief Napoleons:

„Lieber Cousin!

Ich bin Eurer Kaiserlichen Hoheit Dank schuldig, daß Sie die Güte haben wollen, mich bei meiner Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louise zu vertreten. Eure Kaiserliche Hoheit wissen, daß meine längst bestehende Freundschaft in Ihren hervorragenden Fähigkeiten und Ihren großen Thaten ihren Ursprung fand. Da ich sehnlichst wünsche, Ihnen einen glänzenden Beweis hiervon zu geben, bitte ich Sie, den Großcordon der Ehrenlegion und das Kreuz dieses Ordenszeichens, das ich selbst stets trage, und mit welchem 20 000 Soldaten geschmückt sind, die sich auf dem Felde der Ehre ausgezeichnet haben, anzunehnen. Die erstere der Dekorationen ist ein Tribut an Ihr Genie als General, die zweite an Ihre Tapferkeit als Soldat."

*) Es ist später die Rede davon.

Am zweiten Tage fand die Unterzeichnung der Civilakte und die Aushändigung der seit undenklicher Zeit den Erzherzoginnen zustehenden Mitgift statt — sie betrug 500 000 Francs in Gold.

Am 11. März 1810 fand in der Augustinerkirche die religiöse Feier statt; es folgte ihr ein Bankett im Schloß, dem der Marschall Berthier beiwohnte — dies aber war wiederum gegen die Hofetikette, welche unter keiner Bedingung die Theilnahme eines Fremden an einem Fest in der kaiserlichen Familie zuließ.

II.

Herr de Narbonne.

Der Pantoffel Marie Louises. — Herr de Narbonne beim Fürsten de Ligne. — Mein Mentor. — Ankunft in München. — Das Bad. — Der Seladon. — Die Gräfin reist allein nach Straßburg.

Während dieser Vorgänge traf auch noch Graf Louis de Narbonne als außerordentlicher Gesandter in Wien ein, beauftragt, die junge Kaiserin zu begleiten oder vielmehr ihr vorauszureisen, um darüber zu wachen, daß das Ceremoniell der Reise genau eingehalten werde: dieses Ceremoniell war aber dem, welches bei der Reise Marie Antoinettes von Wien nach Paris Geltung gehabt hatte, bis ins Kleinste nachgebildet.

Anatol de Montesquiou*) war als Courier von Wien nach Paris geeilt, um dem Kaiser den Abschluß der Heirathsfeierlichkeiten und den für die Abreise der hohen Braut bestimmten Tag zu vermelden. Auch hatte er den geheimen Auftrag von Herrn de Narbonne erhalten, für Se. Majestät den Kaiser einen kleinen Pantoffel Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Erzerzogin Braut mitzunehmen: Marie Louise, die von der Natur gerade nicht ausgezeichnet war, hatte hübsche Füße. Die feine Aufmerksamkeit Narbonne's fand in den Tuilerien einen ungetheilten Beifall: es wird behauptet, Napoleon habe dem Pantoffel sofort einen Ruheplatz an seinem Herzen angewiesen.

*) Ambrosius Anatol Augustin de Montesquiou-Fezenzac (1788—1867) diente dem Kaiser Napoleon, wie dem Hause Orleans; er war auch dramatischer Dichter.

Graf Narbonne, mitten hinein versetzt in die österreichische Aristokratie, um mit seinen vornehmen Manieren die Plumpheit des Soldaten Berthier vergessen zu machen, wurde in Wien mit größter Zuvorkommenheit empfangen.

Ich sah ihn täglich beim Fürsten de Ligne, wo er, wie er sagte, sein Hauptquartier errichtet hatte. Auf die Würde eines außerordentlichen Gesandten verzichtend, unterhielt er uns oft von den hohen Herrschaften, mit denen er in Wien in Berührung kam, und von der Verlegenheit, in welcher sich dieselben befanden, weil sie, innerlich empört über Das, was geschah, Anstand nahmen, ihre Mißbilligung öffentlich zu zeigen.

Graf Narbonne stand schon hoch in Jahren, war aber noch sehr liebenswürdig; in seiner Jugend hatte er der königlichen Familie von Frankreich nahe gestanden, von der Revolution fortgerissen, sich ohne Bedenken der kaiserlichen Regierung angeschlossen. Unter Ludwig XVI war er Kriegsminister gewesen, allerdings nur drei Monate lang. Die damaligen Royalisten beschuldigten ihn zu großer Hinneigung zu England: dem Auslande Einfluß einzuräumen, wäre unstatthaft, sagten sie. Die Clubs waren in heller Wuth über ihn und bezeichneten ihn als einen Feind der Revolution, einen Gegner der Jakobiner. So verließ er denn Frankreich fliehenden Fußes und gelangte glücklich in die Schweiz; von dort ging er bald nach England, wo er den Tod Robespierre's erfuhr. Er war einer der Ersten vom ancien régime, der dem aus Aegypten heimkehrenden Bonaparte seine Huldigungen darbrachte.

Graf Narbonne gehörte zu jenen hochbegabten, auf der Bühne der Geschichte erscheinenden Menschen, die keine Spur ihrer Talente hinter sich zurückgelassen. Als Offizier hervorragend, als Diplomat der Gewandtesten Einer, besaß er Alles, was erforderlich ist, um in stürmischen Zeiten eine Rolle zu spielen. Der Ruhm Napoleons hatte für einen Mann wie ihn etwas Bezauberndes; von dem Augenblick an, da er seinen Ehrgeiz befriedigt fand, seine Angelegenheiten in Ordnung, namentlich seine Schulden bezahlt waren, schloß er sich eng an den Welteroberer an.

Ich habe ihn mehr als einmal sagen hören, daß Napoleon nicht allein ein überlegenes Genie, sondern auch viel Geist besäße. — Das aber war mehr, als dem Kaiser von den schönen Damen Wiens eingeräumt wurde. Ich habe zufällig einem Gespräch beigewohnt, in

welchem Jemand behauptete, er könne durch unumstößliche Thatsachen nachweisen, daß das „korsische Scheusal" auch ein „beschränkter" Tölpel wäre, daß der „Mensch" demnächst blödsinnig werden würde, denn er habe die Fallsucht.

Trotz dieser lächerlichen Schmähungen und trotz der absurdesten Demonstrationen entfaltete der hohe österreichische Adel gelegentlich der Hochzeitsfeierlichkeiten einen Pomp, wie man ihn nirgend anderswo sehen könnte. Die Millionen, welche Napoleon hergab, um seinem Gesandten ein entsprechend luxuriöses Auftreten zu ermöglichen, waren völlig ungenügend, — in so fern als die neue Dynastie der alten gegenüber doch nur wie „frisch angestrichen" erschien.

In meinen Erinnerungen spielt Herr de Narbonne eine Rolle, denn er war der Mentor, dem mein Gemahl mich anvertraute. Er sollte mich in Paris zu meiner Tante, der Gräfin Tyszkiewicz, die seit Jahren dort wohnte, führen.

Um abzureisen, warteten wir nur noch die Hochzeitsfeier ab.

Ich verabschiedete mich bei meiner Mutter; sie wunderte sich über meine plötzliche Abreise, mißbilligte dieselbe aber nicht als sie hörte, daß mein Gemahl und dessen Verwandte mich zur Reise nach Paris aufmunterten.

Meine Vorbereitungen waren bald beendet; am bestimmten Tage reiste ich ab, unmittelbar vor mir verließ Graf Narbonne die lustige Kaiserstadt, nachdem er die Sorge für die Relais, Nachtquartiere 2c. übernommen hatte. Mein Debut in der großen Welt war mithin ein äußerst brillantes.

Beim zweiten Relais ersuchte mein Begleiter und Mentor mich um die Erlaubniß, Platz in meinem Reisewagen nehmen zu dürfen, da die Arrangements dadurch vereinfacht würden.

Ich gab um so bereitwilliger meine Einwilligung, als ich ganz allein in meiner großen Berline mir so gar einsam vorkam: ich hatte nunmehr eine unschätzbar vortheilhafte Gesellschaft.

Herr de Narbonne war ja Zeuge der Revolution gewesen, kannte alle hervorragenden Personen jener Zeit und sein Talent zu erzählen, war vielleicht unerreicht: die lange Zeit der Reise mithin wunderbar verkürzt. Vielleicht litten zuweilen seine Mittheilungen dadurch, daß er ihnen die Formen einer veralteten Galanterie beimischte, allein er war doch überaus rücksichtsvoll und gefällig; wurde er auch von seinem

Kammerdiener beherrscht, so schadete dies Nichts, denn derselbe war ein richtiger Komödienkammerdiener, der der Vorliebe seines Herrn für Pomp und Luxus in launigster Weise zu schmeicheln verstand.

Bis München reisten wir, ohne uns unterwegs aufzuhalten, es sei denn, um die vom Koch seiner Excellenz zubereiteten und von Frontin, dem Kammerdiener, servirten Speisen zu uns zu nehmen.

Diese Art zu reisen gefiel mir ausnehmend, denn ich ahnte noch nicht, daß mein Mentor dafür bezahlt sein wollte, daß seine Aufmerksamkeiten einen Preis hatten — ich dachte mir, alle Franzosen des ancien régime wären ohne alle Berechnung galant.

Zwei Stationen vor München trennte sich der Graf von mir, um die bayerische Hauptstadt schneller zu erreichen, er versprach für meine Unterkunft zu sorgen; was nicht so leicht war, da alle Hotels vom zahlreichen Gefolge der Königin von Neapel und Leuten besetzt waren, welche den Dienst der jungen Kaiserin bilden sollten.

Um neun Uhr Abends traf ich in München ein; am Thor hatte man für mich den Bescheid hinterlassen, ich möchte nach dem „Hôtel des Princes“ fahren. Ich fand dort nicht allein elegante Gemächer, sondern auch — ein für mich bereit gehaltenes Bad.

Kaum war ich in der Wanne, so öffnete sich leise eine von einem Spiegel verdeckte Tapetenthür, und zu meinem unaussprechlichen Schrecken gewahrte ich, daß Jemand hereinschlüpfte, der sich dicht vor meiner Badewanne, wie es schien, auf die Kniee niederließ. Ich stieß einen gellenden Schrei aus, der meine Kammerfrau herbeirief, die mich eben verlassen hatte, um für meine Toilette zu sorgen; währenddem erkannte ich in dem Knieenden zu meinem nicht geringen Erstaunen den Grafen Narbonne. Erschreckt von dem Eindruck, den seine Unbesonnenheit hervorgerufen hatte, schien er nicht im Stande zu sein, sich aus seiner demüthigen Stellung zu erheben. Ich glaubte im ersten Augenblick, er wäre nicht recht bei Sinnen, und sah ihn halb mitleidig, halb erschreckt an.

Ich bemerkte, daß er mit größerer Sorgfalt als sonst Toilette gemacht hatte; um seine Metamorphose aus einem sechzigjährigen Greise in einen jungen Elegant zu bewerkstelligen, hatte er sich sogar die Wangen geschminkt.

Ein schallendes Gelächter folgte meinem ersten Erschrecken; mein alter Seladon aber bemühte sich jetzt dem Feuer seiner Empfindungen

in Worten Luft zu machen. Endlich erſchien meine Kammerfrau, und ganz verwirrt zog ſich Graf Narbonne zurück.*)

Natürlich konnten wir von jetzt an die Reiſe nicht mehr gemeinſchaftlich machen; ich ließ alſo meinen Courier rufen und ſagte ihm, ich wolle bei Tagesanbruch abreiſen. Ich empfahl ihm liberale Zahlungen und über Alles zu ſchweigen.

Im Hotel lag noch Alles in tiefem Schlaf, als ich wieder allein in meiner Berline, in der Richtung nach Straßburg abreiſte. In Straßburg wollte ich die Kathedrale und das Grab des Marſchalls von Sachſen beſuchen. Es war für mich eine intereſſante, aber einſame und weite Reiſe.

---

*) Ueber Narbonne ſchreibt auch in ihren „Réminiscences“ die Gräfin de Choiſeul-Gouffier.

III.

Meine Ankunft in Paris.

Die Gräfin Tyszkiewicz. — Ein Riß durch das Ceremoniell. — Pariser Scherze. — Der Festzug. — Porträt Marie Louises. — Ein Ausspruch Napoleons. — Die Garden. — Die Pagen. — Aeußerungen aus der Mitte der Volksmenge. — Meine Vorstellung bei Frau de Souza.

Meine Tante*) hatte mir auf dem Platz Ludwig XV in einem schönen Hause, einer maison meublée, eine Wohnung gemiethet, und ich verfügte mich gleich bei meiner Ankunft dorthin.

Am anderen Tage erhielt ich den Besuch der Gräfin. Sehr in Anspruch genommen von den Ereignissen des Tages, wollte sie vor Allem wissen, was man in Wien über dieselben sagte.

Nachdem ich ihrer Neugier Genüge gethan hatte, sagte sie plötzlich, Napoleon selber wäre erstaunt über sein grandioses Schicksal.

Meine Tante hatte Nichts übrig für den Kaiser, sie empfand Furcht vor ihm:

„Was dieser Mann für ein Glück hat!“ rief sie. „Nun scheint erwiesen, daß nichts ihm mehr Widerstand leistet. Nachdem er die Welt um- und umgedreht hat, die Oesterreicher besiegt, die Wälle ihrer Hauptstadt in die Luft gesprengt hat, giebt der unglückliche,

*) Maria Theresia Poniatowska, Gräfin Vincent Tyszkiewicz, Schwester des Fürsten Joseph Poniatowski, war 1765 geboren und starb 1834; sie ist auf der Besitzung Talleyrand's in Valençay bestattet worden.

tief gedemüthigte Monarch ihm, um Frieden bittend, seine Tochter zur Frau!"

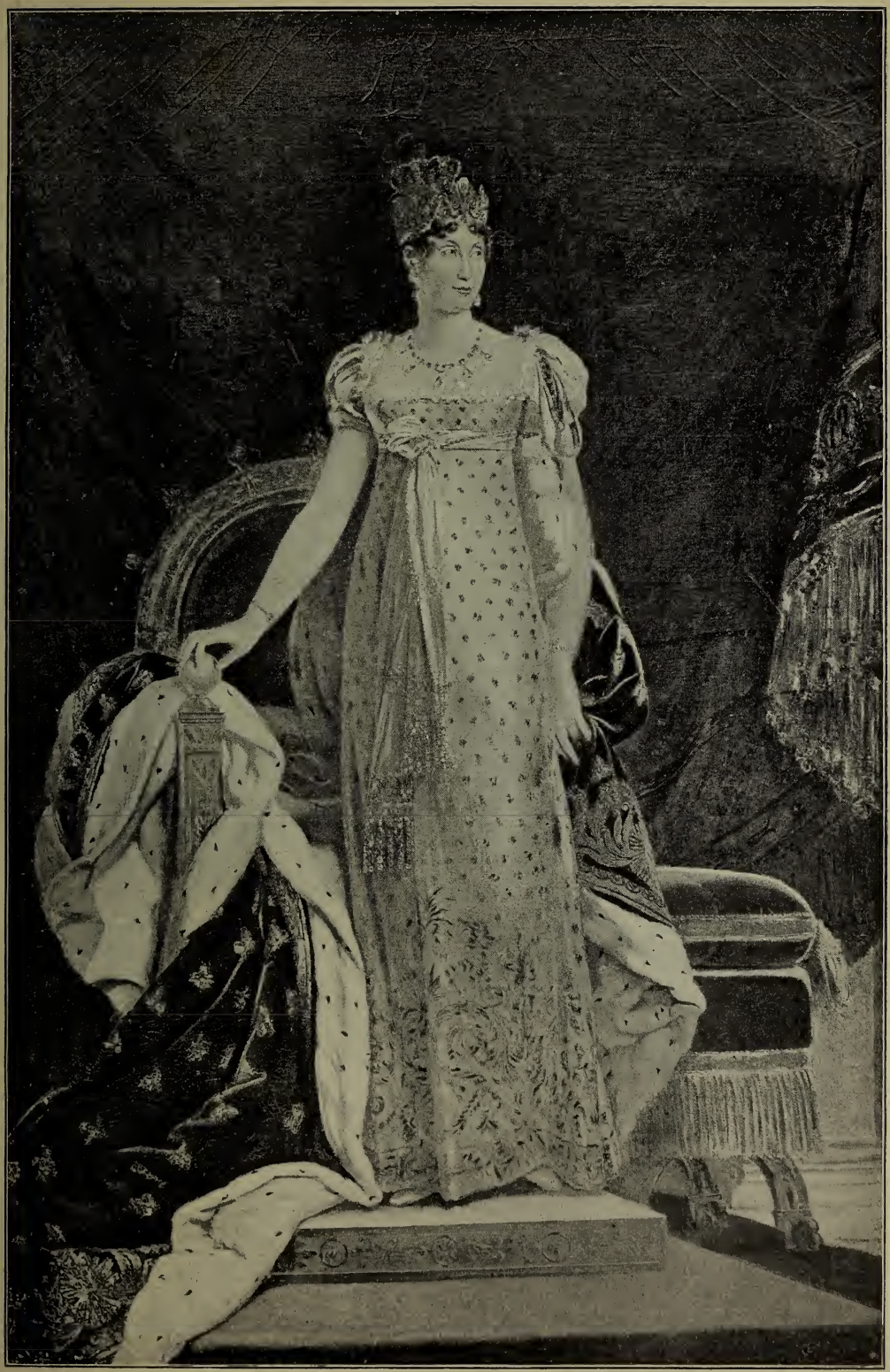
Meine Tante stand in geheimem Verkehr mit dem Faubourg St. Germain, allwo Talleyrand sie eingeführt hatte, auch meinte sie Alles zu wissen, was in den Tuilerien passirte; sie versicherte mich, Napoleon wäre zunächst von dem Glanz einer solchen Heirath wie geblendet gewesen, das unerklärliche Betragen Marie Louises aber habe schnell den Zauber gebannt; nach zwei Tagen schon hätte die ausgesuchte Höflichkeit Napoleons ihr gegenüber Gewohnheiten des großen Mannes Platz gemacht, in denen der Eroberer zur Geltung kommt. Er reiste seiner Braut entgegen und nahm Aufenthalt in Compiegne, woselbst diejenige, von der man glaubte, sie fühle vor ihm ein gewisses Grauen, sich in unwürdig herablassender Weise benahm und alle Diejenigen, die sie für ein dem Frieden Europas dargebrachtes Opferlamm gehalten, schrecklich enttäuschte.

Die Ereignisse von Compiegne bildeten acht Tage lang in Paris den Unterhaltungsstoff seiner Bewohner, hoch wie niedrig. Ueber den sybaritischen Luxus, mit dem Napoleon das Schloß ausgestattet hatte, fiel manch' scharfes, kritisches Wort.

Das Toilettenzimmer Marie Louises war mit den prachtvollsten indischen Shawls drapirt; böswillige Menschen behaupteten, es wären Josephines Shawls verwendet worden: das kaiserliche Gefolge aber erklärte, der Kaiser hätte die seiner ersten Gemahlin gemachten Geschenke nie angerührt.

Hatte man alle Einzelheiten des ersten Zusammentreffens eingehend besprochen, so ging man zu einem Ohrenflüstern über, welches von den wahrscheinlichen Folgen handelte. Innerhalb von zwei Stunden wußte Paris Bescheid über Das, was es von der neuen Souveränin zu halten hatte, und ich war im höchsten Grade erstaunt über die rücksichtslosen Bemerkungen, welche in den Salons gang und gebe waren — es gab Hunderte von Scherzen, Hunderte von Wortspielen. Da wir gerade in die Osterwoche, die heilige Woche, traten, erlaubte man sich zu sagen, die zukünftige Kaiserin habe als Heilige erscheinen wollen.*) Bald aber gaben die bevorstehenden Festlichkeiten den Gedanken eine andere Richtung.

*) Anmerkung des Uebersetzers. Franz I, Kaiser von Oesterreich, war viermal verheirathet. Die Frauen, der Reihe nach aufgezählt, waren: 1. Eine



Porträt der Kaiserin Marie Louise.

Nach dem Gemälde von Gerard (Museum von Versailles).

Ich hatte zwischen zwei gleich interessanten Schauspielen zu wählen: ich konnte den Einzug des erhabenen Paares in den Champs elysées mit ansehen oder mich in aller Tagesfrühe in großer Toilette in der Tuilerienkapelle einstellen, wohin meine Tante mich führen wollte. Ich entschied mich für den Einzug um so mehr, weil ich noch nicht vorgestellt werden konnte und weil es mir unpassend erschien, um ein Eintrittsbillet zu intriguiren.

Von meinen Fenstern aus sah ich dem Einzug zu. Der Kaiser in einem spanischen Kostüm — dasselbe, welches er bei der Krönung getragen hatte — saß in einer Equipage mit goldumrahmten Spiegeln, bespannt mit acht andalusischen Pferden von seltener Schönheit, die Isabellenfarbe derselben paßte prächtig zu dem grünseidenen, goldgestickten Geschirr. Der Wagen fuhr ganz langsam bei dem tänzelnden Schritt der von Grooms geführten Pferde.

Marie Louise, ganz bedeckt mit den „Diamanten von Golconda", saß rechts neben dem Kaiser, der nicht ausschließlich von ihr in Anspruch genommen schien, denn er sah sorgenvoll aus und war offenbar beschäftigt mit dem Eindruck, den das imposante Schauspiel auf die Menge ausübte. Nur mit halbem Ohr schien er auf die von Zeit zu Zeit an ihn gerichteten Worte seiner jungen Gemahlin, die ihre Verbeugungen in österreichischem Stil nach rechts und links machte, zu hören: die Pariser, verwöhnt durch die anmuthigen Bewegungen Josephines, zudem mit dieser Heirath wenig zufrieden, verhielten sich ziemlich theilnahmlos. Von Jubel war keine Rede, der Zurufe gab es nur wenige.

Prinzessin von Württemberg; 2. Maria Theresia, die Tochter Ferdinand IV von Neapel; 3. Marie Louise Beatrix, Prinzessin von Este, endlich 4. eine bayerische Prinzessin, Tochter des Königs Maximilian, aus dessen erster Ehe. Kaiser Franz hatte sechs Kinder, das älteste davon Marie Louise, die Gemahlin Napoleons: die Kinder stammten alle aus der zweiten Ehe. Baron Meneval, einst Privatsekretär Napoleons, erzählt in seinen historischen Erinnerungen, die unter dem Titel „Napoléon et Marie Louise" 1843 in Brüssel erschienen sind, einige Curiosa über die Erziehung Marie Louises (pag. 63 ꝛc). Das im Allgemeinen vortheilhafte Bild, welches er von der zweiten Gemahlin Napoleons entwirft, mußte leider vor den Forschungen der Zeitgeschichte erblassen. Aehnlicher sind die flüchtigen Skizzen, die wir hier in den Memoiren der Gräfin Potocka finden. — Die Civiltrauung Marie Louises und Napoleons fand in Saint Cloud am Sonntag, dem 1. April, die kirchliche Feier am anderen Tage in der Tuilerienkapelle statt.

Man sagt, Napoleon habe, als er nach der Feierlichkeit sein Kabinett betrat, ausgerufen:

„Ich habe die Pariser durch Ungeahntes, durch Unmögliches der Art verwöhnt, daß, wenn ich die Jungfrau Maria geheirathet hätte, sie nicht erstaunen würden!"

Alle Generäle und Marschälle, welche in Paradeuniform zu Pferde vor und hinter der kaiserlichen Equipage ritten, aufzuzählen, würde zu weit führen und ebenso schwierig sein, wie die Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen zu nennen, welche von nah und fern herbeigeeilt waren. Ihre schönen Wagen, ihr zahlreiches Gefolge, der Reichthum der Toiletten und die buntfarbige Verschiedenheit der Uniformen, die Schönheit der Frauen, das Flimmern und Leuchten der Edelsteine — das Alles war wunderbar! Nichts aber kam nach meinem Dafürhalten dem Eindruck gleich, den die Spalier bildende kaiserliche Garde, im Schmuck ihrer Orden, hervorrief. Diese alten, im Getümmel so vieler siegreichen Schlachten erprobten Krieger waren die einzigen, die ihrem in der ganzen Glorie seines Kaiserthumes erscheinenden Führer begeisterte Zurufe spendeten.

Auf den Tritten der kaiserlichen Equipage standen, symmetrisch geordnet, in ihren reichen Kostümen, Pagen, die kaum das Kindesalter hinter sich hatten, sie glichen Schmetterlingen, die im Begriff sind, emporzuflattern.

Als das große Gitter vor dem Tuileriengarten, welches sich nur einmal im Jahre — wenn der Kaiser sich nach dem Palais des Gesetzgebenden Körpers verfügte — öffnete, hinter dem Hochzeitszuge wieder ins Schloß gefallen war — — wer von uns hätte gedacht, daß es sich zu keinem Triumph mehr öffnen sollte! Die schönen Tage waren vorüber: in der Ferne rollte der Donner nahenden Gewitters!

Illuminationen und Feuerwerke dauerten die ganze Nacht über; es gab Wein spendende Fontänen, Gold und Medaillen wurden mit vollen Händen vertheilt — Prunk, Pracht überall, aber nirgends Freude, nirgends ein lustiges Sichgehenlassen!

Die Einen, der Zahl nach wohl die Meisten, trauerten um Josephine, deren große Schönheit, deren liebenswürdiges Wesen sie sehr beliebt beim ganzen Volk gemacht hatten. Die Anderen glaubten, in der österreichischen Prinzessin eine Botin des Unglückes sehen zu müssen. Beinah Alle, des Krieges, der Eroberungen und der Triumphe über-

General Berthier auf der Brücke von Lodi.

(Nach dem Gemälde von Baron Gros.)

drüssig, waren mit Nichts zufrieden, und da sie nichts mehr wünschten, so waren sie aufgebracht über die fortwährenden Rekrutirungen — so war Neugier Alles, was die Massen für die Feste zur Verfügung hatten.

Wer seine Memoiren geschrieben hat, wird gewiß einigermaßen in Verlegenheit gewesen sein, wenn er von sich selber sprechen mußte. Ich habe noch nicht von meiner Begegnung mit Herrn von F....t gesprochen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen bei dem Portier des Hauses gelang es ihm schließlich doch, sich eines Tages ganz unerwartet vor der Thür meines Salons einzustellen. Er war auf der Treppe dem Herzog von Dalberg, der mich eben verlassen hatte, begegnet und glaubte, jetzt könne er nicht abgewiesen werden.

Ich kann nicht leugnen, daß ich durch sein Erscheinen in Verwirrung gerieth. Wir sprachen über das, was ich zu sehen, was ich zu thun hätte. Er bot mir seine Dienste an, gab mir Rathschläge, sagte mir auch, seine Mutter, Frau de Souza, wünsche meine Bekanntschaft zu machen; dieselbe wolle mir für die Güte danken, welche meine Verwandten ihrem Sohn erwiesen hätten, während derselbe sich in Warschau aufhielt.

Er machte mir den Vorschlag, mit seiner Mutter am anderen Vormittag seinen Besuch wiederholen zu dürfen; ich willigte bereitwillig ein, da ich doch neugierig war, eine Dame kennen zu lernen, deren Schriften mich entzückt hatten.

Meine Bemühungen, der Frau de Souza*) zu gefallen, waren vergeblich, sie schien ausschließlich mit sich selber beschäftigt; sie war auf die Form ihrer Phrasen ungemein bedacht, warf auch einige sehr glückliche Worte in die Konversation, allein man hätte glauben können, dieselben wären zuvor zurecht gelegt. Es lag in ihrer Art sich auszudrücken nichts Angenehmes, nichts Natürliches, es war unterhaltender, ihre Schriften zu lesen als ihren Gesprächen zuzuhören. Außerdem mißfiel es mir, daß sie mit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft unter uns Dreien ein intimes Verhältniß herzustellen wünschte: sie

*) Anmerkung des Uebersetzers. Diese Frau de Souza war die Gemahlin des portugiesischen Gesandten in Paris; in erster Ehe hatte sie einen Herrn de Flahaut zum Manne. Aus derselben stammt der Freund der Gräfin Potocka, dessen Name in den Memoiren stets mit „F....t" bezeichnet ist. Unter den von der Souza, als sie noch Frau de Flahaut war, herausgegebenen Romanen waren zwei besonders beliebt: „Adele de Senange" und „Eugen de Rothelin."

hatte für ihren Sohn eine ans Lächerliche grenzende Zärtlichkeit — Stolz hätte man ihr verzeihen können. Ihre Prophezeiungen in Bezug auf des Sohnes glänzende Carriere waren geradezu geschmacklos. Er selber schien dadurch in Verlegenheit zu gerathen, machte auch, leider vergeblich, Versuche, den Aeußerungen der Mutter eine andere Richtung zu geben.

Ich zog mich in die Grenzen kalter Höflichkeit zurück, und wir trennten uns — wenig erbaut von einander.

IV.

Der Hof.

Der Kaiser. — Marie Louise. — Der Hof macht einen sonderbaren Eindruck. — Elisa. — Pauline Borghese. — Die Königin von Neapel. — Die Fürstin Talleyrand. — Die Gesellschaften bei der Gräfin Tyszkiewicz.

Sowie die Kaiserin in die Tuilerien eingezogen war, begannen die Vorstellungen.

Als Fremde mußte ich nicht nur dem Kaiser und der Kaiserin, sondern auch sämmtlichen zur kaiserlichen Familie zählenden Königinnen und Prinzessinnen vorgestellt werden.

Eine Jede hatte ihren besonders dazu bestimmten Tag. Man mußte also jeden Morgen von neuem Toilette machen, was viel Zeit in Anspruch nahm; die schönsten Stunden des Tages mußten dazu verwendet werden, Staatsroben an- und auszuziehen. Den Abend über ruhte man im Theater aus.

In der Mittagszeit empfing der Kaiser und zwar in seinem Kabinett die Besucher.

Nachdem man die vorgeschriebenen drei Verbeugungen gemacht hatte, wurde der Name gerufen. Der Kaiser stehend, die eine Hand auf seinen Schreibtisch stützend, wartete, indem er die Eintretenden, falls es junge und hübsche Damen waren, mit freundlichem Blick begrüßte. Der Eintritt aber war nur das Präludium zu einem anderen schwierigen Akt. Beim Hinausgehen waren nämlich die drei Verbeu-

gungen im Rückwärtsschritt zu wiederholen, und das war nicht so leicht, denn der „Hofmantel" war außerordentlich lang und mußte mit einem Fuß zurückgeschnellt werden; in der Kunstfertigkeit, mit der dies bewerkstelligt wurde, lag ein Zeichen von Distinktion: ich hatte in drei vorhergegangenen Unterrichtsstunden Alles kapirt.

Der Kaiser empfing mich mit ganz besonderer Huld, wodurch mir der Zwang des Ceremoniells wesentlich erleichtert wurde. Er frug nach all meinen Verwandten und sprach besonders vom Fürsten Poniatowski.

Trotz der Aufmerksamkeit, die ich jedem seiner Worte schenkte, konnte ich es mir nicht versagen, einen Blick auf die prachtvolle Sibylle Guercino's, die über seinem Schreibtisch hing, zu richten, sie war aus dem Kapitol entführt — dorthin sollte sie eines Tages zurückkehren.

Napoleon, dessen beobachtendem Blick so leicht Nichts entging, hatte mich sofort errathen, er frug lächelnd, ob ich eine Freundin der Malerei wäre, dann müßte ich die Bekanntschaft von Herrn Denon machen und mit diesem Herrn die Museen besuchen.

„Vor Allem aber," fügte er hinzu, „hoffe ich, daß Sie sich auf die Festlichkeiten vorbereiten, die jetzt ihren Anfang nehmen; ich hoffe, daß Sie bei keiner derselben fehlen werden."

Damit und einem Gruß zugleich war ich entlassen. Aus dem Kabinett des Kaisers verfügte ich mich in den Wartesaal zu den Gemächern der Kaiserin, in welchem viele Personen versammelt waren. Die hohe Dame trat gleich darauf, gefolgt von einem zahlreichen und glänzenden Hofstaate ein. Der Geschmack ihrer Toilette drängte die äußeren Mängel ihrer Erscheinung doch nur wenig bei Seite. Kein wohlwollendes Lächeln, kein, wenn auch nur neugieriger Blick belebte das hölzerne Gesicht. Sie machte die Runde um den Saal wie eine jener durch Mechanismus bewegten Puppen, mit ihrer steifen dünnen Taille, ihren hellblauen starren Porzellanaugen.

Der Kaiser schritt neben ihr und souffleirte ihr, was sie den Leuten sagen sollte, die er besonders auszeichnen wollte. Als an mich die Reihe kam und eine Hofdame der Souveränin meinen Namen genannt hatte, konnte ich ganz deutlich hören, wie Napoleon ihr sagte: „sehr anmuthig," sie wiederholte die Worte mit trockener Stimme und einem häßlichen Accent.

Dieser Hof, von Weitem gesehen so glänzend, verlor in der Nähe ungemein. Es herrschte eine gewisse Verwirrung und Uneinigkeit, die

jeden Eindruck des Erhabenen, des Glänzenden bannte. Neben den auf das Eleganteſte gekleideten, neben den ſchmuckbeladenen Damen ſtanden die Frauen der Marſchälle, die, an den Hofmantel nicht gewöhnt, wenig zur Geltung kamen. Die reich geſtickten Uniformen ihrer Männer, ſo prächtig auf den Paraden, ſo ruhmſtrahlend auf dem Schlachtfelde, paßten hier beſonders ſchlecht zu der gewöhnlichen Sprechweiſe, den wenig hoffähigen Manieren der Herren. Zwiſchen ihnen und denen von „Damals," die ſich der neuen Regierung angeſchloſſen hatten, herrſchte ein gewaltiger Unterſchied.

Man hätte glauben können, man wohne einer Theaterprobe bei, in welcher die Schauſpieler ihre Rollen einüben und ihre Koſtüme probiren. Dieſer ſonderbare Miſchmaſch hätte lächerlich wirken müſſen, wenn die Hauptperſon nicht ſo viel Reſpekt, ſo viel Furcht eingeflößt und den Eindruck abgeſtumpft hätte.

Die Schweſtern Napoleons ſahen einander gar nicht ähnlich.

Eliſa, Großherzogin von Toscana, hatte die Züge ihres Bruders, der Ausdruck derſelben aber war ein bei Weitem härterer. Man behauptete, Eliſa habe viel Charakter und Geiſt, Beiſpiele aber bin ich nicht in der Lage anzuführen. Die Großen dieſer Welt haben ja ſtets ein Echo zur Hand, welches ihre, wenn auch nur ſehr unbedeutenden Aeußerungen hinausruft. Ich war von ihr wenig erbaut.*)

Die Fürſtin Pauline Borgheſe war von klaſſiſcher Schönheit, ihre Züge findet man wieder auf alten Büſten. Trotzdem ſie Alles that, um die Verwüſtungen der Zeit zu beſchleunigen, gewann ſie noch Abends mit einiger Kunſt alle Stimmen. Keine Frau hätte ihr den Apfel ſtreitig machen können, den ihr Canova — nachdem er ſie, wie man ſagte, unverſchleiert geſehen hatte — zuerkannte.

Zu den feinſten, regelmäßigſten Geſichtszügen, die man ſich nur denken kann, geſellten ſich bei ihr bewundernswerthe — vielleicht zu oft bewunderte — Körperformen. Dank ſo vielen äußeren Reizen blieb ihr Geiſt unbeachtet. Man ſprach nur von ihren Galanterien, dieſe aber boten Stoff genug für lange Unterhaltungen.

Die jüngſte der drei Schweſtern, Karoline, Königin von Neapel, war lange nicht ſo ſchön wie Pauline, hatte aber eine weit geſchmeidigere

*) Man ſehe über dieſe Dame das vielgeleſene Werk Joſ. Turquan's: „Les soeurs de Napoleon," deutſch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898.

Gestalt, einen schönen, zu ihrem blonden Haar passenden Teint, schöne Arme, schöne Hände, eine feine Taille; ohne groß zu sein, hatte sie eine königlich erscheinende Haltung. Man hätte glauben können, sie wäre zur Welt gekommen fix und fertig für ihre Bestimmung. Was ihre geistige Begabung betrifft, so genügt es, wenn ich an Talleyrand's Ausspruch erinnere: „Ein hübscher Frauenkopf auf den Schultern eines Staatsmannes."

Daß sie vom Kaiser ausersehen war, der Braut entgegen zu reisen, setzte wohl Niemand in Erstaunen. Allein es war zwischen ihr und Marie Louise ein so gewaltiger Abstand, daß sie wohl nie einander verstanden haben.

Hortense, die Königin von Holland, war abwesend, ebenso wie ihre Schwägerin, die Gemahlin des Vicekönigs von Italien. Die beiden Damen waren einige Tage nach meiner Ankunft abgereist. Ich konnte mich also nun ausruhen.

Meine Tante benutzte die Gelegenheit, um mich bei Herrn de Talleyrand einzuführen, dessen gehorsame Dienerin sie seit etwa einem Viertel Jahrhundert war. Bei Hofe, durch die Pflichten seines Amtes in Anspruch genommen, konnte Herr de Talleyrand nicht rechtzeitig zu Hause sein, um uns zu empfangen; er ließ sich entschuldigen. Es befremdete uns, daß, als wir den Salon betraten, wir nur eine Ehrendame der Fürstin vorfanden. Man sagte uns, daß Ihre Hoheit leidend und so eben nach dem Bois ausgefahren wäre.

Wir warteten geduldig eine Stunde; nach Verlauf derselben stellte sich die Fürstin ein und sprach mit majestätischer Würde über das Wetter ꝛc., sie schien es selbstverständlich zu finden, daß wir auf sie gewartet hätten.

Ich habe es in der Folge vermieden, mit Frau de Talleyrand zusammen zu treffen — unhöfliche Fürstinnen, besonders wenn sie zu den Emporgekommenen zählen, sind nicht nach meinem Geschmack. Die, von der ich rede, kannte ganz Paris, als sie noch die Frau Grand war. Sie war so nichtssagend, daß selbst ihr Emporkommen Nichts aus ihr machen konnte; man erzählte sich von ihr so viel drastische Sprachschnitzer, wie von ihrem Gemahl bon mots.

Sie war damals wenigstens sechzig Jahre alt, trotzdem in Folge des Ranges ihres Gemahls von Schmeichlern umgeben, die ihr weißmachten, sie wäre noch schön; sie trug falsches Haar mit Blumen darin.

In ihrem Salon herrschte, wenn Talleyrand abwesend war oder sich an den Spieltisch gesetzt hatte, die schrecklichste Langeweile. Dabei waren die meisten Besucher geistreiche Leute. Aber die Fürstin war

so sehr auf die Etikette erpicht und so anmaßend, daß Jeder sich unheimlich fühlte. Die Klugen stellten sich nur ein, wenn sie wußten, daß Talleyrand allein war.*)

Alle acht Tage fast versammelten sich die Freunde des Herrn de Talleyrand bei meiner Tante, in deren Salon ich mich ebenfalls langweilte. Außerdem verkehrten auch vornehme Landsleute und Fremde bei ihr. Ihre Gesellschaften waren sehr gesucht.

Ich machte auch die unangenehme Ueberraschung, daß bei meiner Tante um fabelhaft hohe Summen gespielt wurde. Fremde waren die Bankhalter: Niemand sprach mit ihnen; sie kramten ihre Schätze aus, um Umstehende in Versuchung zu führen. Man scheute sich, mit ihnen in Berührung zu kommen, sie waren die Parias der Gesellschaft, allein das Verlangen, zu gewinnen, beschwichtigte zuletzt alle Bedenken. Die über den Tisch gebeugten Gestalten der Spielenden, die unbewegliche, starre Haltung der Bankiers, das in dem Spielsaal herrschende Schweigen — alles dies machte einen abscheulichen Eindruck auf mich: stand doch zuweilen an einem Abend das Schicksal einer Familie auf dem Spiel! Als ich meiner Tante von meiner Auffassung sprach, sagte sie nicht ohne Hohn, man merke, daß ich von weit her käme — diese Art von Zerstreuungen wäre in ganz Paris Sitte und der Fürst von Benevent (Talleyrand) erhole sich nach der Arbeit gern beim Spiel, was in seinem eigenen Hause seiner hohen Stellung wegen unzulässig wäre.

Im Spielsaal war es auch, wo ich zum erstenmal die alte Herzogin von Luynes**) sah: so kräftig gebaut wie ein Küraſſier, angezogen wie eine Frau aus dem Volke; sie spielte leidenschaftlich und ließ dabei ihre Stentorstimme ertönen oder lachte, daß die Scheiben klirrten — sie galt für ein Original; ihre Vornehmheit, ihre Charakterfestigkeit wurden allseitig hochgepriesen, auch ihre — Ueberzeugungstreue. Ich meines Theils habe mich an dieses Mannweib und seine Wachstubenmanieren nicht gewöhnen können.

Wie oft habe ich schmerzlich das Haus des Fürsten de Ligne in Wien vermißt und seiner gedacht!

---

*) Ueber Frau de Talleyrand, Fürstin von Benevent, findet man sehr launige Mittheilungen bei Jos. Turquan: „Monde et demi Monde," deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 191 ꝛc.

**) Guyonne Elisabeth Josephe de Laval-Montmorency, Herzogin von Luynes; geboren 1755.

V.

Die Festlichkeiten.

Das Fest zu Neuilly bei der Fürstin Borghese. — Das Schönbrunner Schloß. — Marie Louise ist ganz überrascht. — Der Ball auf der österreichischen Gesandtschaft.

Die Fürstin Pauline war die Erste, welche dem kaiserlichen Paar zu Ehren eine Fete gab; sie fand im Mai statt. Die Fürstin bewohnte damals das Schloß zu Neuilly: Schloß und Park waren feenhaft geschmückt, Gäste von allen Enden der Welt herbeigeeilt, um diese Wunder zu sehen.*)

Die Wagen fuhren vor einem im Park improvisirten Bau, der einen Theatersaal darstellte, vor. Diese offenen Gallerien mit ihren schlanken Säulen, diese Rasenstufen, die zu ihnen emporführten und mit exotischen Pflanzen phantastisch geschmückt waren, diese mit Blumenguirlanden und mit reizenden Frauengestalten geschmückten Logen, dazu der mit flimmernden Sternen besäte Himmel — in der That, es war ein feenhafter Anblick; man dachte an die Gärten Armida's.

Die junge Kaiserin, die eigentlich für Nichts Sinn, für Nichts, was noch so schön war, Bewunderung hatte, konnte doch einen leisen Laut der Ueberraschung nicht unterdrücken, als sie in den Saal eintrat.

Der Kaiser überließ sich seinem angenehmen Eindruck und sprach in zärtlichen Worten „Paulette" seinen Dank aus.

*) Man vergleiche Joseph Turquan: „La princesse Pauline." Deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 258.

Die ersten Künstler des Théâtre français traten auf, wurden jedoch kaum beachtet, die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen führten ein Ballet auf — dem Niemand zusah. Schöner wäre es vielleicht gewesen, man hätte goldene Harfen rauschen hören zu Hymnen, die den Zaubern der Nacht galten.

Als die Vorstellungen auf dem Theater zu Ende waren, nahm Pauline den Arm ihrer Schwester Karoline und führte ihre Gäste in den Ballsaal; der prächtige Zug ging quer durch den Park, der, beleuchtet von Tausenden von Lampions, voll war von den Wohlgerüchen zahlloser Blumen.

An verschiedenen Stellen waren Musikkapellen versteckt, die in ihren Accorden einander zu antworten schienen mit den Stimmen des Echos; es war eine entzückend liebliche Musik.

Am Wege lag hier ein improvisirter dem Gott der Liebe errichteter, zierlicher Tempel, dann wieder die ernste Klause eines Eremiten; aus Palästina heimkehrende Pilger begrüßten den Einsamen, der ihnen das Gitter der Waldkapelle öffnete, während sie fromme Lieder sangen.

Alles, was in der Welt der Kunst einen Namen hatte, war für das Fest in Anspruch genommen.

Je weiter man kam, desto enger, desto dunkler wurde der Weg, die Musik erstarb zuletzt, und unsere Führerinnen gaben sich den Anschein, als hätten sie sich verirrt. Wir betreten Feldwege, passiren eine hängende Brücke, unter der ein künstlicher Bach von Feuerlichtern beschienen dahin rauscht, als wären seine Wellen Flammen. Weiter!

Er herrscht tiefes Schweigen — plötzlich läßt sich die Stimme des Kaisers vernehmen. Napoleon, der wirklich zu glauben scheint, seine Schwestern hätten sich verirrt, beschwert sich über das herrschende Dunkel — da wird es plötzlich hell, ein Licht strahlend, blendend wie das der Sonne, beleuchtet einen großen Rasenplatz, im Hintergrunde desselben erblickt man — das Schloß zu Schönbrunn! Es war ein Bau aus bemalter Leinwand, aus Holz und Gips, dem Original zum Verwechseln ähnlich, gar kunstvoll hergestellt. Equipagen hielten vor den Portalen, Diener in der kaiserlich-österreichischen Livree bewegten sich hin und her, man sah Spaziergänger, eine Gruppe von Tirolern, Milchverkäuferinnen mit ihren eigenartigen Kappen. Die Täuschung war eine vollkommene. Ob es wahr ist, daß Marie Louise bei dem Anblick in Thränen ausgebrochen ist, weiß ich nicht, die Hofleute be-

haupteten es. Ich habe auf ihrem kalten, unbeweglichen Gesicht nicht das geringste Zeichen innerer Erregung bemerkt. Der Kaiser aber bedankte sich immer von Neuem bei seiner Schwester*) — jedenfalls war das Fest zu Neuilly das schönste, welches zu Ehren der Neuvermählten gegeben wurde.

Der Fürst Schwarzenberg, österreichischer Gesandter in Paris, folgte mit jenem Ballfest, das in einer schrecklichen Katastrophe ein jähes Ende fand.

Die Räume im Hauptgebäude waren zu klein für 2000 geladene Gäste, deshalb hatte man mitten im Garten einen großen Ballsaal errichtet, zu dem eine schöne Gallerie führte. Saal und Gallerie waren außen mit getheerter Leinwand drapirt, von Innen mit rosafarbener Seide und Silbergaze bekleidet.

Ich befand mich in der Gallerie als Feuer ausbrach; ich verdanke meine Rettung vielleicht einem Vorfalle, über den ich mich kurz zuvor geärgert hatte. Ich hatte eine einfache Robe aus Tüll an, an dem Gürtel desselben hing ein Bouquet von weißem Flieder und war mittelst einer Kette aus kleinen, mit Diamanten besetzten Leiern bestehend, am Gürtel befestigt. Beim Tanzen war die Kette gerissen; die Gräfin Brignole, in deren Obhut ich mich an jenem Abend befand, hatte bemerkt, daß ich mit dem Vicekönig einen Walzer zu tanzen mich anschickte, sie führte mich schnell in die Gallerie, um die Kette ganz zu beseitigen. Während sie dies zu thun sich anschickte, bemerkte ich eine leichte Rauchwolke über einem Armleuchter. Mehrere junge Leute standen um uns her, welche ich sogleich darauf aufmerksam machte; einer der Herren sprang auf eine Bank und riß, um der Gefahr zu begegnen, die über dem Leuchter hängende Draperie herab, welche dadurch den Flammen zu nahe kam und, hell aufflackernd, im Nu den getheerten Plafond in Brand steckte. — Es war ein Glück für mich, daß die Gräfin so viel Geistesgegenwart hatte, mich beim Arm zu nehmen und mit mir durch den Saal hindurch der Treppe zuzueilen, diese stürmte sie mit mir im Fluge hinab und kam erst zu Athem, als wir das der Gesandtschaft gegenüber liegende Haus der Frau Regnault erreicht hatten und in Sicherheit waren. Sie wies mich an, von einem Balkon

*) Man sehe Stanislaus Girardin's „Journal et Souvenirs." Seine Worte sind angeführt in dem Werke Joseph Turquan's „Princesse Pauline." Deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 390.

aus zu sehen, was die nächsten Augenblicke bringen würden. Ich wußte kaum, wie mir geschah, und hätte gar zu gern weiter getanzt, schien es mir doch unmöglich, daß eine ernste Gefahr dem Orte drohen könne, an welchem sich der Kaiser Napoleon aufhielt!

Bald aber sah ich, wie Rauchwolken den ganzen Ballsaal ebenso wie die Gallerie, aus der wir eben entwischt waren, einhüllten. Die Musik war verstummt, statt ihrer hörte man Lärmen und Schreien, kreischende Laute, Stimmen, die Namen riefen.

Es fielen, ach, der Opfer viele! Darunter war auch die Fürstin Schwarzenberg, Schwägerin des Gesandten, die nach ihrer Tochter suchend sich in die Flammen stürzte, sie wurde von einem herabfallenden Kronleuchter erschlagen, und nun hörte man die gerettete Tochter nach der Mutter rufen. Die Fürstin von der Leyen hatte ein gleiches Schicksal, lebte aber noch einige Tage. Ihre Tochter war mit einem deutschen Prinzen verlobt; an ihrem Schmerzenslager wurde der Ehebund besiegelt. Viele Namen von Verunglückten wurden gar nicht bekannt, es waren Fremde aus den Provinzen, die nur zu dem Feste nach Paris gekommen waren oder Ausländer. Vielen Damen waren ihre Juwelen abhanden gekommen, denn über die Mauer, welche den Garten von der Straße trennte, war allerhand Gesindel eingedrungen und mitten in dem entsetzlichen Durcheinander auf Raub ausgegangen.

Nach wenigen Augenblicken war der Salon der Frau Regnault de Saint Jean d'Angely mit Verletzten angefüllt. Welch erschütternder Anblick diese mit Blumen bekränzten Gestalten in ihren Ballroben, sich unter Schmerzen windend!

Wir blieben einen großen Theil der Nacht, tröstend und helfend, so viel wir vermochten, bei Frau Regnault. Als es Tag wurde, mußten wir scheiden, Bediente und Wagen waren verschwunden. Wer gehen konnte, ging zu Fuß: in weißseidenen Schuhen, um sein oft weit entferntes Heim aufzusuchen! In so früher Stunde sind die Straßen von Paris angefüllt mit Leuten, die zu Markte kommen — wir hatten auf unserem in aller Eile zurückgelegten Wege manche höhnende Bemerkung hinzunehmen.

So leichtfertig die Pariser ja im Allgemeinen sind, diese Katastrophe machte doch einen lebhaften und tiefen Eindruck auf die gesammte Bevölkerung — es gab Leute, welche in dem Ereigniß einen Akt nichtswürdiger Politik sehen wollten. Sicher ist, daß übereifrige Höflinge

den Kaiser aufgefordert hatten, sich zurückzuziehen, ehe die Ausgänge von der Menge versperrt wären, indem sie einen abscheulichen Verdacht in ihm zu erwecken suchten. Napoleon, stets kaltblütig und ruhig inmitten von Gefahren, schenkte solchen Worten kein Gehör; er kehrte, nachdem er die Kaiserin zu ihrem Wagen begleitet hatte, in das Gesandtschaftsgebäude zurück und sagte dem Fürsten Schwarzenberg, er käme, um beim „Löschen des Feuers behülflich zu sein."

Dieses Wort machte einen tiefen Eindruck, besonders bei den Oesterreichern. Die Deutschen, welche dem Feste beigewohnt hatten, umringten den Kaiser, und dieser Wall, zum Theil feindlich gesonnener Herzen, hatte momentan den Werth einer Abtheilung der Kaisergarde.

VI.

Die Salons.

Bei Denon. — Der Fuß der Mumie. — Der Salon der Freifrau de Laval. — Ein Diner bei Talleyrand. — Der Herzog von Laval. — Petrarca und Laura. — Die Davouts in Savigny. — Die Rebhühner des Marschalls. — Herr de F....t. — Frühstück bei Frau de Souza. — Labédoyère. — Die Herzogin von Kurland. — Talleyrand und sein Serail.

Ich war, nachdem ich einmal in der großen Welt debütirt hatte, von gesellschaftlichen Verpflichtungen ganz in Anspruch genommen. In den Morgenstunden allein fand ich Zeit, die Museen und Ateliers zu besuchen. Ich war mit Herrn Denon zusammengetroffen und fand, daß er viel Geschmack hatte, von liebenswürdigster Heiterkeit und überaus gefällig war. Er hatte sich auch gleich bereit erklärt, mich in das Louvre zu begleiten, wo ja zur Zeit die aus Italien entführten Meisterwerke beisammen waren. Einige Tage nach unserem Besuch lud er mich ein, bei ihm zu frühstücken und sein eigenes kleines Museum in Augenschein zu nehmen: es war eine Sammlung sehr werthvoller, namentlich aus Aegypten stammender Gegenstände. Eine besondere Werthschätzung hatte er für den Fuß einer Mumie, der das Reizendste war, was man sich nur denken kann, er war so zierlich, und im Laufe der Jahrhunderte so prächtig — ich möchte sagen — oxydirt!

„Sehen Sie," sagte Denon, „dies ist ein Wunder. Aller Wahrscheinlichkeit nach ein Pharaonenfüßchen."

„Vielleicht der Fuß von einer der Frauen des Sesostris," bemerkte ich.

„Meinetwegen also des Sesostris und zwar der Fuß jener Lieblingsfrau, um deren Tod er sein ganzes Leben lang trauerte." —

Meine Tante hatte mich bei all ihren Freunden vorgestellt, fast Alle wohnten im Faubourg Saint Germain, d. h. sie gehörten der Opposition an. Dort wurde Alles schwarz gefärbt, man klagte unaufhörlich und amüsirte sich gar nicht; es gefiel mir in dieser Gesellschaft sehr wenig.

Das einzige angenehme Haus, in welches meine Tante mich einführte, war das der Freifrau von Laval. Diese geistvolle Dame hatte die Neugestaltung der Dinge bei ihrer guten Seite erfaßt; sie rechnete es sich zum Ruhme an, arm zu sein, sprach nie von Dem, was sie verloren hatte, und schien Nichts dabei zu finden, daß Andere sich bereichert hatten. „Diese Leute," meinte sie, „thäten recht daran, sich mit ihrem Gelde darüber hinweg zu trösten, daß sie keine Montmorency wären."

Eine kleine auserlesene Gesellschaft, denen jüngere Männer aller politischen Schattirungen angehörten, versammelte sich häufig in ihrem Salon. Es gehörte zu dem Haushalt der Frau de Laval ein Diener und eine Negerin; diese, halb Sklavin, halb Vertraute, pflegte gewöhnlich den Thee zu machen; es ging überaus einfach her, allein ich habe bei ihr Alles gesehen, was Paris damals an distinguirten Persönlichkeiten aufzuweisen hatte. Am häufigsten stellten sich Talleyrand und die Herzogin von Kurland ein; Frau de Talleyrand erschien nie — sie ließ sich selbst Gerechtigkeit widerfahren, indem sie fortblieb!

In dem Salon der Frau de Laval ließ man sich gern in der Unterhaltung gehen, nur mußten politische Gespräche vermieden werden. Die Dame des Hauses bestimmte stets mit großem Geschick das Thema der Unterhaltung; sowie sie die Scene besetzt sah, schwieg sie und schien sich ganz in ihre Handarbeit zu vertiefen, es sei denn, daß eine besonders interessante Frage aufgeworfen wurde — alsdann verstummten die Anderen, denn sie sprach und zwar überaus originell und pikant und drückte sich gar anmuthig aus. Sie war früher sehr hübsch gewesen, ihre schwarzen, geistvollen und sanften Augen hatten noch strahlende Blicke zur Verfügung. Ich habe gehört, daß ihr ebenfalls bereits bejahrter Schwager, der Herzog von Laval, der wegen seiner Naivetät

Vivant-Denon, umringt von Kunstgegenständen.

Nach einer Aquarelle aus der Sammlung Hennin. (Nationalbibliothek.)

so viel von sich reden machte, ihr einmal eine Artigkeit über ihre sammetweichen Blicke machen wollte und diese in die drastischen Worte gekleidet habe:

„Ihre Augen, Madame, haben in der That die Farbe einer Sammethose."

Ich habe diesen guten Herzog auch kennen gelernt, er war schon sehr gebrechlich. Seine Ausdrücke amüsirten mich höchlich, ich hätte sie eigentlich sammeln sollen, sie waren gar so ungewöhnlich, solche Dinge vergessen sich so schnell — soll ich sagen leider oder glücklicher Weise?

Hier nur eine Erinnerung.

Wir waren auf einem Diner bei Herrn de Talleyrand. Der Herzog erschien erst sehr spät. Damals hatte er die Marotte, alte Porträts aufzukaufen, und erzählte zu seiner Entschuldigung, er habe sich beim Ankauf von Porträts verspätet.

„Ich wette," rief Talleyrand, „Sie haben wieder rechten Plunder gekauft!"

„Plunder? Ich bitte .. Plunder, mit dem Sie gern Ihre Bibliothek schmücken würden, wenn Sie ihn nur hätten: die Porträts von zwei berühmten Personen!"

„Bah," replicirte Talleyrand mit der verächtlichen Grimasse, die er so liebte, „wer sind denn diese Personen, Herr Herzog?"

„Warten Sie einen Augenblick," sagte etwas verwirrt und mit seiner Suppe beschäftigt, der Bilderfreund, „die Dame .. die Dame .. nun sie heißt gerade so wie Frau Regnault de Saint Jean d'Angely .. es ist eine gewisse Laura. Der Name des Herrn .. mein Gott, ich vergesse immer; er klingt ähnlich wie ‚Patraque'." *)

Ein allgemeines Schweigen folgte, jenes perfide Stillschweigen, dem stets schallendes Gelächter zu folgen pflegt. Jeder horchte auf.

„Aber Theuerster," begann mit feierlichem Ernst Talleyrand, „Sie sollten sich doch vor Allem die Namen Ihrer Helden zu eigen machen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um Laura und Plutarch."

„Richtig .. richtig! Plutarch, jawohl Plutarch! Den verteufelten Namen kann ich nicht behalten," rief der Herzog. „Auf der Auktion waren Leute, die sagten etwas wie Petrarca — Dummköpfe waren es,

*) Das Wort hat im Deutschen die Bedeutung von „altes Gerümpel", auch „gebrechliche Gestalt".

die ebensowenig wie ich den Namen vom Liebhaber Lauras wußten — Plutarch .. natürlich, Jedermann weiß es ja .. es ist ja historisch."

Jetzt brach ein homerisches Gelächter aus; nur Talleyrand blieb ernst und frug den Herzog, ob er vielleicht wisse, worüber man lache.

Frau de Souza, deren Sohn unwohl war, stand gleich darauf vom Tisch auf und schien sehr vergnügt, daß sie ihrem Patienten etwas Lustiges mittheilen konnte. Seit einigen Tagen hatte ich in der That Herrn de F . . . . t nicht mehr gesehen, alle Morgen aber erhielt ich ein Veilchenbouquet, begleitet von einem Programm für den Tag.

Bald handelte es sich um etwas Merkwürdiges, das zu sehen war, bald um eine unumgänglich nothwendige Visite. So kam ich auch zur Frau Marschallin Davout, die während ihres Aufenthaltes in Warschau so liebenswürdig gegen mich gewesen war. Da sie die Sommerzeit in Savigny-sur-Orge verbrachte, so war ich genöthigt, sie dort aufzusuchen; ich hatte in Erfahrung gebracht, daß sie Besuche in den Morgenstunden zu empfangen liebte, und so machte ich mich denn schon in aller Tagesfrühe auf den Weg — ich kam mir zu so früher Stunde in großer Toilette unsäglich komisch vor! Ein ganz kleiner, mit Veilchen garnirter Hut schmückte mein Haupt, sehr genirt fühlte ich mich durch meine lilafarbenen Schnürstiefel, die zu einem bis an den Hals reichenden Kleide von gleichfarbigem Gros de Naples paßten — für das Kleid, wie überhaupt für meine ganze Toilette, war ich der Madame Germont, einem Orakel in Modesachen, verpflichtet.

Das Haus der Marschallin in Paris hatte mir eine hohe Meinung von ihrem Geschmack, ihrem Reichthum beigebracht, und ich glaubte, sie würde in Savigny ebenso luxuriös eingerichtet sein. Es war schon drei Uhr, als ich dort eintraf.

Das Schloß, umgeben von einem Graben und einer Mauer, hatte als Einlaß ein einziges verschlossenes Thor. Das alte Gebäude sah aus, als wäre es seit unzähligen Jahren schon unbewohnt. Nachdem mein Diener endlich die Klingel entdeckt und geschellt hatte, erschien ein kleines, schlechtgekleidetes Mädchen, um zu fragen, was man wolle.

„Ist die Frau Marschallin zu Hause?"

„Oh ja, verzeihen Sie, . . . nicht nur die Frau Marschallin, sondern auch der Herr Marschall sind zu Hause."

Mit diesen Worten lief die Kleine fort, um einen Diener herbei-

zurufen, der langsamen Schrittes und von seiner Livree den Staub abklopfend, herankam.

Ich ließ mich durch ihn anmelden und mußte in meinem Wagen ziemlich lange warten, Zweifeln anheimgegeben, ob ich nicht besser gethan hätte, nur meine Karte zurückzulassen.

Nach etwa einer Viertelstunde erschien ein anderer Diener am Wagenschlag und geleitete mich in einen sehr geräumigen Hof; er entschuldigte sich, daß ich hätte warten müssen, die gesammte Dienerschaft wäre im Garten beschäftigt, er selber gerade dabei gewesen, den Obstgarten in Ordnung zu bringen.

Ich mußte durch verschiedene völlig unmöblirte Säle; das Zimmer, in welches ich dann eintrat, war beinah ebenso kahl, nur ein Sopha und Stühle standen darin. Es währte nicht lange und die Marschallin erschien. Ich bemerkte sofort, daß sie meinetwegen Toilette gemacht hatte, denn sie steckte eintretend noch einige Nadeln in ihre Taille.

Nach kurzer, etwas langweiliger Unterhaltung ließ sie die Klingel ertönen und befahl dem eintretenden Diener, ihren Gemahl zu benachrichtigen. Dann nahm unser peinliches Gespräch seinen Fortgang. Es fehlte der Marschallin durchaus nicht an gesellschaftlichem Chic, auch nicht an Geist, um eine Unterhaltung zu führen, allein sie war etwas steif; sie vergaß nie, daß sie die „Frau Marschallin" war; nie verklärte ein freundliches Lächeln den strengen Ernst ihrer Züge. Sie war stets die homerische Juno, oder besser gesagt, die erhabene Frau, die „ihr Lächeln für den letzten Tag aufspart".

Endlich erschien der Marschall, ganz gebadet in Schweiß; nach Athem schnappend setzte er sich nieder, trocknete mit einem Taschentuch die nasse Stirn, indem er sie zugleich mit Speichel benetzte, um sicher zu sein, daß aller Staub entfernt sei — er war nämlich über und über bestaubt. Zu der feierlichen Haltung der Marschallin paßten diese Manieren wenig. Ich erhob mich alsbald, um mich zu empfehlen, allein man bat mich, ich möchte doch am Frühstück theilnehmen. Bis dasselbe aufgetragen wäre, könnten wir ja einen Spaziergang im Park machen. Wege waren in demselben nicht vorhanden, man ging über Grasflächen voller Unkraut; die während der Revolution gefällten Bäume trieben an den Stümpfen neue Schößlinge; ein Theil meiner Volants blieb am Gestrüpp hängen, und meine lilafarbenen Stiefel bekamen einen grünlichen Schimmer. Der Marschall mit er-

munternden Worten aber redete von einer Ueberraschung, die mir bevorstände.

Wie erstaunte ich, als ich hinter dem mächtigen Stumpf einer gefällten Eiche drei kleine Hüttchen aus Weidenruthen geflochten und zu gleich bemerkte, daß der Marschall niederkniete — war das die Ueberraschung?

„Da sind sie — da sind sie!" rief er.

Und fügte ganz leise hinzu:

„Pi .. pi .. pi!"

In demselben Augenblick kam ein Schwarm von Rebhühnern daher.

„Laß die anderen erst heraus, wenn die Jungen hinein sind, und gieb den Damen Brod — sie werden sich amüsiren wie die Königinnen."

Mit diesen Worten wandte sich der Marschall an einen herzutretenden Arbeiter, wir aber — mitten im glühenden Sonnenschein — fütterten seine Rebhühner!

Die Marschallin entleerte mit unerschütterlicher Ruhe und Würde das ihr gereichte Körbchen. Ich aber? Ich weiß nur, daß ich die Bemerkung machte, es zöge ein Gewitter herauf, wir würden gleich naß werden.

Als wir in das Schloß zurückkehrten, bemerkte ich Maurer, welche beschäftigt waren, einen der alten Thürme abzuputzen, welcher dem Verderben der Restaurirung entgangen war und noch jenes ehrwürdige Kleid trug, das die Zeit allein zu liefern im Stande ist. Ich konnte es mir nicht versagen, einige kritische Bemerkungen fallen zu lassen. Die Marschallin verstand mich: ich glaubte sogar aus ihrem verächtlichen Gesicht zu bemerken, daß das Thema schon zwischen ihr und ihrem Gemahl besprochen worden war. Der Marschall aber verhehlte mir nicht, daß meine Bemerkungen ihm mißfielen; er sprach sich sogar sehr energisch gegen die Vorliebe für altes, verwittertes Gemäuer aus.

Nach beendetem Frühstück beeilte ich meine Abfahrt und schwor mir selber, nie wieder ähnliche Visiten zu machen.

Während der Heimfahrt beschäftigten sich meine Gedanken mit Allem, was ich bisher gesehen hatte, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß das schöne Frankreich die seltsamsten Gegensätze aufweise: die großen Herren von früher waren so lächerlich unwissend, die Helden des Tages

aber, die mit ihrem Blut ihre Reichthümer bezahlt hatten, genossen dieselben in einer recht kleinlichen, erbärmlichen Weise!

Ich erstattete in wenigen Worten schriftlich Demjenigen Bericht über meinen Besuch, der ihn mir so dringlich angerathen hatte. Er war schon vierzehn Tage lang nicht mehr bei mir gewesen und schrieb mir, er wäre brustleidend und dürfe nicht ausgehen. Mit seiner Mutter aber traf ich häufig zusammen, sie schien mir nicht im Geringsten besorgt zu sein.

Nach einiger Zeit erklärte Herr de F....t, er wäre wieder wohler, theilte mir zugleich auch mit, der Arzt habe ihm gestattet, an die Luft zu gehen, vorausgesetzt er kehre vor Sonnenuntergang nach Hause zurück. Dies verstand ich dahin, daß er mir eine Morgenvisite zugedacht hatte; ich erwartete ihn also. Zugleich muß ich bekennen, daß ich an seiner Aufrichtigkeit mir gegenüber zu zweifeln begann; ich dachte mir nämlich, er wolle, indem er sich leidend und traurig stellte, meinen Widerstand beseitigen — ich war auf meiner Hut.

Um drei Uhr fuhr ein Kabriolet bei meinem Hause vor — mein Herz schlug laut.

Es war Ende Mai, aber noch so kalt, daß ich im Kamin Feuer hatte anmachen lassen; um mir den Anschein der Gleichgültigkeit zu geben, setzte ich mich an meinen Stickrahmen. Herr de F....t nahm sogleich, nachdem er eingetreten war, einen Fauteuil, rückte ihn neben den meinigen und setzte sich schweigend nieder; jetzt erst sah ich ihn an und erschrak über die Veränderung in seinem Aeußeren.

„Sie waren wirklich krank," frug ich kalt.

„Nicht allzusehr," meinte er, „jetzt fühle ich mich wohl."

Diese wenigen ganz tonlos hervorgestoßenen Worte warfen das Gebäude über den Haufen, welches ich mühsam aufgebaut hatte.

„Verzeihen Sie, bitte, und vergessen Sie," bemerkte ich ganz betreten, „meine lächerliche Frage. Stehen Sie vielmehr meiner aufrichtigen Theilnahme, meiner aufrichtigen Freundschaft Rede — vergessen Sie meine banale Frage. Erzählen Sie mir, doch, bitte. Was fehlt Ihnen?"

„Nichts, in Wahrheit Nichts! Ich habe gelitten, aber es ist vorbei, Jedesmal wenn ich starke Gemüthsbewegungen habe, speie ich Blut — das ist Alles."

Er saß unbeweglich da und starrte ins Feuer. So begann ich von Neuem:

„Sie haben, wie ich hoffe, an meiner Theilnahme nicht gezweifelt. Ich habe öfter, als Sie glauben, Ihrer gedacht."

Ich fühlte, daß mir bei meinen Worten das Blut in die Wangen stieg, und bedeckte mein Gesicht mit den Händen.

„O! Sagen Sie mir das nicht," rief er, „sprechen Sie nicht so — in diesem Tone nicht — zu mir .. behandeln Sie mich stets als alten Freund; nur unter dieser Bezeichnung wollen Sie ja mit mir verkehren."

Ich wußte nicht, was ich sagen, was ich denken sollte; ich war so schmerzlich berührt und verlor mich in allerhand Gedanken.

Er wollte offenbar die für uns Beide peinliche Unterredung beenden; denn er zog seine Uhr und sagte:

„Ich habe meiner Mutter versprochen, pünktlich zu der vom Doktor angeordneten Zeit zurück zu sein. Sie wollte mich so gern verhindern, bei der Kälte auszugehen, allein das war von meiner Vernunft zu viel verlangt. — Ich habe vielleicht mehr davon, als man denkt," fügte er traurig hinzu, „aber nicht genug, um nur an mich selbst zu denken."

Er griff nach meiner Hand, drückte sie an sein Herz und sprang plötzlich von seinem Sessel auf, ohne daß ich Zeit zum Sprechen hatte. — In der Thür wandte er sich um und sagte:

„Seien Sie so gut und kommen Sie morgen zu meiner Mutter zum Frühstück; sie werden Labédoyère, der nach Spanien muß, bei ihr treffen. Er möchte Sie so gern kennen lernen, erweisen Sie ihm die Gunst — er verdient es, ich versichere Sie."

Er grüßte mit einer leisen Neigung seines Hauptes und war hinaus.

Ich war allein; ein seltsam trauriges Gefühl überkam mich: ich wußte keine rechte Erklärung dazu, hatte ich doch Nichts erfahren, was mich besonders hätte betrüben können. —

Zwei Monate war es nun her, daß ich einer geheimnißvollen Empfindung nachhing, welche die geringste meiner Handlungen wie mit Rosenlicht überschüttete, und diese kurze Zeit blieb in meiner Erinnerung als die glücklichste meines Lebens haften — ich hatte ein dunkles Vorgefühl, daß vor einem Drama der Vorhang aufrollte.

Ich verkehrte nach wie vor in der Gesellschaft, ich wollte suchen, mich auf andere Gedanken zu bringen.

Am anderen Morgen stellte ich mich zum Frühstück bei Frau de Souza ein und traf den jungen Labédoyère: schön, brav und glücklich.*)

Herr de F . . . . t war weniger melancholisch als am Tag zuvor; ich bemerkte, daß er seiner Mutter und seinem Freunde gegenüber lustig erscheinen wollte; — er hustete und seine Mutter machte ihm Vorwürfe, am Tage vorher ausgegangen zu sein.

„Ach," rief er, „ich bin dafür nur allzu sehr bestraft, denn der Doktor hat mir für acht Tage Hausarrest gegeben. Sowie es mir wieder gestattet ist auszugehen, will ich unsere berühmten Fremden nach Malmaison führen."

Er meinte damit die Herzogin von Kurland und mich.

Die Herzogin,**) eine geborene von Medem, war die Wittwe des letzten Herzogs und nach dem Tode ihres Gemahls — am 13. Januar 1800 — abgefunden worden. Rußland beließ ihr den Titel und das ungeheure Vermögen, welches der Herzog, ihr Gemahl, ihr bei seiner Heirath zugesichert hatte. Sie war nach Warschau — ich weiß nicht recht warum — gekommen und hatte bei Stanislaus August, damals König, einen glänzenden Empfang gefunden. Die Herzogin hatte eine Zuneigung zu mir gefaßt, ich begleitete sie oft zu den Hofgesellschaften und den officiellen Festen. Zu der Zeit, von der ich rede, war sie im Verblühen, allein ihre Schönheit noch im Stande, Erfolge zu erzielen. Ihr Vermögen gestattete ihr, auf großem Fuße zu leben. Herr de Talleyrand, der nicht unempfindlich für die äußeren Vorzüge der Dame war, hatte sie in die intimen Zirkel bei Frau de Laval eingeführt, und in denselben war es Sitte geworden, Alles zu bewundern, was die Herzogin that — besonders aber ihre Toiletten und ihre Diamanten. Ich habe sie öfter erst um Mitternacht erscheinen sehen — sie kam dann, um ein neues Ballkleid oder ein neues Geschmeide zu zeigen, was man einer Zwanzigjährigen vielleicht verziehen hätte. Ihr alter Verehrer erwartete sie stets und betrachtete sie mit so anbetenden Blicken, daß die Damen seines Serails, zu denen meine Tante Tyszkiewicz zählte, alle Veranlassung hatten, vor Eifersucht aus der Haut zu fahren.

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist dies der spätere Oberst Labédoyère, der nach der Rückkehr Napoleons von Elba demselben vor Grenoble sein Regiment (das siebente) zuführte. Vergl. „Napoléon raconté par l'image". (Deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig, pag. 323.)

**) Geboren 1761, gestorben 1821.

VII.

Spaziergänge in Paris.

Die Gräfin Mniszech. — Die „Passage des Panoramas“. — Königin von Polen. — Besuche in den Ateliers der Maler. — David. — Girodet. — Gérard. — Die Memoirenschriftsteller. — Der Abbé Morellet. — Die Lenormand. — Frau de Souza und die kleine Hexe. — Bei der Pythia. — Eine stürmische Jugend. — Die Weissagung der Geburt des Grafen Moritz Potocki.

Ich hatte in Paris noch eine zweite Tante, die Gräfin Mniszech,*) eine Cousine meiner Mama, Nichte des Letzten unserer Könige. Sie nahm einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch; von Herzen gut, mangelte es ihr an Verstand; sie war unbändig eitel und eingebildet; so nahm sie z. B. für sich die Vorrechte einer „Prinzessin von Geblüt“ in Anspruch; sie hatte deßwegen manchen unangenehmen Auftritt.

Weder das traurige Ende des letzten Königs von Polen, noch die Zerstückelung unseres unglücklichen Vaterlandes hatte sie von ihren Prätentionen geheilt; die russische Kaiserin hatte, zur Zeit, da sie den Polen alle möglichen Artigkeiten erwies, ihr den Stern und Cordon des Katharinaordens verliehen. Meine Tante trug stets bei feierlicher Gelegenheit den Stern — in Wien nannte man sie in Folge dessen die „Gräfin mit dem Stern“. Sie hatte gar keine Vorstellung

*) Sie war eine geborene Zamoyska, Tochter der ältesten Schwester des Königs Stanislaus August Poniatowski.

davon, wie lächerlich sie sich machte — durch Entfaltung von großem Luxus suchte sie die Vornehmheit ihrer Geburt zu betonen. In Paris hatte sie den Haushofmeister der unglücklichen Prinzessin Lamballe in Diensten. Ihr Sekretär, Herr de Ville, ein, wie sie glaubte, sehr vornehmer Mann, sollte ihrem Haushalt etwas ganz Apartes geben. Sie gab Soupers, welche ebenso lukullisch wie langweilig waren: sie lud dazu Herren ein, die sie irrthümlich für Grandseigneurs oder Koryphäen der Literatur hielt. Es läge ihr ob, meinte sie, die Unterhaltung zu leiten, die Leute gesprächig zu machen. Da sie jedoch nicht recht wußte, wie sie es anfangen sollte, so verbot sie es, die Tafel abzudecken.

„Eine lebhafte Konversation," pflegte sie zu sagen, „bedingt einen runden Tisch!"

Sie hatte zwei Jahre bereits in Frankreich zugebracht und dachte jetzt an die Abreise; sie wollte, ehe sie das Land ihrer Wahl verließ, aber noch Alles sehen, was ihr als interessant bezeichnet wurde.

Die bekannte „Passage des Panoramas" war soeben eröffnet worden. Es gehörte zum guten Ton, dieselbe zu besuchen und Einkäufe in den Läden zu machen. Meine Tante nahm dazu ihre Töchter mit, ließ sich auch von der jüngsten und geistvollsten der Töchter des Fürsten de Ligne (Fürstin Flora) und mir begleiten. Wir hatten zwei Bediente in scharlachrothen, goldgestickten Livreen hinter uns; ferner einen Neger und einen Jäger — die Leute blieben in den Straßen stehen und sahen uns nach. Der vornehme Sekretär aber folgte in einem Wagen mit wohlgefülltem Geldsack. Kaum hatten wir die Passage betreten, so waren wir von einem Schwarm von Nichtsthuern umgeben; vor jedem Laden, in welchen wir eintraten, sammelten sich die Leute in dichten Haufen, man kletterte an den Schaufenstern in die Höhe, um uns besser zu sehen. Meine gute Tante, ganz benommen von dem Eindruck, welchen sie hervorzubringen glaubte, beging eine Thorheit, eine Tollheit über die andere: sie bestimmte die neuesten, die theuersten Gegenstände und wies mit lauter Stimme Herrn de Ville an, zu bezahlen, und zwar „ohne zu feilschen". Sich an die Fürstin Flora, an mich und ihre Töchter wendend, ersuchte sie uns dringend, auszusuchen, was uns irgend gefiel, sie überschüttete uns mit Geschenken.

Fürstin Flora war so unüberlegt, in munterer Laune Jemandem, von dessen Neugier sie belästigt wurde, zuzurufen:

„Wissen Sie denn auch, Monsieur, wer diese Dame ist? Es ist die Königin von Polen."

Die „Königin von Polen" — die „Königin von Polen", wie eine ausgegebene Parole ging es von Mund zu Munde. Man umringte, man drängte uns, wir konnten uns kaum noch rühren — es entstand ein förmlicher Tumult.

Glücklicher Weise bemerkte einer der Ladeninhaber, daß die Dienerschaft uns keinen Weg bahnen konnte, er öffnete uns daher eine kleine Thür, und durch diese gelang es uns, zu entschlüpfen und zu den Wagen zu kommen. Meine Tante, die von der thörichten Aeußerung der Fürstin Flora Nichts wußte, bemerkte wiederholt:

„Es giebt Personen, welche, ohne Unannehmlichkeiten zu haben, sich nicht in der Oeffentlichkeit zeigen können." —

Nun kamen die Ateliers an die Reihe.

Die Arbeiten der Genremaler interessirten mich besonders, das Detail auf ihren Bildern war immer reizend. Mein Schwiegervater aber hatte mir empfohlen, nur für die italienische Schule Bewunderung zu haben, und ich erstaunte darüber, daß die der französischen Schule angehörigen Maler, die doch die schönsten Modelle vor Augen hatten, so wenig Fortschritte oder eigentlich gar keine gemacht hatten. Nichts Großes, Edles, Freierfaßtes in den Leistungen der Zeit! Die jungen Maler hatten ja allerdings etwas weniger Gekünsteltes wie Boucher, wie Vanloo, allein sie strebten weder nach der Korrektheit Lesueur's, noch nach der Stilfreiheit Poussin's, noch nach dem Kolorit Lebrun's — man hätte meinen können, Genie zu haben oder zu zeigen wäre nicht mehr Mode!

Die neuere Schule schien eine gewisse Verachtung für die großen Meister an den Tag zu legen — David allein war klassisch.

Sein todtes Kolorit aber benachtheiligte die Richtigkeit der Zeichnung: seine Bilder sahen aus wie kolorirte Basreliefs. Das Bild, welches nach meiner Meinung David unsterblich macht, ist das Porträt Napoleons, wie derselbe an der Spitze seiner Armee, die man in der Tiefe der Alpenthäler bemerkt, auf bäumendem Roß die Spitze des St. Bernhard erreicht hat.*) —

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Wenn die Gräfin Potocka in einer Randbemerkung ihres Manuskriptes erzählt, Blücher habe das weit und breit be-

Girodet hätte sterben sollen, nachdem er seine „Dido" vollendet hatte; keines seiner späteren Werke kann dem kleinen Gemälde zur Seite gestellt werden. Aeneas ist zwar etwas hölzern, etwas leblos, aber man beachtet ihn wenig, da die beiden Frauengestalten alles Interesse in Anspruch nehmen.

Gérard hat einige schöne Porträts gemalt. Allein er legt zu viel Nachdruck auf das Detail und ist dem Geschmack der Zeit gegenüber zu nachgebend: seidene Strümpfe, Kasmirshawls malt er zu sorgfältig. Die reichgestickten und mit Spitzen versehenen Hofgewänder, die Haarlocken in Pfropfenzieherform, die kurzen Taillen sind nur ephemere Erscheinungen.*)

Ich war höchlich erstaunt zu sehen, daß die Ateliers dieser Herren voll angefangener Bilder waren, ich wußte ja, welche enormen Preise damals gefordert und bezahlt wurden. Es waren stets Entwürfe nach der Natur, die kaiserliche Familie oder reiche Fremde darstellend; die Franzosen scheuten so große Ausgaben.

Junge Frauen, welche Reiseberichte abfassen, halten es für nothwendig, ein oder zwei Kapitel mit tiefsinnigen Bemerkungen über die Fortschritte der Civilisation, über Wissenschaften 2c. einzufügen. Zum Theil stammen dieselben aus irgend einem vergessenen Werk oder sie sind von einem Gelehrten, einem Freunde, abgefaßt. Zuweilen wenden diese Damen sich auch an einen unbekannten Schriftsteller, der ihnen die Zeile für so- und soviel liefert.

Was mich betrifft, so habe ich mich ja dahin entschieden, offen, in des Wortes umfassender Bedeutung, zu sein, ich werde mir bei keinem Literaten Hülfe holen. Ein einzelner Besuch bei einem Gelehrten, um über Etwas eine Meinung zu bekommen, erscheint mir überflüssig.

---

kannte Bild David's: Napoleon auf dem St. Bernhard aus Paris entführt und es wäre nach Jablonna gekommen, so liegt ein Irrthum vor: Das Bild hängt in der Versailler Gallerie.

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die kritischen Bemerkungen der Gräfin werden Kennern hin und wieder ein Lächeln abnöthigen — die Gräfin urtheilt eben als Dilettantin; man bemerkt, daß es ihr an eingehenderen Studien fehlte. Ueber die aufgeführten Maler der französischen Schule empfiehlt es sich in dem Werk: „Directoire, Consulat et Empire", von P. Lacroix (reich illustriert), deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1899, das Kapitel „Die Malerei" nachzulesen, pag. 359 2c.

Eine solche „gereiste Dame", wie ich sie im Auge habe, schreibt, wenn sie zu Hause angelangt ist:

„Herr so und so, Verfasser so vieler bedeutender Werke, hat mich sehr zuvorkommend empfangen. Er war ganz erstaunt von der Leichtigkeit, mit der ich mich in seiner Sprache ausdrückte, so daß er mir rieth: ich möchte doch Memoiren schreiben. Er ist ein hochverdienter Mann, sehr geistvoll, ist mit einem Wort Einer von jenen Gelehrten, wie man sie nur in Frankreich antrifft und unter Franzosen, anderswo muß man Weisheit mit Langerweile bezahlen 2c."

Was mich überraschte, war, daß ich nur selten berühmten Gelehrten in der großen Welt begegnete. Unter einem, Alles nivellirenden Herrscher wie Napoleon, welcher wollte, daß jedes Verdienst Ehren eintrüge, hätte man doch eigentlich in den Salons mehr Künstlern und Schriftstellern begegnen müssen.

Bei Frau de Souza sah ich nur immer den Abbé Morellet;*) ich glaube gehört zu haben, daß er während der Revolution 1789 sich durch ein Witzwort vor dem Tode am Laternenpfahl rettete: er warf nämlich in den wüthenden Pöbelhaufen die ruhigen Worte hinein: „Werden die Herren da besser sehen?"

Er war schon bejahrt und sprach nur wenig; zu Tisch erschien er, um seinen starken Appetit zu befriedigen; nach dem Essen hielt er Siesta und schnarchte eine gute Stunde; ich nahm ihn gewöhnlich im Wagen mit und setzte ihn vor seinem Hause ab. Wir wechselten während der Fahrt kein Wort, aber sowie der Diener die Wagenthür öffnete, machte er mir eine Verbeugung und sagte mit seiner näselnden Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine liebenswürdige und schöne Dame!"

Auf einem dieser Diners kam die Rede auf Fräulein Lenormand und ihre, der Kaiserin Josephine gemachte Prophezeiung, von der Einiges sich bereits als zutreffend erwiesen hatte.

Ich sprach meinen lebhaften Wunsch aus, die berühmte Sibylle zu sehen, allein man rieth mir ab und sagte, ihre Orakelsprüche richteten sich stets nach dem versprochenen Honorar, das zwischen 12 und 36 Franken schwanke.

*) Der Abbé Morellet erhielt von Voltaire den Spitznamen „Mords-les" (Beiß sie). Rémusat spricht von ihm in seinen „Mémoires," I 215, auch in den „Mémoires de Marmontel" ist von dem Abbé die Rede.

Frau de Souza, die sehr abergläubisch war, sagte, sie kenne eine Wahrsagerin, die der Lenormand weit überlegen wäre; dieselbe habe ihr bereits viel wunderbare Dinge vorausgesagt.

„Wenn ich mich nicht genirte," rief sie, „Alles wiederzuerzählen, Sie würden große Augen machen!"

Einer der Gäste frug, ob diese Prophetin nicht den Sturz des Kaiserreiches verkündigt hätte. Frau de Souza zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, versprach aber, sie wolle mich zu der klugen Frau führen, und hielt Wort. Am darauf folgenden Tage setzten wir uns Beide in Bewegung, Dämmerlicht herrschte und wir waren völlig vermummt. Ich folgte meiner vier Treppen emporsteigenden Führerin.

Auf das Geräusch, welches die steilen, knarrenden Stufen machten, erschien eine kleine, noch ziemlich junge Frau und frug, was wir wünschten.

„Ich bin es," sagte meine Gefährtin, „ich bringe Ihnen eine Verwandte, die eben aus der Provinz eintraf und zu wissen wünscht, welches Schicksal ihr in Paris bevorsteht."

Die kleine Frau erkannte meine Begleiterin nicht und bemerkte: „Es kommen so viel Leute zu mir, daß man es mir nicht übel nehmen darf, wenn ich nicht gleich Bescheid weiß, zumal meine Besucher sich nicht zu nennen pflegen und kein Name meinem Gedächtniß zu Hülfe kommt."

Wir bemerkten ihr höflich, daß, wer die Gabe hätte, die Zukunft zu entziffern, Vergangenes zu vergessen ein Recht hätte.

Sie schien von diesem Kompliment nicht erbaut zu sein, überhaupt nicht viel Geist zu besitzen; sie war sehr einfach in ihrer Art, sich auszudrücken.

Meine Begleiterin nahm indeß ohne Weiteres Platz an dem geheimnißvollen Tisch und bemerkte, sie zöge doch Karten dem Kaffeesatz vor.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß die kleine verschmitzte Hexe, anstatt sich mit der Zukunft zu beschäftigen, von der Vergangenheit zu Frau de Souza zu reden begann. Frau de Souza hatte, wie ich später hörte, eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich; sie war in ihrer Jugend sehr verführerisch gewesen und sollte mancher Huldigung freundlich begegnet sein.

„Sie haben nur einen Sohn," bemerkte u. A. die Prophetin, „und dieser zärtlich geliebte Sohn schwebt augenblicklich in großer Gefahr."

Die arme Mutter schien bestürzt:

„Beruhigen Sie sich," fuhr jene fort, „er wird gerettet: Man könnte sagen, durch ein Wunder der Vorsehung gerettet. Sein Stern ist der Glücklichsten einer. Ich kann versichern, daß die Gefahr, der er in diesem Augenblick ausgesetzt war, ihm nicht von Seiten der Menschen kam: er hat mit den Elementen — ich kann nicht sagen, ob Feuer oder Wasser — zu kämpfen gehabt. Die Karten sagen darüber nichts Bestimmtes; allein Sie werden von einer Wittwe unter Ihren Bekannten alles Nähere erfahren.*)

Frau de Souza und ich sahen einander schweigend an; da sie Nichts weiter hören wollte, vertauschten wir jetzt unsere Plätze. Ich verlangte, daß nicht nur Karten, sondern auch Kaffeesatz für das Orakel in Anspruch genommen werde.

Meine Vergangenheit hätte bis jetzt wenig hervorragende Momente aufzuweisen, sagte sie. Ueber meine Neigungen, meine Pflichten wären wohl Gewitter hinweggezogen, allein sie hätten keinen Schaden gethan. Mit zwei reizenden Kindern wäre mein ruhiges Dasein geschmückt.

Die Prophetin vertiefte sich einen Augenblick schweigend in die Geheimnisse, welche die Karten und der Kaffeesatz ihr enthüllten, und sagte alsdann, das Schicksal meiner Kinder würde dem meinigen ähnlich sein. Da in ihren Worten etwas Zauderndes lag, so wurde ich stutzig. Die Sibylle merkte es wohl, denn sie sagte:

„Sprechen wir nicht von Ihren Kindern; Ihr Schicksal hat nichts Außergewöhnliches; in Ihre Heimath zurückgekehrt, werden Sie einem Knaben das Leben geben, der von sich reden machen wird. Ich weiß nicht recht, woher Sie kommen, noch wo Ihre Heimath liegt, sicherlich aber sind Sie aus einer Gegend, in der es keine Ruhe giebt, ich sehe in meinen Karten Krieg und Blut. Der Sohn, welcher unter der allerglücklichsten Konstellation auf der Welt erscheint, wird der Führer einer mächtigen Partei, wird vielleicht gar König werden!"

Ich mußte lachen und sah Frau de Souza an; ob sie nicht am Ende die Hände im Spiel habe und Alles ein Diktat von ihr wäre. Sie versicherte mir jedoch, sie habe seit einem Jahr das Haus der Seherin nicht betreten; diese aber, um ihren Weissagungen noch mehr Bedeutung zu geben, ging auf Details ein und sagte ferner:

*) Es handelte sich nach einer nicht vollendeten Randbemerkung der Gräfin Potocka um einen plötzlich ausgebrochenen Gewittersturm.

„Einige Monate nach Ihrer Rückkehr in die Heimath werden Sie guter Hoffnung werden; einige Zeit vor Ihrer Niederkunft wird Ihnen Etwas zustoßen, was Sie sich nicht allzusehr zu Herzen nehmen müssen. Ihr Kind wird sich zur richtigen Zeit einstellen, es wird schön, kräftig sein und auf der linken Seite ein Mal haben. Außerdem kann ich Ihnen sagen, es wird geliebt sein von Alt und Jung, von Arm und Reich, von Männern wie von Frauen; es wird sich in ihm ein edler Charakter entwickeln."

Diese Worte haben sich meinem Gedächtniß eingeprägt, und ich kann nur versichern, daß Alles eintraf. Während meiner Schwangerschaft stieß mir ein leichter Unfall zu, mein Kind war wohl und schön und hatte auf der linken Seite in der That ein Mal, das einer Erdbeere glich.

Hätte ich mich viel mit der Prophezeiung beschäftigt, so würde ich sagen, meine Einbildung sei nicht ohne Einwirkung geblieben, allein ich habe, sowie ich von Paris fort war, nicht mehr daran gedacht.

In dem Augenblick, da das Kind geboren wurde, erinnerte ich mich erst wieder der Worte der Pariser Pythia.

VIII.

Malmaiſon. — Ein Geſtändniß.

Joſephine. — Napleons Schlafzimmer. — Joſephines Geſchmack. — Die Bildergallerie. — Die Gärten und Treibhäuſer. — Eine Einladung des Kaiſers. — Unterhaltung mit Napoleon im Kriegsminiſterium. — Ein Brief von Karl de F....t. — Erklärung. — Der Roman eines Offiziers. — Die Unbekannte.

Wenige Tage nach unſerem Beſuch bei der kleinen, klugen Frau ſtellten wir uns in Malmaiſon ein, welches Joſephine eben verlaſſen hatte, um ſich in die Schweiz zu verfügen. Der Kaiſer hatte ſeiner erſten Gemahlin häufig Beſuche gemacht, welche den Unwillen Marie Louiſes erregt hatten, ſodaß eine zeitweilige Entfernung Joſephines beſchloſſen wurde. Ich hatte gewünſcht, ihr vorgeſtellt zu werden, allein ſie empfing keine Ausländerinnen; ſie ſah nur noch frühere Bekannte, denen ſie vertrauen konnte, bei ſich: ſo ſehr Joſephine einſt die große Welt geliebt, ſo ſehr ſehnte ſich jetzt ihr gefoltertes Herz nach Stille und Einſamkeit.

Sie war in Malmaiſon vor zudringlicher Neugier geſchützt; man erzählte, ſie weine viel und ſuche nicht ihren Gram zu verbergen. Sie war ja äußerſt anhänglich an Napoleon, um ihn trauerte ſie weit mehr, als um die glänzende Stellung, die ſie hatte aufgeben müſſen.

Man zeigte uns Malmaiſon von unten bis oben. Ich kann kaum ſchildern, mit welchem Intereſſe und mit welcher Neugier wir dieſe Stätte ſo vieler großer Ereigniſſe in Augenſchein nahmen.*)

*) Anmerkung des Ueberſetzers. Malmaiſon wurde 1798 von der

Von Liebe, von Ruhm eine Märchenwelt! Noch nie dagewesene Triumphe, Feste, die ihres Gleichen suchten!

Zehn Jahre verlebte der Held hier, und noch hingen an jedem Gegenstande die Reflexe einer großen Zeit.

Das Schlafzimmer Napoleons, in welchem er als erster Konsul von einem zukünftigen Kaiserreich, von einer Weltherrschaft träumte, in welchem er dann als absoluter Monarch von Ruhmesthaten ausruhte, ist noch gerade so, wie er es verlassen — verlassen hat, um nie wiederzukehren. Josephine hatte Neugierigen den Eintritt verboten. Mit Hülfe von Überredung und Gold gelang es uns, die Diener zur Übertretung des Verbotes zu bestimmen.

Hoffentlich wird in dem Zimmer nie etwas geändert, kein Möbel entfernt, keinem Gegenstande eine andere Stelle angewiesen werden — La Malmaison sollte zum Nationaleigenthum erklärt werden.

Abgesehen von dem Interesse, welches das geringste Detail im Leben eines großen Mannes erweckt, ist dieses Zimmer so hübsch, wie man es sich nur denken kann. Das mit Holzschnitzereien geschmückte Bett ist von antiker Form, es ist tadellos; es steht auf einer Erhöhung, die mit einem großen wunderschönen Tigerfell überdeckt ist. Ein großes Zeltdach, von kriegerischen Trophäen gestützt, hängt darüber. Diese Trophäen sind nicht einfache Ornamente — sie stellen zugleich eine Chronik des Geschehenen, einen Bericht glorreicher Waffenthaten dar.

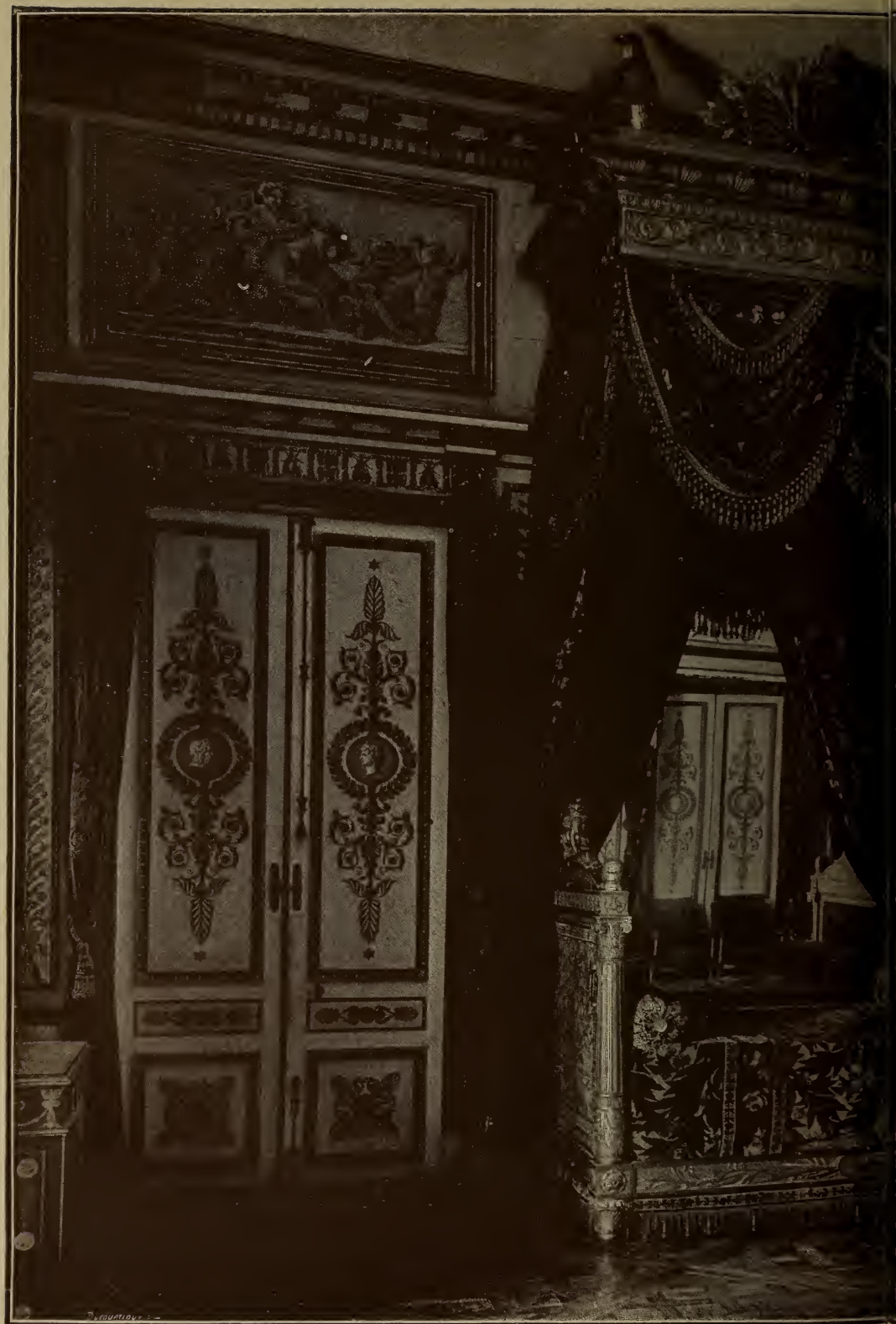
Wir vertieften uns in jede Kleinigkeit; in ehrerbietigem Schweigen wandten wir uns bald hierhin, bald dorthin, nur zuweilen entschlüpfte uns eine halblaute Anfrage an den Kastellan.

Die Gemächer Josephines hatten nichts Außergewöhnliches, sie zeigten wenig Geschmack, namentlich fehlte es an Harmonie. Das Mobiliar von verschiedenartigem Stil ist auch verschiedenfarbig: es ist eine Sammlung von allem Möglichen — von eleganter Einfachheit, von einem künstlerischen Gedanken keine Spur! Es sind Erinnerungen von gestern!

Die in Paris allmächtige Mode gebietet auch hier —, ich muß gestehen, ich fühlte Etwas wie Stolz, wenn ich meine Räume in Natolin mit denen Josephines in Malmaison verglich.

---

damaligen Generalin Bonaparte erworben und zwar hinter dem Rücken ihres Gemahles. Es wurde mit Mobiliar für etwa 262000 Francs erstanden. Das Mobiliar hatte die Generalin mit ihren Diamanten bezahlt, sonst Nichts.



Schlafzimmer des Kaisers Napo

I. (Schloß von Fontainebleau.)

Die Bildergallerie dort ist einzig schön in ihrer Art, man erkennt überall die wählende Hand eines vornehmen Künstlers. Die holländ-

Die Kaiserin Josephine.

Nach einem Porträt Gérard's, im Besitz des Grafen Carvalhido, phot. von Braun.

dische Schule ist stärker vorhanden als die italienische. Ich will mich einer Beschreibung des Einzelnen enthalten und nur erwähnen, daß Claude Lorrain mehrfach und ausgezeichnet vorhanden ist, daß ich einen

prachtvollen Ruisdaël, mehrere Potter und eine Menge reizender Wouverman sah.*)

Was die Architektur von Malmaison betrifft, so kann ich nur sagen, sie läßt viel zu wünschen übrig und ist nichts weniger wie vornehm. Das Hauptgebäude, zu niedrig, trägt ein Mansardendach; die Fenster sind zu schmal und klein, die Thore zu niedrig und unbedeutend, die Ornamente dagegen fallen durch ihre Schwerfälligkeit auf. — Das Ganze ist dürftig statt einfach, Malmaison will in seinem Aeußeren Etwas vorstellen, ist aber Nichts.

Gärten und Treibhäuser dagegen verdienen alle Bewunderung. Man sieht so viel seltene Gewächse, daß man sich in tropische Gegenden versetzt glaubt.

Wenn man die ungeheueren Kosten überschlägt, welche diese Einrichtungen kosteten, und den Luxus in Erwägung zieht, in welchem in diesen zehn Jahren Josephine lebte, so kommt man doch zu der Ueberzeugung, daß sie Pflanzen und Blumen den Vorzug vor allem Anderen gab. Elegante Toiletten spielen gewiß in Josephines Ausgaben eine große Rolle, allein mir scheint, daß ihr Park, ihre Treibhäuser, ihr doch noch mehr am Herzen lagen und kosteten.

Wieviel haben nicht diese koketten, reizenden Anlagen beigetragen, den Zauber der Feten eines glänzenden und leichtsinnigen Hofes zu erhöhen!

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich eine Einladung vor, die mich überraschte und mir schmeichelte. Es war ein Billet eines Kammerherrn Sr. Majestät, durch welches ich benachrichtigt wurde, daß mir die Ehre widerfahren und ich an einem Diner in Saint Cloud mit Ihren Majestäten theilnehmen solle und zwar an demselben Tage um sechs Uhr; es wären zehn Personen zu Tisch. Eine solche Gunst war etwas überaus Seltenes, besonders einer Ausländerin gegenüber. Der Kaiser hatte seit seiner Verheirathung die alte Hofetikette der Bourbonen wieder eingeführt und nahm sein Mittagsmahl nur im Familienkreise.

Es that mir, wie man sich denken kann, unbeschreiblich leid, daß ich durch meinen Besuch in Malmaison das Diner in Saint Cloud versäumt hatte.

Glücklicher Weise hatte ich Gelegenheit, Napoleon am anderen Tage auf dem Ball beim Kriegsminister zu sehen, um ihm mein tiefes

*) Ein großer Theil dieser Bilder hängt heut in der Pinakothek zu München.

Bedauern auszudrücken. Er kam gleich, als er mich erkannt hatte, auf mich zu und sagte, als ob er böse wäre:

„Ah, Frau Gräfin! Sie sind gestern jedenfalls sehr spät nach Hause gekommen; wir haben Sie erwartet, aber Ihr Platz blieb leer."

Ich versuchte, meinem Bedauern über den Verlust, den meine Abwesenheit von Hause mir zugefügt hatte, Worte zu geben. Er hörte mir lächelnd zu und ließ mich ausreden, als amüsire ihn meine Verlegenheit, endlich tröstete er mich mit einem Anfluge von Gutmüthigkeit, indem er bemerkte, ich würde wahrscheinlich das alte Sprichwort kennen: aufgeschoben ist nicht aufgehoben; ein anderes Mal würde man ja zeitiger sein.

Die Unterhaltung währte so lange, daß sich neidische Augen auf mich richteten — es gab viele Frauen, die die Gunst, die mir zu Theil wurde, ersehnten, um daraus einen Vortheil zu ziehen, den ich allerdings verschmäht haben würde.

Die folgenden Tage erhielt ich eine Menge von Besuchen — Leute, die früher gar nicht daran gedacht hatten, mir Artigkeiten zu erweisen, ließen ihre Karten bei mir abgeben, und ich konnte die Bemerkung machen, daß niedrige Seelen sich an den neuen wie den alten Höfen finden lassen. Wie weit war man in seinen Vorstellungen von Dem entfernt, was mich beschäftigte — so wie der Ball zu Ende war, dachte ich ja gar nicht mehr an das kleine, nur meiner Eitelkeit schmeichelnde Ereigniß. —

Seit seiner Wiederherstellung besuchte Karl mich nur selten und stellte sich stets zu einer Stunde ein, während der mein Salon, wie er wußte, voll von Besuchern war. Er unterrichtete sich aber genau über Das, was ich that, und hörte nicht auf, mir Direktiven in Bezug auf den Besuch der Sehenswürdigkeiten zu geben.

Am zweiten Tage nach dem großen Ball der Garden, von dem alle Zeitungen voll waren, erhielt ich folgendes Billet von Karl:

„Was machten Sie gestern Abend? Ich hatte gehofft, Sie bei der Herzogin de L.. zu treffen; warum sind Sie nicht gekommen? Aus Furcht, es möchte zu spät sein, habe ich nicht gewagt, zu Ihnen zu kommen, oder — wenn Sie mir gestatten, ganz offen zu sein — aus Furcht, Sie möchten allein sein! Würden Sie mir erlauben, Ihnen morgen früh mein Geleit zu Gérard anzubieten? Alle Welt läuft nach dem Atelier, um das Porträt der Walewska zu bewundern — nur unter solchen Verhältnissen möchte ich Sie noch ferner sehen!

Möge mein Verhalten Ihnen noch so seltsam erscheinen, entziehen Sie mir darum nicht Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen. Dulden Sie und bedauern Sie mich. Könnten Sie errathen, wie sehr ich unglücklich bin, so würden Sie auch einsehen, daß ich mehr denn je Ihrer nachsichtigen Freundschaft bedarf und daß ich Ihre Achtung verdiene." —

Es giebt im Leben Augenblicke, in denen ein einziges Wort über unsere Zukunft entscheidet. Diese wenigen Zeilen führten zu einer Erklärung, die wir Beide befürchteten, der wir Beide aus dem Wege gehen wollten.

Herr de F....t hatte mir wie früher alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen; war er stets auf eine Gelegenheit bedacht, mich allein anzutreffen, so setzte ich stets voraus, seinen Absichten mißtrauen zu sollen. Nun war er plötzlich darauf bedacht, mich zu vermeiden: dazu kam noch seine auffällige Melancholie, deren Veranlassung mir unbekannt war, das Geheimniß, mit welchem er seine Empfindungen umgab, und dann die Klugheit in seiner Handlungsweise — lauter Dinge, die mich noch weit mehr beunruhigten als Alles, was vorhergegangen war.

Jetzt zum ersten Mal wurde es mir klar, daß ich ihn liebte, und dies ließ ich ihn errathen.

Es ist mir unmöglich, die Worte, deren ich mich bediente, wieder zu finden, wahrscheinlich aber lag in meiner Antwort ein klarer Ausdruck von Aufrichtigkeit, die deutlich zu Tage tretende Befürchtung, ich könnte zu viel gesagt haben, sodaß Karl über meine Empfindungen im Reinen sein mußte.

Nach Verlauf einer halben Stunde war ich schon im Besitz eines Billets von ihm. Es hatte folgenden Tenor:

„Warum haben Sie mir geschrieben? Sie haben mich nun in der That zum Unglücklichsten aller Menschen gemacht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß ich mit Ihnen spreche; empfangen Sie mich heute Abend ohne Zeugen."

Ich war ganz außer mir: der Gedanke an sein Glück hatte einen Augenblick die Festigkeit meiner Grundsätze, den bestimmten Vorsatz, nie meiner Pflicht zu vergessen, erschüttert, jetzt, da ich die Gewißheit von der Nutzlosigkeit eines so großen Opfers erlangt hatte, war ich in wahrer Verzweiflung.

Als sich Karl gegen Abend anmelden ließ, fand er mich an derselben Stelle, auf welcher ich seine Zeilen in Empfang genommen hatte, ganz vertieft in Gedanken, und er war von meiner Unbeweglich-

keit ganz erschreckt. Ich saß vor meinem Schreibtisch, hatte ein kleines Messer in der Hand und zerschnitt, ohne recht zu wissen, was ich that, einen Handschuh. Ich hatte mich ein wenig geschnitten, ein kleiner Blutstropfen entriß mich meinen Träumen.

„Was machen Sie?" rief er, indem er mir das Messer entriß. „Um Gottes Willen, hören Sie mich an, haben Sie Mitleid mit dem Zustande, in welchem ich mich befinde. Der Augenblick ist gekommen, da ich dem grausamen Gebot der Ehre folgen und Ihnen Alles sagen muß. Als ich Sie in Polen kennen lernte, liebte ich Sie feurig, war Ihnen so ganz ergeben. Bis dahin war ich sehr leichtfertig gewesen; Ihnen war es vorbehalten, mich völlig umzuwandeln. Ich habe mich oft selbst gewundert über die scheue Verehrung, welche Sie mir einflößten, ich, der ich doch Frauen gegenüber sonst nicht schüchtern war. Ich wagte es nicht einmal, Sie meine Liebe errathen zu lassen. Sie waren umstrahlt von dem Heiligenschein der Reinheit und Tugend; ich sah Sie so ausschließlich von der Sorge um Ihr Kind in Anspruch genommen, Ihren Pflichten so treu ergeben, daß mir der Versuch, Sie vom rechten Wege abzuleiten, unmöglich, ja verbrecherisch erschien. Andererseits legten Sie mir ein so natürliches Wohlwollen an den Tag, eine rein menschliche Theilnahme, daß ich mit der Ueberzeugung abreiste: meine Liebe wäre unentdeckt geblieben.

In Gegenwart Ihres Gemahls bat ich um die Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, und erlangte sie, denn man freute sich, auf diese Weise Nachrichten aus dem Hauptquartier zu erlangen. Ein Wort in einem Ihrer Briefe gab meiner stillen Hoffnung Nahrung. Man hatte von einer Frau gesprochen, welche mir nach Deutschland gefolgt sein sollte. Ich glaubte wahrzunehmen, daß dieses Geschwätz auch Ihnen zu Ohren gekommen war; ich wagte sogar anzunehmen, daß es Sie unangenehm berührt habe. Ich fühlte ein so lebhaftes Verlangen, mich auszusprechen, daß ich ohne Zeitverlust an den Marschall Davout schrieb, mit der Bitte, mir die Erlaubniß zur Reise nach Warschau zu ertheilen.

Ich war entschlossen, falls mir die Erlaubniß nicht ertheilt würde, heimlich abzureisen, aber — Sie waren es, von der ich dazu die Ermächtigung erwartete. Sie werden sich ja des spöttischen Tones Ihrer Antwort noch entsinnen. —

Ich ersuchte nun um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren

zu dürfen. Prinz Murat hat es mir nicht verziehen, daß ich aus seinem Generalstab ausgetreten war, und während eines vollen Jahres lebte ich in Vergessenheit in einer traurigen deutschen Garnisonstadt. Meine Mutter schrieb mir häufig und tröstete mich, so gut sie konnte. Sie wiederholte in all ihren Briefen, ich möchte nur ruhig sein: Jemand, der Einfluß hätte und mich liebe, ohne daß ich es wüßte, thue Schritte, um meine Rückkehr zu erwirken. Ich bekam dann auch in der That Befehl, oder richtiger gesagt die Erlaubniß, zurückzukehren, der Kaiser selbst hat den Befehl unterschrieben. Entschlossen, Sie zu vergessen, aber von Ihrem Bilde fortwährend verfolgt, verglich ich Sie unwillkürlich mit den Frauen, die ich sah. Ihr Naturell, Ihr pikanter Frohsinn, dieses Sichgehenlassen der Polin, das besonders bei Ihnen einen so verführerischen Reiz ausübte, machte, daß mir die Französinnen geziert und ohne jene Originalität erschienen, welche die Mittel zu entzücken und zu unterwerfen, vermehrt. Eine darunter, deren Namen Sie nie erfahren werden, erweichte mein Herz, indem sie bemüht war, mir die Empfindungen zu verbergen, welche ich in ihr erweckt hatte. Von ihr sprach mir meine Mutter in all ihren Briefen. Sie war nicht hübsch und glaubte, sie wäre verurtheilt, nie geliebt zu werden; sie suchte daher auch gar nicht zu gefallen. Ihre Treue und edle Anhänglichkeit versteckte sich vor Aller Augen hinter einer Art schwesterlicher Zuneigung.

Meine nahen Beziehungen zu ihrem Bruder, meinem besten Freunde, gaben mir Gelegenheit, sie ununterbrochen zu sehen. Ich beobachtete sie lange, ehe ich ihr Vergeltung bot. Sie flößte mir weder jenes Verlangen ein, welches Andere mich bei meinem Eintritt ins Leben hatten kennen lernen, noch die beseligende Liebe, welche Sie allein in meiner Seele erweckt haben. Zuletzt gewann ich sie doch lieb, denn ich hatte tausend Beweise ihrer Zuneigung. Je mehr ich sie werth schätzte, desto unwürdiger schien es mir, sie zu täuschen.

‚Ja‘, sagte sie mit ihrer sanften Stimme, ‚aber wenn Sie noch eine andere Frau lieben könnten, lieben wie Sie in Polen geliebt haben, so würde ich — ich fühle es — sterben.‘

Diese Worte bestimmten mich, ihr meine Freiheit zum Opfer zu bringen.

Seit zwei Jahren habe ich mich ihrem Wohlergehen gewidmet, und ich hielt mich selbst für glücklich, da ich sah, mit welch aufrichtiger

Dankbarkeit sie meine Zuneigung hinnahm. Ihre Anwesenheit, Madame, hat plötzlich jede Illusion zerstört. Ich fand bei Ihnen die tiefen Erregungen meiner Seele wieder, die ich für immer entschlummert glaubte. Es schien, als solle ich wieder hoffen, wieder des Lebens froh werden.

Die Abwesenheit meiner einige Tage vor Ihrer Ankunft abgereisten Freundin lieferte mich widerstandlos dem starken Drange meines Herzens aus. Sowie ich aber vorhersah, daß Sie von so vieler Liebe nicht unberührt bleiben konnten, und sowie ich über meine Lage und mein Verhalten ernstlich nachdachte, erhob sich auch die Stimme der Ehre — ich fand heraus, daß es meine Pflicht war, Sie zu fliehen.

Ich habe viel ausgestanden, ich habe lange gekämpft, ich wollte vor Allem, daß Sie mir Ihre Achtung bewahren möchten. Ich kenne Sie zu wohl, ich schätze Sie zu hoch, als daß ich es wagen könnte, Ihnen ein Herz anzubieten, das von der Pflicht einem anderen Dasein gegenüber in Ketten gelegt ist.

Sie verdienen es so sehr, der einzige Gegenstand meiner tiefen Verehrung zu sein, daß Sie ohne Empörung nicht zusehen könnten, wie eine andere Frau ihren Antheil an meiner Zuneigung beansprucht. Wenn ich in Polen hoffen durfte, daß Sie mich eines Tages lieben könnten, hätte ich Alles im Stich gelassen: meine Mutter, meine Heimath, meine Freunde. Ihr Vaterland wäre das meinige geworden, ich hätte es vertheidigt, hätte ihm mit jener Begeisterung gedient, wie Sie, als Polin, sie allein anzufachen verstehen. Ich sah Sie von Huldigungen umringt, sie waren für Alle gleich liebenswürdig; Sie haben mich niemals ermuntert, ein Gelöbniß abzulegen.

Jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt, ich habe meine Pflicht erfüllt.

Ich täuschte Sie nicht, ich habe nicht Ihr rührendes, Ihr hochherziges Vertrauen gemißbraucht. Fordern Sie nicht noch mehr!

Hüten Sie sich vor mir und meiner Liebe!

Es ist möglich, daß, um des Sieges gewiß zu sein, ich dem gefährlichen Glück entsagen soll, Ihnen fortwährend zu begegnen, allein Sie haben auch für mich Verstand. Wo sollte ich den Muth hernehmen, Sie zu verlassen, wenn ich daran denken muß, daß das Schicksal uns vielleicht bald für immer trennen wird!

„Sie werden in Ihre Heimath zurückkehren, und ich werde sehen, daß ich bei der ersten, sich bietenden Gelegenheit den Tod finde. Sie wissen ja," fügte er mit melancholischem Lächeln hinzu, „daß mit Ge-

legenheiten dazu der Kaiser nicht geizt. Wie sollte ich mich des Glückes berauben, das ich noch für einige Zeit genießen kann! Ein Verurtheilter hat in aller Herren Ländern das Recht, über seine letzten Augenblicke zu verfügen." — —

Ich hatte ihm schweigend zugehört, es war spät — ich sah ihn zum ersten Mal ohne Bedauern scheiden. Mein Herz aber war nahe daran, zu brechen.

Endlich brachten mir die Thränen einige Linderung. Sobald ich die Ruhe zum Nachdenken wieder gewonnen hatte, schaute ich in den Abgrund hinab, an dessen Rande ich dahin geschritten war. Volles Recht ließ ich der Feinfühligkeit Dessen zu Theil werden, der mich gehalten hatte, in dem Augenblick, da mich vielleicht der Abgrund verschlungen hätte — ich sah die Größe der Gefahr, der ich entronnen war. Achtung und Bewunderung aber steigerten noch Empfindungen, gegen welche ich mich nie und nimmer wehren konnte und welche noch lange nachher den Vortritt vor allen anderen haben sollten.

Die Gestalt jener Geheimnißvollen, welche ich zwischen ihm und mir sich erheben sah, war mir entsetzlich. Ich stattete sie mit allen möglichen Vorzügen aus, die sie vielleicht gar nicht besaß; ich wollte nicht zugeben, daß sie mein Schicksal beneide, — — mußte nicht die von uns Beiden am meisten Geliebte die am wenigsten Unglückliche sein?

IX.

Ein Diner in Saint Cloud.

Einladung nach Saint Cloud. — Die Toilette. — Frau de Montebello. — Marie Louise. — Promenade im Park. — Die Plätze bei Tisch. — Das Menu. — Das Versailler Schloß. — Lenôtre und die Fürstin Borghese. — Prinz Eugen. — Thronentsagung des Königs von Holland. — Die nichtsthuende Marie Louise. — Vorboten eines Krieges mit Rußland. — Das Schauspiel. — Talma. — Frühstück bei Talleyrand. — Abschied von Karl de F....t. — Abreise.

Wäre ich meinem ersten Gedanken gefolgt, so hätte ich auf der Stelle Paris verlassen, allein ich wurde daselbst durch die Geschäfte zurückgehalten, welche ich im Auftrage meines Mannes für dessen Verwandte übernommen hatte. Es handelte sich um einen Ersatz für enorme Schäden, welche während des Aufenthaltes der französischen Armee 1807 Graf Stanislaus Potocki und Frau auf ihren Gütern erlitten hatten.

Wenig geschickt zu dieser Art von Verhandlungen hatte ich außerdem auch noch einen gewissen Widerwillen gegen sogenannte Geschäfte; aus dem Grunde hatte ich bisher meinen Auftrag wenig im Auge gehabt, erst jetzt, da es sich um meine Abreise handelte, dachte ich wieder daran.*)

*) Fürst Joseph Poniatowski erhielt eine Entschädigungsdotation, welche er meinem ältesten Sohn, seinem Enkel, vermacht hat. Maret hatte gesagt, man wäre Willens, meinem Schwiegerpapa das Herzogthum Lowicz zu übergeben; allein dies hat sich nicht bestätigt. Davout erhielt vielmehr das genannte Herzogthum. (Anmerkung der Gräfin Potocka.)

Es traf mittlerweile noch eine zweite Einladung nach Saint Cloud ein, und zwar diesmal am Abend vor dem Diner. Es war unmöglich, auszuweichen, zudem aber war Alles, was die intimen Verhältnisse des großen Mannes betraf, für mich von dem allergrößten, ich muß in Anbetracht der Verhältnisse hinzufügen: von dem für mich damals allerheilsamsten Interesse.

Es wurde zu der Zeit am Kaiserhofe Trauer getragen; ich schickte sogleich zu Frau Germond, um eine passente Toilette zu erhalten. Die Kleiderkünstlerin sagte meinem Kammermädchen, der Kaiser liebe die schwarze Farbe nicht, die Trauerkleider für den Landaufenthalt würden weiß getragen, eine Robe ohne Schleppe, eine Phantasiefrisur wären allgemein Gebrauch bei den zu den intimen Cirkeln in Saint Cloud befohlenen Damen.

Um $5^1/_2$ Uhr traf ich vor dem Gitter des berühmten Schlosses ein. Die Schildwache machte einige Schwierigkeiten, meinen Wagen einzulassen: der Kammerherr vom Dienst mußte mir zu Hülfe kommen, und unter seiner Führung gelangte ich in den Salon.

Ich fand in demselben die Herzogin von Montebello,*) welche in ihrer Eigenschaft als Palastdame mich ein wenig kühl empfing, als wolle sie noch die Verlegenheit steigern, in der ich mich befand, als ich bemerkte, daß kein einziger Bekannter zugegen war. Es war so die Art dieser Dame, die sich Jedermann gegenüber, ich möchte sagen, ablehnend verhielt, dabei aber hatte sie ergebene Freunde, aufrichtige Bewunderer, denn sie war nicht nur schön, sondern genoß auch einer großen Hochachtung bei Denen, die sie kannten.

Punkt sechs Uhr trat die Kaiserin ein, begleitet von einer Hofdame, einer „Ci-devant", wie man sagte, deren Namen ich vergessen habe; man sagte, sie habe das Ceremoniell am Hofe Ludwig XVI genau gekannt, und das galt damals als etwas sehr Verdienstliches.

Marie Louise, die sehr einfach gekleidet war, trug eine weiße, am unteren Saum mit einer schwarzen Borte besetzte Robe; die Fürstin Borghese trat einen Augenblick nach ihr ein, ebenso der Kaiser und der Herzog von Würzburg, Onkel Marie Louises, in dessen Begleitung

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ueber die schöne Herzogin von Montebello, die Wittwe des Marschall Lannes, findet man in dem bekannten Werk von Joseph Turquan: „Monde et demi Monde sous Consulat et Empire." deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, genauere Mittheilungen.

sie in Paris eingetroffen war. Der Minister des Inneren, Herr von Montalivet, kam noch hinterher, von einem Gefolge war keine Rede — man war eben „en famille."

Nachdem der Kaiser einige Worte an mich gerichtet hatte, klingelte er und frug, ob die Wagen vor der Thür hielten. Seine Frage wurde bejaht, und er schlug eine kurze Spazierfahrt durch den Park vor. Er bot der Kaiserin den Arm und stieg mit ihr in eine sehr elegante, mit sechs prachtvollen Braunen bespannte Equipage; drei Grooms in grünen, goldgestickten Livreen ritten auf den Stangenpferden.

Wir folgten in einem ganz offenen, wie ein Korb aussehenden, sechssitzigen Wagen. Der Herzog von Würzburg schien nicht gut aufgelegt zu sein, er richtete nur einige Worte an die Fürstin Borghese, die es ihm angethan haben sollte. Man merkte davon Nichts.

Das Schweigen wurde nur unterbrochen von den Klagen und Seufzern dreier Damen, die, ohne Hut, den Strahlen der Sonne und dem Staube ausgesetzt waren.

Etwa eine halbe Stunde lang wurden alle Alleen des Parkes in raschem Trabe passirt.

Ich bemerkte an den Stellen, an denen die Wege nach rechts oder links abbogen, weshalb ein wenig langsamer gefahren werden mußte, Leute, welche mit Bittschriften in der Hand darauf bedacht waren, dieselben auf ein Zeichen des Kaisers ihm in den Wagen zu werfen.

Diese Spazierfahrten waren eine Erfindung Napoleons, die wenig Beifall fand. Niemand aber wagte es, ihm darüber Vorstellungen zu machen. Als der Wagen der Majestäten hielt, sah man, daß der ganze Vordersitz mit Briefen bedeckt war. Der dienstthuende Kammerherr wurde angewiesen, sie demjenigen Sekretär zu übergeben, der dem Ressort der Bittschriften vorstand. Ich habe später erfahren, daß der Kaiser jeden Morgen sich einen Auszug aus diesen Schriftstücken vorlesen ließ und die Antworten selber diktirte.

Das Diner war servirt, als wir wieder im Schloß anlangten; der Kaiser machte seiner Gemahlin ein Zeichen, den Onkel um seinen Arm zu bitten, er selbst folgte den zum Speisesaal Voranschreitenden, hinter ihm kamen unmittelbar die Gäste; die Herzogin von Montebello und die Hofdamen blieben zurück, sie nahmen in einem anderen Saal, an einer anderen Tafel zu meinem nicht geringen Erstaunen ihr Diner, und zwar in Gesellschaft von etwa dreißig Offizieren und Damen ein, welche

zum Hofhalt gehörten oder Dienst hatten. An dieser Tafel präsidirte der Großmarschall oder Oberhofmarschall Duroc.

Als wir auf unserem Wege zum Speisesaal einige Gemächer durchschritten, bemerkte ich auch den Marschall Davout, der an diesem Tage den Schloßdienst hatte. Mir machte es, wie ich gestehe, ein gewisses Vergnügen, leichthin im Vorübergehen einen Gruß an ihn zu richten, indem ich mich daran erinnerte, mit welch „königlichem" Stolz er uns in Warschau begegnet war.

Die Tafel bildete ein längliches Viereck. Die Kaiserin und ihr Onkel, Beide stumm, saßen an einer der Langseiten. Napoleon, ihnen gegenüber, hatte rechts und links einen unbesetzten Stuhl. Die Fürstin Borghese und ich saßen an einer Schmalseite, uns gegenüber hatte Herr von Montalivet seinen Platz.

Der Kaiser nahm stets denjenigen Minister mit zu Tisch, mit dem zusammen er am Morgen gearbeitet hatte, und pflegte auch die Unterhaltung mit ihm während des Essens fortzusetzen.

Es war Ende Juni, daher noch ganz hell — goldene Sonnenstrahlen brachen sich Bahn durch das Laub und drangen durch die offenen Fenster: trotzdem brannten auf allen Armleuchtern die Kerzen — auch dies war eine sonderbare Einrichtung, eingeführt auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers.*)

Hinter dem Kaiser stand ein Page mit der Serviette unter dem Arm, er sollte eigentlich dem Kaiser die Schüsseln präsentiren, allein diesmal verwandte Seine Majestät einen der Tafeldiener dazu.

Die Speisen wurden in überschneller Reihenfolge aufgetragen, den einfachsten gab der Kaiser den Vorzug. Um die Mitte der Mahlzeit wurde ihm ein nicht zum Menu gehörendes Schüsselchen mit Artischocken à la Poivrade (gepfeffert) gereicht. Er lachte und schlug uns vor, „sein bescheidenes Mahl" mit ihm zu theilen. Da aber Niemand sich geneigt zeigte, davon zu kosten, aß er Alles selbst auf.

Die Kaiserin nahm von jedem Gericht und schien von der Schnelligkeit, mit der die Schüsseln einander folgten, wenig erbaut zu sein.

Gegen Schluß des Diners unterbrach der Kaiser das herrschende Schweigen und frug Herrn von Montalivet, wie weit die Restaurirungsarbeiten am Schloß zu Versailles gediehen wären.

*) Man lese über die Etikette am kaiserlichen Hofe: „Napoleon zu Hause" (Frd. Masson), bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 299.

„Ich will," sagte er, „die Pariser amüsiren, wie es in vergangener Zeit Sitte war — die Wasserkünste sollen jeden Sonntag in Thätigkeit sein. Ist es denn wahr, daß unter Ludwig XVI dieses Vergnügen jedesmal 100 000 Francs gekostet hat?"

Der Minister bejahte, und der Kaiser fuhr fort:

„Sehr viel, sehr viel! Für Wasserstürze so viel Geld! Wenn ich aber den Parisern, die auf Unterhaltung und Amüsements mehr geben als sonst auf irgend etwas, das Vergnügen versage, so werden sie nicht begreifen, daß es geschieht, um von dem Gelde, was es kostet, einen besseren Gebrauch zu machen."

Indem er auf die Gärten der prachtvollen Residenz Ludwig XIV zu sprechen kam, fiel ihm im Augenblick der Name Lenôtre, der sie bekanntlich angelegt hat, nicht ein und auch Herr von Montalivet hatte den Namen nicht gleich bei der Hand.

Ich flüsterte ihn der Fürstin Borghese zu, die ihn sogleich laut wiederholte.

„Ah, aber," rief Napoleon lachend, „von Dir, Paulette, kommt der Name sicherlich nicht. Ich will wetten, Du hast von Lenôtre nie Etwas gehört!"

Dabei streifte er mich mit einem liebenswürdigen Blick.

Wir wollten uns gerade vom Tisch erheben, als ein Kammerherr eintrat, um dem Kaiser zu melden, Seine Majestät würden vom Vicekönig von Italien im Park erwartet. Der Kaiser erhob sich sofort, ohne Marie Louise Zeit zu gönnen, mit ihrer Charlotte russe zu Ende zu kommen, worüber die hohe Frau einige erzürnte Worte an den Onkel richtete.

In dem Salon, zu welchem uns zwei Hofdamen zurückgeleiteten, fanden wir die Fenster, die nach der Hauptallee des Parkes hinausgingen, weit offen.

Prinz Eugen ging in sichtlich großer Aufregung auf und ab, und es entspann sich, sowie Napoleon ihn begrüßt hatte, ein sehr lebhaftes Gespräch zwischen Beiden: es mußte sich um wichtige Dinge handeln, Napoleon gestikulirte heftig wie ein echter Korse; der Prinz schien bemüht, ihn zu beruhigen; man konnte leicht erkennen, daß der Kaiser unzufrieden war; seine laute Stimme drang bis zu uns, Worte aber konnten wir nicht unterscheiden, denn der Wind ging zu stark.

Im Salon wurde das herrschende Schweigen nur durch einige

Redensarten, mit denen Herr de Montalivet uns zu bedenken für gut hielt, unterbrochen — wahrscheinlich wollte er damit andeuten, daß er nicht auf das Gespräch im Park höre.

Die Kaiserin sagte kein Sterbenswort. Neben ihrem Onkel sitzend, der ihrem Schweigen mit dem seinigen begegnete, sah sie gleichgültig zum Fenster hinaus, ohne sich im Geringsten um die Vorgänge im Park zu kümmern, in welchem das Gespräch ein immer lebhafteres zu werden schien.

Da doch zuletzt Alles bekannt wird — besonders an einem Hofe, an dem es so viel horchende Ohren, so viel spähende Augen giebt, erfuhren wir später, um was es sich gehandelt hatte.

Der Vicekönig hatte sich seines Auftrages, den Kaiser von der Thronentsagung Louis, des Königs von Holland, zu unterrichten, entledigt und wahrscheinlich versucht, seinen Schwager zu entschuldigen.

Endlich trat Napoleon in den Salon, ging gerade auf Herrn de Montalivet zu und benachrichtigte ihn, daß er sich am anderen Morgen um fünf Uhr nach Klein-Trianon verfügen werde, welches eben für den Aufenthalt Marie Louises hergerichtet wurde. Marie Louise bat dringend, an der Partie theilnehmen zu dürfen, und versprach, pünktlich zur verabredeten Zeit bereit zu sein.

Der Kaiser schlug mit sanften Worten ihre Bitte ab, er bemerkte, daß in dem Zustande, in welchem sie sich befinde, jede Ermüdung vermieden werden müsse. Um seinen Anschauungen mehr Gewicht zu geben, rief er die Herzogin von Montebello zu seiner Unterstützung herbei. Marie Louise, wie ein verzogenes Kind, ließ sich aber nicht belehren; sie bestand auf der Erfüllung ihrer Bitte, indem sie behauptete, der Arzt habe ihr im Gegentheil Bewegung anempfohlen; schließlich legte sie auch noch schmeichelnd ihre Hand auf des Kaisers Schulter. Diese Vertraulichkeit in Gegenwart von Zeugen aber schien dem Kaiser zu mißfallen; er entfernte leise die Hand Marie Louises, drückte sie jedoch dabei zärtlich.

Sich mit mir in eine Fensternische zurückziehend, frug er, welche Nachrichten ich aus Polen hätte: ob es wahr wäre, daß der Kaiser Alexander denjenigen seiner Unterthanen, welche nicht unter sein Scepter zurückkehrten, mit der Einziehung ihrer Güter drohe.

Ich hatte gerade am Vormittag von meinem Schwiegerpapa einen Brief bekommen und konnte Das bestätigen, woran der Kaiser noch

zu zweifeln schien. Ich sprach auch von der Nothwendigkeit, meine Abreise zu beschleunigen:

„Beunruhigen Sie sich nicht," bemerkte Napoleon mit jenem, ihm eigenen angenehmen Lächeln, „amüsiren Sie sich und denken Sie einstweilen noch nicht ans Einpacken."

Es war damals schon viel die Rede von der Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Rußland, und Viele behaupteten, derselbe stünde nahe bevor. Standen die Worte, die der Kaiser an mich richtete, in Beziehung zu diesen Gerüchten, bestätigten sie dieselben?

„Was soll ich Ihnen," frug mich eines Tages ein sehr hochstehender, einflußreicher Herr, „aus Indien mitbringen?"

„Und aus Moskau, aus Petersburg?" frug ich zurück.

„Oh! Sehr möglich, daß wir dort entlang kommen; aber ich glaube, Sie würden ein selteneres Beutestück vorziehen. Wir haben die Pyramiden begrüßt, es wäre selbstverständlich, wir machten jetzt einmal unseren überseeischen Rivalen einen Besuch."

Alles, wovon ich nunmehr sprechen will, wird eines Tages so aussehen, als stamme es aus dem Märchenbuch „Tausend und eine Nacht". Ich habe es mir aber zum Gesetz gemacht, mich in Nichts vom Wege der Wahrheit zu entfernen; man war ja so sehr schon an Wunder gewöhnt, das Unglaublichste schien möglich, das Unmögliche erreichbar.

Ich komme zurück auf meinen Besuch in Saint Cloud, der in meinen Erinnerungen eine große Rolle spielt und der mit einer entzückenden Theateraufführung endete: Talma spielte den „Manlius". Es war dies wohl die beste Rolle des großen Tragöden, der mit der Schönheit seines Organes edle Bewegungen und selten regelmäßige Gesichtszüge vereinte. Als er sein Haupt mit der Lorbeerkrone schmückte, hätte man denken sollen, ein Triumphator der antiken Welt besteige den von Sklaven gezogenen Triumphwagen. Das Außerordentlichste aber war dabei seine Aehnlichkeit mit Napoleon, namentlich im Profil. Man hätte Beide für Brüder halten können, im Blick allein war Verschiedenheit, der des Einen war forschend, der des Anderen von affektirter Würde.

Die Bevölkerung von Paris war in Massen herbeigeströmt, alle Hebel waren in Bewegung gesetzt, um einen Platz zu erlangen.

Ueber die Logenplätze hatte der Kaiser selbst verfügt. Die Parterre- und Galleriebillets wurden von den Hofbeamten ausgegeben.

Mein Billet wies mich in die dicht neben der kaiserlichen gelegene Loge der auswärtigen Diplomaten: auf diese Weise wohnte ich zwei gleich interessanten Schauspielen bei.

Napoleon, der an schönen Versen großen Geschmack fand, schien für Augenblicke von dem Wunsch beseelt, auch in Marie Louise einige poetische Begeisterung zu erwecken; sie aber saß unbeweglich auf ihrem mit vergoldeten Adlern geschmückten Sessel und ließ nur ab und zu ihre Blicke über den Saal hin schweifen, während sie die Vorgänge auf der Bühne nur flüchtig beachtete — eigentlich nur dann, wenn der Kaiser applaudirte. Napoleon ertrug die apathische Gleichgültigkeit Marie Louises mit seltener Geduld.

Als gegen elf Uhr die Vorstellung zu Ende war, nahmen die Majestäten mit einem Gruß Abschied von ihren Gästen und zogen sich zurück.*)

So endete dieser unvergeßliche Tag, der die lächerlichsten Vorkommnisse zur Folge hatte. So erschien Herr de Talleyrand, der es bisher nicht für gut befunden hatte, mir seinen Besuch zu machen, sondern nur seine Karte beim Portier hatte abgeben lassen, bereits am anderen Tage, um mich über Einzelheiten auszuhorchen. Er forschte in sehr geschickter Weise nach Dem, was ich gesehen und gehört haben könnte. Ich begnügte mich damit, ihm das mitzutheilen, was er vermuthlich bereits wußte. Gegen seine Gewohnheit war er liebenswürdig, sprach sich sehr lobend über Polen aus und lud mich endlich, ehe er ging, ein, bei ihm in seiner Bibliothek zu frühstücken.

Ich folgte gern seiner Einladung, und da ich daran festhalte, Nichts zu sagen als die reine Wahrheit, so kann ich nur versichern, ich habe nie einen angenehmeren Vormittag verlebt.

Herr de Talleyrand zeigte mir alle seine Schätze, höher noch als seine Bücher aber wußte ich die liebenswürdige Art zu schätzen, mit

*) Das Diner, von welchem hier die Rede ist, fand am 28. Juni 1810 statt. Die damals am Hofe getragene Trauer galt dem Kronprinzen von Schweden. Die Abdankung des Königs von Holland wurde bekannt am 9. Juli. In Bezug auf die Theatervorstellung liegt ein Irrthum der Gräfin Potocka vor. Sie hat den „Manlius" wahrscheinlich im Theatre Français aufführen sehen; das Stück ist 1810 vier Mal aufgeführt worden. Sie verwechselt das Stück mit der von Luce de Lancival geschriebenen Tragödie „Hector". Talma mußte 1810 zwei Mal in Saint Cloud spielen, das letzte Mal am 28. den „Hector".

C. Stryienski.

der er den Cicerone in diesem Büchermuseum spielte; er sagte Nichts, was man schon vorher wußte oder was Andere gesagt und geschrieben haben. Er sprach wenig von sich selber, desto mehr von bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen war. Er zeigte sich so wohl unterrichtet, wie es nur immer ein grand seigneur sein kann, der seinen Zerstreuungen viel Zeit widmet.

Um dieses schmeichelhafte Porträt zu vollenden, habe ich noch zu sagen, daß Herr de Talleyrand es in seltener Weise verstand, vorübergehend seine Vergangenheit vergessen zu machen, wenn er von der Gegenwart sprach.

Meine Thür wurde seit dem Diner in Saint Cloud förmlich belagert von Besuchern. Man kam, um mir schöne Häuser anzubieten, in der Meinung, ich würde Paris nicht mehr verlassen. Ja, es stellten sich Leute ein, die mir riethen, ich möchte doch ja nicht Zeichen hoher Gunst, die zugleich so tief blicken ließen, von der Hand weisen.

Da hatte ich wieder die ganze Niedrigkeit, die ganze Verderbtheit der Hofwelt vor Augen!

Was hätten diese Besucher wohl gedacht, wenn sie einen Blick in mein Inneres hätten thun, hätten sehen können, wie gern ich die Stellung, die sie für mich wünschten, gegen ein Leben in aller Stille — so wie ich es einige Monate lang geführt hatte, vertauscht hätte.

Karl de F....t kam, um Abschied zu nehmen, zu einer Zeit, da ich ihn am wenigsten erwartet hätte. Er billigte zwar meinen Entschluß, war aber sehr betrübt darüber und gab sich alle Mühe, mir meine — wie er sagte — „auf die Spitze getriebene Weisheit" zu verzeihen. Er war aber doch zu feinfühlig, um nicht zu begreifen, wie schwer es mir fiel, die Neigung zu bekämpfen, welche er mir eingeflößt hatte. Ich hielt mich für berechtigt, ihm zum Abschied mein Porträt zu schenken; ich versah es mit einer Legouvé entlehnten Devise: „Weniger als eine Geliebte, aber weit mehr als eine Freundin."

Ach! Der Ton, mit dem der Hammer wider die Hausthür schlug, als mich de F....t auf Nimmerwiedersehen verlassen hatte, hat mir lange, lange im Ohr geklungen! Ich hörte ihn im Traume, er schreckte mich aus dem Schlaf auf.

Die Zeit allein war das heilende Arcanum. Als ich zurück bei meinen Kindern war, nahm ein Gefühl der Hochachtung, der Dankbarkeit, dem Freunde geweiht, der mich heiligen Pflichten zurückgegeben

hatte, alle anderen Empfindungen mit sich fort, und so wurde es allmählich ruhig in meiner Seele. —

Ich verließ Paris ohne Reue.

Die schöne Stadt war Zeugin meines ersten Kummers, jenes tiefen Kummers gewesen, den man für das größte Unglück hält, so lange man nicht von weitaus schwereren, von grausamen Unglücksfällen, die man nicht wieder gut machen kann, betroffen ist.

Vierter Theil.

Das Großherzogthum Warschau.

I.

Bignon.

(1811—1812.)

Geburt des Grafen Moritz Potocki. — Der Hof Friedrich August's. — Herr de Serra. — Fürst Joseph Poniatowski. — Sein Charakter. — Geburt des Königs von Rom. — Begeisterung der Polen. — Reise des Fürsten Joseph Poniatowski nach Paris — Pauline. — Herr Bignon. — Die Ecke. — Herr Bignon und die polnischen Angelegenheiten.

Im Winter wurde mir eine große Freude zu Theil, welche mich die politischen Ereignisse momentan vergessen machte: am 13. Januar (1812) um sieben Uhr genas ich des Knäbleins, den mir die Pariser Wahrsagerin prophezeit hatte.

Ich wünschte diesmal einen „Königlichen" Taufzeugen und kam sogar auf den Gedanken, in der Sache an den Größten, an Napoleon, zu schreiben, der doch im Begriff schien, Polen wieder aufzurichten.

Ich ließ also zunächst meinem Kleinen die Nothtaufe geben, in welcher er — weshalb weiß ich nicht recht — den Namen Moritz erhielt. . . .

Theueres Kind! Wie schön, wie artig Du warst! Niemals entstellten Thränen, niemals verzerrte ein Schrei Dein liebes, frisches Gesicht! Du wurdest der Abgott Deiner Mutter, die Freude des ganzen Hauses, Jeder bewunderte Dich. Ich danke Dir für das große Glück, welches Du mir bereitet hast!

Damals, als ich nach Polen zurückkehrte, gehörten wir zum König-

reich Sachsen, d. h. wir waren die Unterthanen des Königs Friedrich August I (1750—1827), eines Enkels August II, Königs von Polen. Napoleon hatte uns demselben übergeben oder uns, besser gesagt, dessen Lande angehängt: er wußte vermuthlich nicht recht, was er mit dem „Großherzogthum Warschau", das er quasi im Vorübergehen ins Leben gerufen hatte, anfangen sollte, und überließ das Weitere der Zeit und den Umständen.

In Erwartung von etwas Besserem hatten wir ja nun einen Monarchen und zwar einen Monarchen von hoher Moralität, der um das Wohlergehen seines Landes mit Weisheit und väterlicher Fürsorge bemüht war. Der König und die Königin Marie Amalie, Beide schon bei Jahren, hatten einen sehr altmodischen Hofstaat, welcher an die Zeit vor hundert Jahren erinnerte. Allein viel Rühmens gebührt den an diesem Hofe herrschenden Sitten und seinen feinen Formen.

Die Regierung war fast auf demselben Fuß eingerichtet wie die der Rheinbundstaaten. Wir besaßen einen aus sieben Personen bestehenden Ministerrath mit einem Präsidenten.*) Diese Heptarchie, anscheinend durchaus national, war in Wahrheit völlig abhängig von dem französischen Residenten, einer Art von Prokonsul, ausgestattet mit umfassenden Vollmachten. In Ausnahmefällen war es zulässig, an den Kaiser zu appelliren und zwar auf dem Instanzenwege durch den beim Könige beglaubigten Staatssekretär und Ministerresidenten, der ausschließlich mit den Angelegenheiten des Großherzogthums betraut war.

Bei meiner Ankunft in Polen bekleidete Herr de Serra diesen Posten.**) Er war Genuese, ziemlich steif und zugeknöpft, galt für einen großen Kenner der lateinischen Sprache, war aber in der Unterhaltung unerträglich. Man hatte Achtung vor ihm, Liebe aber fand er nirgends; er zeigte einen eisernen Willen. Oft kam mein Schwiegervater, der als Präsident des Ministerrathes fungirte, zurück, ganz außer sich über die Anforderungen, welche Herr de Serra stellte.

---

*) Unter den Ministern sind drei einer besonderen Erwähnung werth. Bignon in seinem Werk „Souvenirs d'un diplomate" nennt den Grafen Stanislaus Potocki, Schwiegervater der Autorin, den er als einen unterrichteten, von den besten Absichten geleiteten Mann bezeichnet, ferner den Fürsten Joseph Poniatowski, den „Bayard des Empire", und den Grafen Lubienski.

**) Auch über ihn bringt Bignon „Souvenirs d'un diplomate" einige Notizen.

Vergeblich war man bemüht, dem Herrn klar zu machen, daß das Land, erschöpft von der langen Erhaltung der französischen Armee, gar keine Hülfsquellen mehr besäße. Er wollte Nichts hören und hatte für alle Einwendungen nur die eine Antwort:

„Es muß gehen, meine Herren, und es wird gehen, denn der Kaiser verlangt es so."

In solchen Fällen wurde dann an den Höchstgebietenden appellirt, der einige Mittel vorschoß und seinen Residenten anwies, zu vermitteln, ohne gerade nachzugeben.*)

Er verdankte dem Herrn de Talleyrand seine Stellung und war diesem in Folge dessen durchaus ergeben, für Napoleon hatte er nicht viel übrig. Zuweilen schüttete er sein Herz vor denjenigen Ministern aus, auf deren Diskretion er rechnen konnte, diese seine Gesinnungen aber beeinträchtigten in Nichts den Eifer, mit dem er die von Paris kommenden Befehle ausführte.

Der Kaiser hatte uns die alte Nationalkokarde zurückgegeben, ebenso unsere Sprache, unsere Einrichtungen, unsere Armee und als deren General den Fürsten Poniatowski bestellt. Nie war wohl Jemand zum Kommandeur so geeignet wie dieser Fürst! Schon standen 50 000 Mann unter seinem Befehle. Verehrt von den Soldaten, mit denen er Gefahren und Strapazen theilte, erlangte er von ihnen durch ein bloßes Zeichen Alles — was Anderen nur durch eine strenge Disciplin möglich ist.

Sein Charakter aber steckte voller Widersprüche. Zu Hause beherrscht und des lieben Friedens wegen stets nachgebend, stand ihm nach außen alle Energie zur Verfügung, welche die Umstände erforderten: alsdann verschwand der Privatier hinter dem Manne der Oeffentlichkeit, einstehend für die Ehre seines Heimathlandes. Was aber bei diesem Gemisch von Schwäche und Heldenhaftigkeit ganz besonders auffiel, ist der Umstand, daß Eitelkeit nie der Hebel von Poniatowski's Handlungen war, es hat wohl nie einen Mann gegeben, der so wenig eitel war wie Fürst Joseph Poniatowski!

---

*) Während wir klagten und jammerten, daß wir auf eine solche Weise regiert wurden, d. h. mit einer Art von despotischer Gleichgültigkeit, hatten wir ja noch keine Ahnung von Dem, was uns die Zukunft bringen sollte. Den Frauen ähnlich, die sogar die Tyrannei Dessen, den sie geliebt haben, trauernd vermissen, sind wir jetzt mit bitteren Empfindungen genöthigt, jener Zeit der Hoffnungen und des Ruhmes zu gedenken. (Anmerkung der Gräfin Potocka.)

Vielleicht macht die Geschichte ihm diesen Mangel einst zum Vorwurf; die Ausnahmestellung, in welcher er sich befand, hätte ihn wohl auf den Thron führen können, und dann wäre er in der Lage gewesen, seinem Lande die Unabhängigkeit zu sichern.

Jedenfalls haben seine edlen Eigenschaften, seine glänzende Tapferkeit und sein ruhmreicher Tod einen Helden aus ihm gemacht, dessen Andenken seinem Lande für immer theuer sein wird. —

Die aus Paris kommenden Briefe enthielten nur Nachrichten von glänzenden Festen, die zu Ehren der Niederkunft Marie Louises gegeben wurden — durch die Geburt eines Sohnes schien ja der französische Kaiserthron und die kaiserliche Dynastie für alle Zeiten gesichert.

Dieser Zeitabschnitt war wohl der glanzvollste im Leben Napoleons — überall begegnete man den Reflexen seiner Ruhmessonne!

Feten und Bälle! Kostümirte Bälle, auf denen keine Gottheit des Olymp fehlte: die Königin von Neapel als Minerva — etwas zu klein, Pauline als Venus — ging schon eher an.

Nur selten hatte die Armee eines so lange vorhaltenden Friedens genossen. Die Anwesenheit dieser ruhmumstrahlten Jugend, die ebenso auf Vergnügungen bedacht war, wie wir auf Erholung, bot den Festen einen ungewöhnlichen Zauber.

Mitten in dem allgemeinen Rausch aber wurden bereits geheimnißvolle Stimmen laut, und man fing an, einen nahen Krieg für unvermeidlich zu halten — jenen Krieg, in welchem Napoleon seinen Ruhm, sein Kaiserthum einsetzte wie Xerxes an der Spitze seiner Völkerschaaren.

Einstweilen wurde die Zeit noch mit diplomatischen Verhandlungen hingebracht. Napoleon forderte vom Kaiser von Rußland, er solle ihm England preisgeben. Alexander aber, obwohl er die ganze Gefahr vor Augen hatte, die sein Widerspruch zur Folge haben könnte, mochte sich doch nicht zu einer Aenderung seines Systems entschließen und zog die Sache in die Länge, unterstützt von den friedliebenden Bestrebungen Caulaincourt's, des französischen Gesandten in Petersburg, welcher, verführt von dem edlen Wesen und dem ihm an den Tag gelegten Vertrauen des Selbstherrschers, einstweilen noch die Blitze Jupiter's, seines Herrn und Meisters, zurückhielt.

Der Fürst Poniatowski wurde vom König von Sachsen und von

der Regierung bestimmt, dem Kaiser Napoleon die Glückwünsche der polnischen Nation zu überbringen.*) Eine bestimmte Nachricht in Bezug auf Krieg oder Frieden lief noch nicht ein. Wenn auch von einigen Schwarzsehern ein ebenso großartiges als gefährliches Kriegsunternehmen prophezeit wurde, noch lag Schweigen auf des Kaisers Lippen, und sein Hof fuhr fort, Feten zu geben.

Fürst Poniatowski wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Seine schöne und edle Gestalt hatte mancherlei Erfolge aufzuweisen, so blieb z. B. die reizende Fürstin Pauline, Kaiserliche Hoheit, dem Fürsten gegenüber nicht gleichgültig, und derselbe hatte einen Sieg mehr zu verzeichnen.

Plötzlich erhielt Herr de Serra Befehl, sich in Dresden einzustellen, Bignon übernahm seinen Posten in Warschau. Wir haben über die Veranlassung dieses Wechsels nie Etwas erfahren, und Herr de Serra selbst erklärte, sie wäre ihm völlig unbekannt: bald nach seiner Ankunft in Dresden rief ihn der Tod ab.

Bignon verstand mehr von Regierungsgeschäften, fand auch Beifall bei den Mitgliedern des Ministerrathes, Bignon war auch nicht so versessen darauf, seinem Herrn und Meister in allen Dingen zu Diensten zu stehen.

Die Warschauer gute Gesellschaft hingegen war nicht zufrieden: wir verstanden es nicht, den neuen Bevollmächtigten zu würdigen, wie er es verdiente, Bignon aber bemühte sich, zu scheinen, was er nicht war, und machte es Einem nicht leicht, hinter dem gewöhnlichen schlichten Bürgersmann — dies war die bei ihm beliebte Maske — die geistige Ueberlegenheit, die Fähigkeiten zu erkennen, von denen er später Zeugniß ablegte.

Seine hervorragende Stellung nöthigte ihn zu repräsentiren, dies that er in so überaus ungeschickter Weise, daß ich oft ein Lachen kaum unterdrücken konnte.

Für jede von uns Damen hatte er dieselbe Begrüßungsphrase, der er stimmlich einen verschiedenen Ausdruck zu geben wußte; sie lautete: „Wie ist es nur möglich, daß ich Sie in dieser versteckten Ecke treffe —

*) Bignon bemerkt in seinem schon öfter genannten Werk: „Die Stimmen der Kanonen von Warschau waren ein aufrichtiges Echo derer der Invalidenkaserne zu Paris“ (pag. 51).

wie konnte man auch denken, daß Sie einen so schlechten Platz wie diesen Winkel wählen würden — da ich Sie in einem so versteckten Winkel antreffe, werden Sie mir gestatten, daß ich zuweilen komme — um Ihre Einsamkeit zu theilen?" — „Ah! Da sind Sie ja — und ganz versteckt in einem Winkelchen — welche Ungerechtigkeit von Ihnen, sich so zu verstecken" — „Ich weiß, weshalb Sie sich in diese stille Ecke zurückgezogen haben: Sie wollen sich von Ihrem Eckchen aus über uns moquiren!" Da mochte man mitten in einem lauten, in lebhafter Unterhaltung begriffenen Kreise sitzen, es blieb immer bei dem „Eckchen und Winkelchen".

Wer hätte gedacht, daß einige Jahre später dieser selbe Herr sich als einen der hinreißendsten Redner, der bedeutendsten Publicisten erweisen, der Autor werden sollte, dem Napoleon die Schilderung seiner wunderbaren Lebensgeschichte testamentarisch übertragen hat!*) Wer hätte gedacht, daß die Reden dieses Herrn Bignon in der Kammer einst die hohe Bewunderung seiner Landsleute finden sollten! Wer hätte damals gedacht, daß er einst mit beredten Worten für die heilige Sache eintreten werde, die wir vor dem Tribunal Europas führten, und daß sein edles Beispiel Nachahmer finden würde!**)

Wenn uns zuweilen die Leichtigkeit, mit der wir urtheilen, ungerecht macht, so sollte sie uns doch nie undankbar machen: Bignon, der anfänglich verkannte Bignon, hat in den Herzen der Polen eine unauslöschliche Dankbarkeit zurückgelassen.

Mich haben diese und ähnliche Umstände dahin belehrt, daß man einen Staatsmann nie nach seinem Benehmen in der Gesellschaft beurtheilen soll. Im Salon spürte man bei Bignon sein niedriges Herkommen. Im Ministerrath aber wurde er dem hochnobeln Herrn de Serra vorgezogen, obwohl man doch noch weit entfernt war, sein hohes Verdienst voll zu würdigen.***)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Man sehe den betreffenden Passus im „Testament Napoleons", veröffentlicht in dem illustrirten Prachtwerk von Arm. Dayot „Napoléon raconté par l'image" (deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898), pag. 420.

**) Bignon ist zu verschiedenen Malen öffentlich für Polen in die Schranken getreten.

***) Ueber Bignon bringt Mignet in seinen „Portraits et notices" sehr willkommene Notizen.

II.

Die Ereignisse vor dem russischen Feldzuge.

(1812.)

Die Kriegserklärung. — Die polnische Armee. — Die Begegnung des französischen mit dem österreichischen Kaiser zu Dresden. — Marie Louise und Beatrix. — Ankunft des Erzbischofs von Mecheln. — Sein Porträt. — Herr d'André. — Der Herzog von Broglie. — Herr de Brévannes. — Einführung des Gesandten. — Sein Geiz. — Der Fürst Czartoryski. — Matuszewicz. — Der Fürst Adam. — Eine Rede des Fürsten Czartoryski. — Die Kokarden. — Antwort Napoleons.

Im Frühjahr 1812 erfolgte die Kriegserklärung: die siegreichen Adler Napoleons flogen über Europa hin.

Zählt man die Völker, die den französischen Fahnen folgten, so zweifelten selbst skeptische Geister nicht am Erfolge des großartigen Unternehmens. Wer sollte solchen Streitkräften, kommandirt von einem solchen Manne, Widerstand leisten können?

Wir Polen aber sahen unser Land wieder erstehen, groß und machtvoll, so wie es sein sollte, um die Feinde seines Befreiers zu bekämpfen, um als Bollwerk der Civilisation nach Osten dastehen zu können.

Ein Wort von Dem, der das Schicksal der Welt leitete, hätte genügt, unsere Streitkräfte zu verdreifachen, hätte seinen Sieg gesichert oder zum Wenigsten seinen Rückzug gedeckt.

Warum in aller Welt hat er das Wort nicht gesprochen, das ihm Unglücksfälle ohne Gleichen erspart und uns die Existenz gesichert hätte?

Sowie die Nachricht von dem bevorstehenden Kriege im Lande

bekannt wurde, eilte die Jugend aus allen Theilen Polens zu den Waffen, selbst ohne gerufen zu sein. Weder die Drohungen Rußlands, noch Furcht und Bedenken Verwandter konnten die patriotische Begeisterung dämpfen. Es war dieselbe, wie wir sie 1806 erlebt hatten, nur hatte man jetzt noch mehr Vertrauen wie damals.

Eine neue Generation ersetzte theilweise die, welche bereits in Reih und Glied der französischen Armee sozusagen verschwunden war; die Kinder lauschten mit fieberhafter Spannung den Berichten älterer Geschwister, glühend vor Eifer. Jeder hoffte auf eine sieggekrönte Heimkehr. Soldaten, kaum zu Jünglingen gereift, waren die Bewunderung der alten Grenadiere. Diejenigen, die keine Uniform trugen, wagten nicht, sich in den Straßen Warschau's zu zeigen: sie mußten befürchten, verhöhnt zu werden.

Ich bin noch nicht gar so alt und habe doch schon dreimal dieses Aufschäumen des patriotischen Heroismus erlebt.*) Innerhalb von vierzig Jahren haben wir dreimal versucht, unser Joch abzuschütteln: diese Anstrengungen verdienen eine um so größere Bewunderung, als bei Erwachsenen wenig Illusion, wenig Hoffnung vorhanden war.

Am 10. Dezember verließ Napoleon in Gesellschaft von Marie Louise Paris; die Kaiserin wollte ihm durchaus bis Dresden das Geleit geben. Dorthin hatte sich auch Kaiser Franz mit seiner dritten Gemahlin, Beatrix von Este (gestorben 1816), verfügt. Diese war der letzte Sprößling der einst so berühmten Familie, an die sich so viel historische, so viel romantische Erinnerungen knüpften — die edle Fürstin, der Politik zum Opfer gefallen wie so viele ihrer Ranggenossinnen, war wenig gekannt, wenig gewürdigt am österreichischen Hofe und ging bald wie eine Blume „aus Mangel an Luft" ein.

Bei Gelegenheit der Dresdener Zusammenkunft bildete sich zwischen beiden Kaiserinnen eine sonderbare Rivalität.

Marie Louise war ja unfähig, für etwas Anderes als ihre eigene glänzende Stellung Verständniß zu gewinnen, und wollte ihre Stiefmutter durch die Pracht, den Pomp ihres Auftretens verdunkeln, sie überschüttete dieselbe mit den kostbarsten Geschenken. Österreichischer Hochmuth wurde darob rebellisch: die beiden hohen Frauen trennten sich in sehr kühler Stimmung von einander.

*) 1794, 1812 und 1831.

Marie Louise vergoß Ströme von Thränen, als sie sich von Napoleon trennte: es war, als ahne sie, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen war und daß von nun an die Geschichte ihren Namen nur zugleich mit einem Tadel über ihr schlechtes Betragen nennen werde.

Man hat nie genau erfahren, welche Abmachungen unter den beiden Monarchen in Dresden getroffen worden sind, allein aus der Art, wie Napoleon sich von seinem Schwiegervater trennte, schien die Annahme berechtigt, es wäre zwischen ihnen zu einem Schutz- und Trutzbündniß gekommen.

Napoleon, überaus geschickt darin, die Leidenschaften ins Spiel zu bringen, die ihm Vortheil versprachen, übersah Nichts, was den Polen schmeicheln konnte und was dazu angethan war, ihren Enthusiasmus aufs Hellste zu entflammen. Er ließ sie Alles hoffen, vermied es aber mit großer Vorsicht, sich zu kompromittiren, indem er Versprechungen machte.

Herr Bignon erhielt den Befehl, sich in Bezug auf national-polnische Ueberlieferungen genau zu informiren, namentlich über die Art und Weise, mit der früher bei Massenaushebungen verfahren worden war, wenn ein Feind sich den Grenzen näherte.

Es wurde also ein Landtag einberufen und von Frankreich ein außerordentlicher Gesandter zu uns geschickt, welcher die Entwickelung der Ereignisse zu beobachten hatte.

Es waren dies Alles nur Demonstrationen, bestimmt, Rußland zu erschrecken und das Echo unserer Hoffnungen bis in die entfernteste der uns entrissenen Provinzen dringen zu lassen.

Als Bevollmächtigter stellte sich Herr de Pradt bei uns ein und zwar mit all dem Pomp, der dem Repräsentanten einer großen Nation gebührt.

Wie unsäglich klein und gemein aber kam er selber uns inmitten dieses Aufwandes vor, dessen er sich in einer ebenso hochmüthigen wie filzigen Weise erfreute! Er liebte es, viel von seiner Haushaltung zu sprechen, von seiner Köchin, die er kommen lassen wollte; dieselbe wäre, bemerkte er, „ebenso ökonomisch wie perfekt". Dabei schalt er seine Leute mit lauter, roher Stimme, ging in den Stall, um zu sehen, daß seine beiden Andalusier auch ordentlich gestriegelt würden; er schwatzte fortwährend, erzählte uralte Anekdoten, spottete aller Begeisterung, hatte weder Würde in seinen Manieren noch Takt in seiner Art zu reden — das war der Herr de Pradt!

In einem anderen Lande, unter anderen Verhältnissen hätte er sich blamirt, die Polen aber sahen in dem Herrn Erzbischof von Mecheln Den, dessen Abgesandter er war, Den, dessen allmächtige Hand allein Polen in seinem Unternehmen stützen konnte.

Erstaunt war man freilich über die Wahl. Herr de Pradt war so wenig geeignet, die Leitung von irgend welcher Staatsangelegenheit zu übernehmen, daß er sich ganz auf einen Herrn André oder d'Andrée verlassen mußte. Man traf diesen Herrn nur bei großen Diners des Gesandten; er versteckte hinter einem sehr bescheidenen Gebahren sein Verdienst und seinen Einfluß und hinter seinem ausdrucksvollen, beweglichen Gesicht nur mühsam den unangenehmen Eindruck, den die Lazzi seines Chefs auf ihn machten, namentlich aber, wenn derselbe sich einer Heiterkeit hingab, welche weder dem Alter noch der Stellung des Herrn Erzbischofs entsprach.

So wenig der Gesandte selbst für seinen Posten geeignet war, so sorgfältig war das Personal der Gesandtschaft ausgesucht. Unter den Herren nenne ich vor Allen den Herzog von Broglie,*) der, obwohl noch sehr jung, schon viel Talent zeigte, sehr unterrichtet und dabei von ehrenvollem Charakter war.

Zu nennen ist auch Herr de Brévannes, ein sehr geistvoller und dabei verständiger Mann. Er litt an einem schon sehr entwickelten Pulsaderkropf, sein leidender Zustand machte ihn zuweilen traurig und träumerisch, aber sowie die Schmerzen nachließen, scherzte und lachte er wieder. Ich habe nie einen Mann gefunden, der so liebenswürdig, geistvoll und dabei so wenig laut, so still und ruhig war. Auch Herr de Panat soll nicht vergessen werden, er war ein wenig zu sehr eingenommen für seine kleine Gestalt und seine vermeintlichen Verdienste, war aber unzweifelhaft klug und geschickt. Ich glaube auch, daß er

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist der später vielgenannte französische Staatsmann Achill Karl Viktor Herzog von Broglie: er gehörte, nachdem er unter dem Empire seine Karriere begonnen, unter der Restauration als Pair zur liberalen Opposition, wurde unter Louis Philipp erst Kultusminister, dann Minister des Auswärtigen; 1849 spielte er als Kammermitglied und Führer der Rechten eine Rolle. Nach dem napoleonischen Staatsstreich zog er sich ins Privatleben zurück; 1870 rief ihn der Tod ab; 1886 erschienen seine „Souvenirs" (vier Bände), die recht interessante Daten enthalten. Er war vermählt mit der Tochter der Staël. Sainte Beuve in seinen „Causeries du lundi" II, bespricht des Herzogs Wirken als Staatsmann.

von seinen Kollegen der arbeitsamste war. Endlich ist auch der gute ehrenwerthe Herr de Rumigny zu nennen, der bei Allen, die ihn gekannt haben, ein gutes Andenken hinterließ. Er wurde später Gesandter in der Schweiz und erwies sich dort als ein Beschützer der unglücklichen Polen.

Da die Instandsetzungsarbeiten am Palais Brühl, das dem Gesandten angeboten worden war, noch nicht beendet waren und Herr de Pradt nicht in dem Hotel bleiben wollte, in dem er abgestiegen war, er außerdem sehr sparsam war und gern Geld bei Seite legte von den 200 000 Francs, die ihm der Kaiser zahlte, so nahm er das Anerbieten meines Schwiegervaters, die Gemächer, welche vordem Murat innegehabt, zu beziehen, gern an. Dadurch kamen wir in die Lage, Zeugen seiner Knickerei und Kleinlichkeit zu werden.

Die polnische Armee, vollkommen schlagfertig, Dank dem Eifer, mit welchem sie ins Leben gerufen worden war, erhielt Marschbefehl und rückte gleich darauf ab: keiner unserer historischen Namen fehlte ihr, sie bildete die Elite der polnischen Jugend.

Wir waren der Erfolge im Voraus sicher, allein Befürchtungen für das Leben der Einzelnen trübte doch die stolze Zuversicht; wir wußten, daß der Führer der Armee jeder Gefahr entgegeneilen würde.

Der Kaiser ließ den Wunsch verlauten, den alten Fürsten Czartoryski, Vater des Fürsten Adam, den der Landtag zum Feldmarschall ausgerufen hatte, kennen zu lernen.

Matuszewicz, Minister des Inneren, ein talentvoller Mann, der dem alten Fürsten Alles verdankte, verfügte sich daher nach Pulawy, um denselben zu bitten, seinen ehrwürdigen Namen den denkwürdigen Unternehmungen der Zeit beizugesellen. Man sprach viel von dem Eindruck, den es im ganzen Lande machen würde, wenn sich der allseitig hochverehrte Greis, dessen bedeutendes Vermögen, dessen Alter, dessen gesellschaftliche Stellung eine Art von Patriarchen aus ihm machten, mit dessen Namen die ältesten unserer historischen Erinnerungen verknüpft waren — wenn sich der alte Czartoryski bereitfinden ließe.

Diejenigen, welche meinten, Kenntniß der geheimen Gedanken Napoleons zu besitzen, behaupteten, daß, wenn der Kaiser dieser Ernennung eine so große Wichtigkeit beimaß, es deshalb geschah, weil er den Namen des Vaters dem des Sohnes gegenüberstellen wollte.

Dieser nämlich — der Fürst Adam — dem Czaren aufrichtig zugethan, verleitet durch Versprechungen, die damals vielleicht einen Hintergrund hatten, erwartete von Alexander das nämliche Polen, welches wir nur durch die siegreichen Waffen des französischen Kaisers glaubten erlangen zu können. Fürst Adam verfolgte eine chimärische Idee mit einem sein ganzes edles Leben erfüllenden Eifer, er diente dem Autokraten getreulich und wollte in den Demonstrationen Napoleons nichts sehen, als ein Mittel zur Förderung ehrgeiziger Projekte.

Eines Tages sprach man über beide Auffassungen: bei Adam Czartoryski war die eine zur positiven Ueberzeugung geworden, bei uns die andere eine Hoffnung, begründet in dem allgemeinen Interesse. Plötzlich — ich werde es nie vergessen — sprang Czartoryski, der zugegen war, von seinem Stuhle auf und rief voll edler Begeisterung:

„Sollte die Zukunft beweisen, daß mein Mißtrauen ein ungerechtes ist, so werde ich ohne Murren die Verbannung aus einem Vaterlande hinnehmen, welches wir der Großmuth des Siegers verdanken würden. Dankopfer will ich ihm bringen, und wäre es in der Wüste, in die er mich verbannen könnte, weil ich dem Versprechen Alexander's Glauben geschenkt habe."

Weil der alte Fürst die Anschauungen seines Sohnes nicht theilte oder weil er bei seinem hohen Alter bestimmte Anschauungen überhaupt nicht mehr hatte, kurzum, er gab den Bitten Matuszewicz's nach und kam nach Warschau, um den hohen Posten zu übernehmen, der ihm angeboten war.

Man beging den unverzeihlichen Fehler, es nicht zu verhindern, daß er sich öffentlich in der Uniform eines österreichischen Feldmarschalls zeigte. Die aus lauter Patrioten bestehende Versammlung nahm Aergerniß daran. Rief diese Uniform nicht die Erinnerung an alles vom Hause Oesterreich uns zugefügte Unrecht wach?

Unglücklicher Weise aber sind noch andere Mißgriffe, die der sonst so ehrwürdige Greis beging, zu verzeichnen. Am Tage der Eröffnung des Landtages (16. Juni 1812) gab er seiner Rede eine an die Ritterzeit erinnernde Färbung, die weder zu dem Orte, noch zu den Umständen paßte.

Er begann mit einem beredten Appell an alle edlen Empfindungen,

Der König von Rom.

Nach dem Gemälde des Baron Gérard (Sammlung des Grafen von Reinach).

an den patriotischen Opfermuth, und er wandte sich dann — an die anwesenden Damen! Er sprach von der Vaterlandsliebe, welche die Ehefrauen, die Mütter, die Schwestern an den Tag legen sollten.

Die alte Fürstin und ihre Töchter waren zugegen; sie antworteten durch Zurufe und Eide, die etwas Lächerliches hatten. Kokarden mit den Nationalfarben, im Voraus angefertigt, wurden durch Zuwerfen unter die Anwesenden vertheilt, auch einige Kokarden durch den Courier des Gesandten in das Hauptquartier geschickt, um dem Kaiser zu zeigen, welchen Eindruck die Eröffnung des Landtages hervorgerufen hätte.

Diese Erinnerungen an Vergangenes, diese Ausbrüche des Patriotismus bei Damen paßten wohl kaum zu der Feierlichkeit einer Eröffnung ernster Berathungen — vernünftigen Leuten gefiel es nicht.

Der Fürst mit seinem Namen und seinen achtzig Jahren hätte einen ganz anderen, mit den Umständen im Einklang stehenden Erfolg erzielt, hätte er einfach Polen zu den Waffen gerufen und sich damit begnügt, auf die neu eröffnete, zum Ruhm führende Bahn hinzuweisen: theatralische, lärmende Demonstrationen waren nicht am Platz. Es bewegt Nichts die Massen so sehr, als wenn tiefgehende Empfindungen in einfache Worte gekleidet werden.

Der Gesandte antwortete auf die Rede des Feldmarschalls in einer so doppelsinnigen Weise, daß Niemand daraus klug wurde. Nur in Bezug auf einen Punkt war man sich klar: der Kaiser Napoleon wollte sich einstweilen noch für Nichts verbindlich machen.

III.

De Pradt.

(1812.)

Smolensk. — Tod des Grafen Grabowski. — Die Gesellschaften auf der französischen Gesandtschaft. — Der König von Westphalen in Warschau. — Frau Walewska bei de Pradt. — Ein ländliches Diner. — Die Vettern. — Ein Witz des Herrn de Brévannes. — Die Franzosen. — Das Geschenk des Gesandten.

Napoleon rückte bis Wilna vor, ohne irgend welchen Widerstand zu finden — hätte er nicht errathen können, daß der Feind ihn nach sich, bis ins Herz Rußlands nach sich ziehen wollte?

Er verweilte einige Tage in Wilna, der Hauptstadt Lithauens, und setzte eine provisorische Regierung, ähnlich der des Großherzogthums ein. Herr Bignon erhielt den Befehl, die Leitung zu übernehmen. Von Wilna aus rückte Napoleon gegen Smolensk, indem er seine gewaltige Armee staffelförmig vorschob.

Nach jedem Flußübergange traf ein Courier bei dem Gesandten in Warschau ein, bestimmt, das für den „Moniteur" abgefaßte Bulletin nach Paris zu bringen; auf diese Weise erfuhren wir das Neueste: jede Nachricht versetzte, wie man sich denken kann, die ganze Bevölkerung in Aufregung.

Das erste wichtige Bulletin aber war das, welches die Eroberung von Smolensk meldete; der Kaiser hatte in Person die Erstürmung geleitet. Die Polen hatten, wie überall Wunder der Tapferkeit voll-

bracht. In Smolensk befand sich die Armee an der Grenze des alten Polens: man war der Meinung, das Schwierigste wäre schon geschehen. Ein Te Deum wurde in allen Kirchen angestimmt. Als aber der erste Begeisterungsrausch vorüber war, beschäftigte man sich mit den Verlusten der Armee; sie waren groß: der heldenmüthige General Michael Grabowski war an der Spitze seiner Brigade in dem Augenblick gefallen als er — der Erste — auf den Stadtwall von Smolensk sprang.

Graf Grabowski war Einer von Denen, die, noch jung an Jahren, die Aufmerksamkeit und Zuneigung Aller erwecken. Er war der Bruder meiner Freundin Sobolewska, ich hatte ihn oft gesehen. Seine arme Schwester wollte der Todesnachricht durchaus keinen Glauben schenken, denn die Leiche war nicht gefunden worden — lange Zeit noch glaubte sie, ihr Bruder wäre nur gefangen worden, aber nicht todt.

Als Herr de Pradt das Palais Brühl bezogen hatte, machte er bekannt, daß es seine Absicht wäre, alle Wochen einmal eine „Soirée dansante“ zu geben, das heißt eine Abendgesellschaft, auf der getanzt werden sollte. Seine Absicht aber begegnete großen Schwierigkeiten, denn außer den jungen, zur Gesandtschaft zählenden Herren war Niemand in Warschau, der in Anbetracht seines Alters einen Walzer hätte riskiren können: die gesammte männliche Jugend war ja bei der Armee! Auf Tanzbelustigungen mußte also verzichtet werden; auch hatte sich ein großer Theil der Damen auf ihre Landsitze zurückgezogen und verspürte aus erklärlichen Gründen kein Verlangen, den Einladungen Seiner Eminenz, so dringlich dieselben auch waren, zu entsprechen.

So waren denn die ersten Gesellschaften im Palais Brühl sehr traurig und langweilig. Man erfuhr, daß der Kaiser detaillirte Berichte über Alles einforderte, was in Warschau geschah; man behauptete, er werde über diese demonstrative Trauer, die vielleicht gerechtfertigt, aber doch nicht am Platz war, böse werden — dadurch wurden schließlich die Damen bewogen, sich von Zeit zu Zeit bei de Pradt zu zeigen.

Die Ankunft des jungen Königs von Westphalen brachte wieder einiges Leben; derselbe kommandirte ein Reservecorps und hatte Befehl erhalten, zum Kaiser zu stoßen; da seine Truppen jedoch nicht so schnell vorwärts kommen konnten wie sein Hof, war er genöthigt, in Warschau eine Zeitlang zu verweilen. Es wurde auch behauptet, er habe sich in einem Lande, in welchem viele Frauen schön und gefällig

waren, so wohl gefallen, daß er gern geblieben wäre und daß schließlich die Gesandtschaft Befehl erhalten hätte, ihn zur sofortigen Abreise zu veranlassen. Bei seiner Ankunft hatte er sich ganz als König gezeigt und bekannt gegeben, daß er „Cercle" abhalten und die Damen empfangen werde, die ihm vorgestellt zu sein wünschten. — Für einen zwanzigjährigen König war dies wohl nicht passend!*)

Nun kam es in der Warschauer Damenwelt zu einem Schisma: ein Theil folgte der Verlockung, der andere bedankte sich, noch dazu da der Herr Gesandte erklärt hatte, „dem Bruder Napoleons dürfe Nichts abgeschlagen werden". Der König aber fühlte sich beleidigt durch den Mangel an Eifer, den die Damen an den Tag legten, ihm zu gefallen — es ging Seiner Majestät gerade ebenso wie Seiner Eminenz.

Man mußte sich schließlich auf Diners beschränken, aber auch diese fanden keinen besonderen Beifall, weil sie etwas langweilig waren; die sehr streng gehandhabte Etikette schloß von den Diners alle Herren aus, deren gesellschaftliche Stellung es versagte, sich „in Gegenwart des Königs zu setzen".

Unsere Gewohnheiten waren für ein solches Ceremoniell doch zu — republikanisch.

Falsch ist übrigens die mehrfach gegen Jérome erhobene Anklage, er wäre beschränkten Verstandes gewesen, er war im Gegentheil voll schlagfertigen Witzes und hatte ein gerechtes Urtheil. Mit ein wenig mehr „Legitimität" und etwas wenig knabenhafter Eitelkeit, hätte er als ein Prinz von Bedeutung gelten können. Er war ein vom Glück verdorbenes Kind, dessen Gunst er ausnutzte und mißbrauchte.

Man könnte dasselbe beinah bei jedem Gliede der Familie beobachten. Es hatten Einige von den Geschwistern wohl vortheilhafte Eigenschaften, allein die Größe Napoleons verwischte dieselben. Es wurden in Warschau Nichts wie lächerliche Anekdoten über den jungen Monarchen kolportirt. So wurde u. A. erzählt, er nähme jeden Morgen ein Rumbad, jeden Abend ein Milchbad; der Rum würde hernach von der Dienerschaft auf Flaschen gezogen und billig verkauft.

Jérome war so übertrieben elegant, daß er gewisse Kleidungsstücke nie mehr als zweimal anzog: ein Pariser Strumpfwirker, dem er eine

*) Jérome war 1812 28 Jahre alt.

bedeutende Summe schuldete und nicht zahlte, verklagte ihn — da kam Alles an den Tag, und es gab viel Aergerniß. Der Kaiser bekümmerte sich nicht um die Schulden seines Bruders, und dieser begriff nicht, daß ein kleines Königreich ihm keine große Civilliste bewilligen konnte.

Ich glaube, auf der Gesandtschaft war man herzlich froh, als der König von Westphalen endlich abreiste; allein es stellte sich ein neuer Gast ein, und bei dieser Gelegenheit verrieth Seine Eminenz einen Mangel an Takt, von dem doch die Rede sein muß.

Frau Walewska, unter dem Vorwande, daß Familienangelegenheiten ihre Anwesenheit in Polen erforderten, traf im Sommer in Warschau ein. Da sie sich nie um häusliche Angelegenheiten gekümmert hatte und ihr geringfügiges Besitzthum sich in den Händen eines Pächters befand, so konnte man leicht errathen, daß die Hoffnung, in das Hauptquartier berufen zu werden, sie zu uns führte. Seit seiner Verheirathung aber vermied Napoleon jeden Schein lockerer Sitten.

Während ihres einige Tage dauernden Aufenthaltes in Warschau hielt Seine Eminenz es für angezeigt, die Schöne als das „Faksimile" der Kaiserin zu behandeln: sie hatte den Vortritt vor allen anderen Damen. Bei den großen Diners wurde sie zuerst bedient, hatte den Ehrenplatz inne und empfing alle Huldigungen. Sichtlich entrüstet darüber waren die älteren Damen von Stande, verstimmt deren Männer, während die jüngeren Frauen, sich wenig um die Etikette kümmernd, über die liebevolle Aufmerksamkeit lachten, mit welcher der Herr Erzbischof den schönen Arm und die kleine quabbelige Hand der Gräfin durch seine Lorgnette betrachtete.

Die Walewska hatte sich während ihres Aufenthaltes in Frankreich sichtlich vervollkommnet, sie hatte sich eine gewisse Würde, eine bescheidene Zuversichtlichkeit angeeignet, die in ihrer etwas equivoquen Stellung wohl schwer zu behaupten sein mochte.

Frau Walewska hatte die angeblich vorhandene Eifersucht Marie Louises zu schonen und war so pfiffig gewesen, mitten in Paris lebend, ihre heimlichen Beziehungen zum Kaiser zweifelhaft erscheinen zu lassen.*) Von dem Zeitpunkt, da Napoleon aufhörte, sich glücklich an

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ueber das Verhältniß zwischen Napoleon und der Walewska berichtet Frd. Masson in seinem mit großer Anerkennung aufgenommenem Buch „Napoléon et les femmes", deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, in sehr ausführlicher Weise (pag. 158 bis 196). Der unter Napo-

der Seite Marie Louises zu fühlen, hielt die Walewska sich für berechtigt, die Maske abzulegen: sie folgte dem Kaiser nach Elba — Napoleon aber tadelte ihren Schritt, und die im Unglück treu gebliebene Freundin sah sich verstoßen aus Rücksicht für die treulose Gemahlin.

Die allzu indiskreten Aufmerksamkeiten des Herrn de Pradt wurden Veranlassung, daß die Schöne Warschau ganz plötzlich verließ; sie war der Art in Verlegenheit gesetzt, daß sie es vorzog, sich auf ihr bescheidenes Landhaus zurückzuziehen, allwo sie den Gang der Ereignisse abwartete.

Mein Gemahl hatte sich mit vielen Anderen nach Wilna*) verfügt, denn er bekleidete das Amt eines Oberstallmeisters in der von Napoleon organisirten neuen Verwaltung. Während der Zeit blieb ich in Natolin mit den Kindern und beschäftigte mich mit dem Ausbau dieses entzückenden Landsitzes.

Herr de Pradt, neugierig, denselben kennen zu lernen, schrieb mir und meldete sich zum Diner an. Ich war über diese Gemüthlichkeit um so mehr erstaunt, als ich durchaus Nichts gethan hatte, um sie hervorzurufen. Ich antwortete, wie es sich geziemte, und hatte das Vergnügen, eines Tages den Herrn de Pradt mit seinen großen Andalusiern bei mir vorfahren zu sehen; der Tag war sehr heiß, und er fühlte sich ermüdet. Sowie er sich etwas erholt hatte, zog er das Register seiner uralten Anekdoten auf, die meisten, glaube ich, stammten aus der Zeit der Pompadour. Er schwieg erst, als wir den Speisesaal betraten, dann aber begann eine Dissertation über jedes Gericht; er wunderte sich, daß man in Polen so zu kochen verstünde; als ich ihm sagte, mein Koch wäre ein Franzose, war er gar erstaunt, und nun jagte eine Frage die andere: wo der Koch geboren wäre, wie er hieße, an welcher Schule er seine Studien gemacht hätte. Ich wußte von diesem Detail Nichts und ließ den Künstler selber auftreten, um Rede zu stehen. Die jungen Leute von der Gesandtschaft schämten sich des allerdings etwas lächerlichen Auftrittes. Ich erhob mich von Tisch unter dem Vorwande, es wäre spät, und wir hätten noch eine Promenade zu machen.

---

leon III als Staatsmann (Minister des Auswärtigen und Kammerpräsident) bekannt gewordene Graf Alexander Florian Joseph Colonna Walewski war der Sohn; er ist 1868 in Straßburg mit Tode abgegangen.

*) Man sehe Comtesse Choiseul-Gouffier: „Réminiscences sur Alexander Ier et Napoleon Ier", pag. 103 bis 105.

Nun setzte sich die ganze Gesellschaft nach der Meierei in Bewegung, wo die Wagen hielten, und Herr de Pradt kehrte nach der Stadt zurück.

Es war Abend und wie stets in dieser Sommerzeit die Mückenplage eine große. Man hätte glauben können, ein böser Geist habe sie nach diesem lieblichen Aufenthaltsort gerufen, damit Niemand glauben sollte, er befände sich im Paradiese. Wenn ich hier des geringfügigen Umstandes Erwähnung thue, so geschieht es, weil es zu einer witzigen Bemerkung Veranlassung gab: der jüngste der Gesandschaftsräthe, von dem ich schon sprach, Herr de Panat, wie gesagt sehr eingenommen von seinen Verdiensten und seiner kleinen Person, stieß bittere Klagen aus und schrie bei jedem Mückenstich auf, so daß er am Schluß der Promenade erklärte, er wäre todt, er habe soeben den letzten, den tödtlichen Stich davongetragen, es wäre nichts mehr nöthig, als ihn unter die Erde zu schaffen. Ich war ganz begeistert für die Idee, ein neues Monument für meinen Park zu haben, und ermunterte die Herren zu einer Konkurrenz für die Grabschrift. Hier die, welche Herr de Brévannes vorschlug:

Hier ruht, o Schicksalstücke,
Der Herr Gesandschaftsrath!
Beweint mit ihm die Mücke,
Die stechend sterben that,
Weil er ihr keine Nahrung, bot —
Nun sind sie alle Beide todt!

Herr de Panat war mit dem Epitaph durchaus einverstanden und lachte und scherzte über sich selber. Ich habe immer gefunden, daß die Franzosen liebenswürdig und geistvoll sind; ich fürchte, daß ich ihre glückliche Heimath nicht wiedersehen werde — unverwischt blieb in mir die Erinnerung an dieselbe. Ja sollte mir die schwierige Aufgabe, die man das Leben nennt, noch einmal zugemuthet sein, so möchte ich als Französin geboren werden! Nicht als ob ich mein Vaterland verleugnete — Gott bewahre! Je mehr unser Polen unterdrückt wird, desto mehr Recht hat es, von seinen Kindern geliebt zu werden. Hätte man die Wahl, ehe man gebunden ist, es wäre doch wohl erlaubt, sein Geschick besser zu wählen und damit vernichteten Hoffnungen zu entrinnen, Unglücksfällen auszuweichen, die nicht wieder gut zu machen sind. —

Ich war in dem Lebensabschnitt angelangt, in welchem die Zukunft sich stets vortheilhafter ausnimmt, als sie sein wird — als wäre dies ein Trost für die Gegenwart!

Heut, da mich Kummer und Sorgen älter noch gemacht haben, als die Jahre, klage ich um die Vergangenheit und erwarte wenig von der Zukunft — sie kann mir nicht wiedergeben, was ich verloren habe.

Doch zurück zu dem Herrn Erzbischof de Pradt, damit ich später nicht noch von ihm zu reden brauche. Als es so weit war, unser Haus zu verlassen, um das Palais Brühl zu beziehen, hielt er es für angezeigt, meinem Schwiegerpapa ein Andenken zu hinterlassen. Er hatte in Willanow die schöne Bildergallerie des Grafen Potocki bewundert, und da er wußte, daß mein Schwiegerpapa ein Kunstkenner war, ersuchte er um die Erlaubniß, ihm ein Meisterwerk verehren zu dürfen.

„Es wird Ihrer Sammlung," bemerkte Seine Eminenz dazu, „nicht zur Schande gereichen."

Mein Schwiegerpapa, dem die Sache unangenehm war, der aber doch Herrn de Pradt nicht vor den Kopf stoßen wollte, nahm schließlich das Geschenk an.

Das Bild, um welches es sich handelte, befand sich im erzbischöflichen Palais zu Mecheln, es nahm geraume Zeit in Anspruch, um es kommen zu lassen.

„Wahrscheinlich," meinte mein Schwiegerpapa, „eine Madonna von einem niederländischen Meister; ich mache mir nicht viel daraus, weil allen diesen Madonnen ein edler Ausdruck fehlt."

„Wenn es nun aber ein Albrecht Dürer oder ein Holbein wäre," warf ich ein.

So riethen wir zu unserer Unterhaltung hin und her — endlich traf die Kiste ein — was enthielt sie? Das abscheuliche Porträt eines berühmten Räuberhauptmanns! Was ein solches Bild in einem bischöflichen Palais zu thun hatte, darüber erhielten wir keine Auskunft.

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, meine Überraschung zu verstecken. Mein Schwiegerpapa, der der Allerhöflichsten Einer war, aber that als wäre er ganz entzückt, und Herr de Pradt verabschiedete sich, befangen von der Täuschung, seinen Wirth hinters Licht geführt zu haben.

Das Meisterwerk wurde in irgend einem Bodenraum des Schlosses untergebracht.

IV.

Der Rückzug.

(1812—1813)

Die ersten Nachrichten über die Unglücksfälle. — Ankunft Napoleons in Warschau. — Das Diner im Hotel d'Angleterre. — Frau Walewska. — Der Oberst Wonsowicz. — Sein Bericht über die Ankunft in Dresden. — Rückkehr der Soldaten. — Der Fürst Poniatowski. — Seine Kriegsbeute. — Mojaisk. — Die Adler. — Der Kuckuck. — Patriotische Begeisterung. — Abreise des Fürsten Poniatowski. — Sein Abschied von der Gräfin Potocka. — Sein Testament.

Bis Moskau lauteten die Bulletins so glorreich wie nur möglich — der Feind zog sich zurück; man versicherte, er flüchte, und wir glaubten es, aus dem einfachen Grunde, weil wir es so sehnlich wünschten.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, von bekannten Ereignissen zu sprechen, ich will nur der Umstände gedenken, die Polen angingen, und von der Stimmung reden, in der wir uns befanden.

Während des Winters 1812 waren die Gesellschaften im Palais Brühl sehr glänzend geworden, man besuchte dieselben um so lieber, als man dort stets die neuesten Nachrichten über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz erhielt. War kein Courier eingetroffen, so erklärte man sich das Ausbleiben mit der Strenge der Jahreszeit und den abscheulichen Wegen. Man gab sich keinen Befürchtungen hin.

Wenn ich mich jetzt der wechselnden Stimmungen erinnere, welche

die Ereignisse hervorriefen, so kann ich mich nicht genug über unsere Sorglosigkeit und thörichte Ruhe wundern.

Die Unglücksfälle, welche über die Armee hereinbrachen, waren ja nur von einer geringen Anzahl Einsichtiger vorhergesehen worden: Die Nachricht von dem Brande Moskau's war das erste Signal, welches Allen Unglück zu prophezeien schien. Der Gesandte that alles Mögliche, um uns unsere Illusionen ungestört zu belassen. Die Couriere, die von der Armee zur Kaiserin eilten, gingen über Berlin; kein der Post übergebener Brief gelangte mehr an seine Adresse — Herr de Pradt suchte uns durch Bälle und glänzende Diners zu beschwichtigen.

Da blieben plötzlich die Nachrichten ganz aus, es wurde nun unmöglich, zu verheimlichen, was geschah und schon geschehen war — trotzdem gab es noch einmal einen Ball, allein er sah einer Trauerceremonie ähnlicher als einer Belustigung.

Mein Schwiegerpapa hatte mich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit von den eingetroffenen Nachrichten in Kenntniß gesetzt, verlangte aber trotzdem, ich sollte den Ball beim Erzbischof mitmachen. Ich zog ein schwarzsammetnes Kleid an, um dadurch einen Vorwand zu haben, daß ich nicht tanzte. Herr de Pradt, der sich stellte, als wäre er über eine so wenig passende Toilette erzürnt, wiederholte mir mehrere Male, dieselbe passe nicht zu meinem jugendlichen Alter. Während er sich alle Mühe gab, seinen Gästen gegenüber den Unbefangenen zu spielen, war, wie wir hörten, bereits Befehl für die Gesandtschaft eingetroffen, sich zur Abreise zu rüsten.

Je weniger man den Schlag voraus gesehen hatte, desto schrecklicher traf er. Ein stummes, ahnungsbanges Grauen bemächtigte sich der Bevölkerung von Warschau, eine qualvolle Unruhe war das Loos aller Derer, die Vater, Gatten, Brüder, Söhne in der Armee hatten: man sprach nur zitternd zu einander, dabei blieben die schlimmsten Befürchtungen noch hinter der Wahrheit zurück.

Endlich erfuhren wir Alles auf einmal, während zweier Wochen hatte man uns die eingegangenen Nachrichten vorenthalteu — nun fiel unser stolzer Bau — fiel Alles, Alles in Trümmer.

Die verzweifeltsten Anstrengungen machten eine Verlängerung des Kampfes aussichtslos, wenn nicht völlig unmöglich; es war der Untergang unseres Landes! Vergeblich versuchte man, sich selbst Zweifeln hinzugeben: das Schicksal Derer, welche Alles für die heilige Sache

geopfert hatten, schien besiegelt zu sein. Man konnte nicht mehr annehmen, daß Napoleon in den Angelegenheiten des europäischen Nordens mitreden oder gar Gesetze geben könne.

Am 10. Dezember — es war entsetzlich kalt: 24 Grad unter Null — saßen wir um das Kaminfeuer in traurige Betrachtungen versunken über das Schicksal des Helden, der in den Elementen, im Walten der Natur den Bezwinger gefunden hatte — da wurde ganz plötzlich mein Schwiegerpapa in das Palais Brühl befohlen; wir dachten nicht anders, als daß Herr de Pradt reisefertig wäre und sich empfehlen wollte.

Zwei angstvolle Stunden verliefen, endlich kehrte Graf Stanislaus Potocki sichtlich beunruhigt zurück — wir sollten rathen, mit wem er sich die Zeit über unterhalten hätte, Niemand traf das Richtige.

Napoleon war eingetroffen!

Nachdem er eine Million Menschen seinem verwegenen Unternehmen geopfert hatte, war er allein, aber nichts weniger wie niedergeschlagen, nichts weniger wie muthlos zurückgekehrt. Er hatte die unerschöpflichen Hilfsquellen Frankreichs, und die Hoffnung, sie verwenden zu können, vor Augen — er dachte nur daran, das Scepter der Weltherrschaft, das momentan seiner Hand entfallen war, wieder zu ergreifen.

Er sprach, wie uns berichtet wurde, von den grausigen Unglücksfällen, ohne irgend Etwas zu verheimlichen, räumte begangene Fehler unumwunden ein, machte Anspielungen auf das blinde Vertrauen, welches er in seinen Stern gesetzt habe, besprach die günstigen Chancen, die die Zukunft ihm bieten könnte, gab dann ein kurzes Resumé der politischen Lage Europas, erwog in gedrängter Kürze mit großer Schärfe die Möglichkeit günstiger und ungünstiger Ereignisse und Umstände. Er munterte zu neuen Anstrengungen auf, er versprach schließlich, er werde an der Spitze einer neuen Armee zurückkehren: und — war auf und davon.

Der verführerisch-blendende Eindruck, den dieser außerordentliche Mensch auf seine Zuhörer auszuüben suchte, hatte sich wiederum bethätigt, mein Schwiegerpapa, der uns doch ganz zerschmettert verlassen hatte, kehrte voller Hoffnung zurück — er war doch über das Alter hinaus, in welchem man sich Illusionen macht! Sein klarer, scharfer Verstand unterschied doch sonst genau Wahrheit und Täuschung!

Wir aber, die wir nicht unter dem Zauber des großen Magikers

ſtanden, wir konnten Befürchtungen und Sorgen nicht los werden. Die Zukunft erſchien uns nach wie vor troſtlos düſter.

Herr de Pradt hat in dem Bericht, welchen er über ſein Wirken als Geſandter in Warſchau veröffentlicht hat, dieſe merkwürdige Unterredung Napoleons lächerlich gemacht: der Herr zeigt ſich auch da von einer wenig vortheilhaften Seite.

Erſtaunt waren wir, zu hören, daß Napoleon nicht auf der Geſandtſchaft, ſondern im Hotel d'Angleterre abgeſtiegen war und dort ſein Diner eingenommen hatte. Vielleicht glaubte er dadurch ſein Inkognito zu ſichern, er war nämlich an der Pragabrücke aus dem Schlitten geſtiegen, hatte die ganze Vorſtadt Krakau, zu Fuß, eingehüllt in einen grünen Sammetpelz, eine große Zobelmütze auf dem Kopf, zu Fuß paſſirt. Er wurde nicht erkannt: dachte man doch allgemein, er wäre bei der Armee an der Düna. Mit ihm waren Caulaincourt und Oberſt Wonſowicz,*) ſein Ordonnanzoffizier, in den er großes Vertrauen ſetzte. Der Mameluck Ruſtam mußte mit dem Schlitten zurückbleiben und ſollte erſt in der Dämmerung, wenn Alles zur Abreiſe bereit ſein würde, vor dem Hotel eintreffen.

Als er zu Tiſch ging ließ Napoleon den Geſandten rufen und befahl ihm, auch den Präſidenten des Miniſterrathes und die Miniſter Moſtowski und Matuszewicz, Beide verdienſtvolle Männer, herbeizuholen, mit denen er ſich unterhalten wolle.

Die Pferde wurden auf den Namen Caulaincourt's bei der Poſt beſtellt: es war gegen neun Uhr, als die Reiſe weiter ging.

Hier eine wenig bekannte Anekdote: als man Lowicz im Palatinat Rawa (Polen) paſſirte, wollte Napoleon ſich vom Wege entfernen, um die Walewska zu beſuchen, welche einſam auf ihrem dortigen Landſitz lebte.

Herr de Caulaincourt, dem Napoleon ſeine Abſicht unterbreitete, widerſetzte ſich energiſch und hatte den Muth, den Kaiſer darauf aufmerkſam zu machen, welchen Eindruck ein ſo leichtfertiger Streich auf die Kaiſerin Marie Louiſe machen und daß man es ihm überhaupt kaum verzeihen würde, an eine Liebſchaft in dem Augenblick gedacht zu haben, da er die in voller Auflöſung begriffene Armee verlaſſen habe. Nach einigen Augenblicken gereizter Stimmung ſagte der Kaiſer,

*) Es iſt der Herr, der die Gräfin Potocka in zweiter Ehe heirathete.

der zu gerecht war, um auf die Dauer Dem übel zu wollen, der ihm wiederum einen Beweis seiner Zuneigung und seiner Vernunft gegeben hatte, Herrn de Caulaincourt allerhand Artigkeiten über sein rückhaltloses Eingreifen. Oberst Wonsowicz, der Zeuge des Vorganges gewesen ist, hat ihn mir erzählt.

Wir verdankten dem Oberst auch einige merkwürdige Einzelheiten über die Ankunft Napoleons in Dresden. Der einzige ihm treu gebliebene Verbündete war der König von Sachsen; Napoleon wollte sich mit ihm in Bezug auf die zu ergreifenden Maßregeln besprechen. Mitten in der Nacht trat er bei Herrn de Serra ein, und da er keinen Augenblick Zeit verlieren wollte, so entsandte er Wonsowicz nach dem Schloß mit dem Befehl, den König sofort wecken zu lassen. Die Leute der Schloßwache, sogar der Mann auf Posten schliefen; nur unter großen Schwierigkeiten gelangte der Oberst bis zu den Gemächern des Königs. Der König, der von einem Offizier ohne Weiteres aufgeweckt wurde, hatte, noch schlaftrunken, alle Mühe, zu begreifen, daß Napoleon eingetroffen und Seine Majestät einen Augenblick dringend zu sprechen wünsche. Nun wurde Wonsowicz vorgelassen und ausgefragt, der König kleidete sich in aller Eile an und ließ sich in einer Sänfte, da so rasch keine Equipage zur Stelle sein konnte, nach dem Hause, in welchem de Serra wohnte, schaffen.

Kaum war es Tag geworden, so durchlief das Gerücht, der König wäre verschwunden, die „gute Stadt Dresden": Kammerherren, Pagen, Läufer verbreiteten die bestürzende Nachricht — die Aufklärung kam erst, als der Kaiser längst über alle Berge und auf dem Wege nach Paris war.

Einige Tage nach der Durchreise Napoleons durch Warschau kamen diejenigen unserer Soldaten, welche noch marschiren konnten, truppweise zurück; die Einen mit Lumpen bedeckt, Andere wieder, die vom Glück bevorzugtesten, in Damenpelze eingehüllt.*)

*) Die Gräfin Choiseul-Gouffier spricht in ihren „Réminiscences" von dem schrecklichen Rückzuge der Armee Napoleons aus Rußland; sie spricht von den Wilna passirenden Soldaten und sagt: „sie steckten in schrecklichen Kleidungen, hatten Sammetkappen auf, waren in Kirchengewänder gekleidet, hatten Chormäntel um". „Diese historische Maskerade," so ruft sie aus, „verkündete den erloschenen Ruhm des großen Eroberers." — Reich an Schauder erregenden Details aus dem Rückzuge ist das neu aufgelegte (Schmidt & Günther. Leipzig, 1898, reich illustrirt) Werk von Faber du Faur, der als württembergischer Artilleriemajor in der Armee Ney's den Feldzug und Rückzug mitmachte. Das Buch führt den Titel: „Napoleons Feldzug in Rußland 1812."

Auch Graf Arthur Potocki, Adjutant des Fürsten Poniatowski, kehrte in offenem Schlitten, am Nervenfieber erkrankt, zurück; später unter den Letzten auch der Fürst selbst. Seine Reise war eine lange und an Hindernissen reiche gewesen. Er hatte einen verrenkten Fuß und mußte, in seinem Wagen liegend, befördert werden, er hatte bei der geringsten Bewegung des Wagens die schrecklichsten Schmerzen auszustehen.

Sowie ich seine Ankunft erfuhr, eilte ich zu ihm, um ihm die Hand zu küssen. Seine von Leiden gefurchten Züge sprachen nicht allein von körperlichen, sondern auch von seelischen Leiden. Er trauerte um die schöne, unter seinen Augen vernichtete Armee und beweinte den Tod so vieler Braven, die der Thorheit des großen Mannes, dem er trotz Allem treu blieb, zum Opfer gefallen waren. Ich glaubte zu bemerken, daß er nicht alle Hoffnung verloren habe, und war darüber um so mehr überrascht, weil der Fürst zu den Wenigen zählte, die sich über das gigantische Unternehmen keine Illusionen gemacht hatten. Er erklärte, sein Aufenthalt in Warschau werde nicht von langer Dauer sein; sowie die Trümmer der polnischen Armee beisammen wären, werde er sofort an die Neuorganisation gehen; er fügte hinzu, wir würden zum Karneval österreichische Offiziere bekommen, weniger liebenswürdig wie die Franzosen, aber ausgezeichnete Tänzer. Es war eine Anspielung auf das Regiment des Fürsten Schwarzenberg: auf diesen rechnete Napoleon noch — eine letzte Täuschung, die nur einige Tage vorhielt, denn sowie die polnische Armee nach Krakau marschirte, übergab der Fürst Schwarzenberg Warschau den Russen.

Ich bemerkte neben dem Krankenbett einen großen Folioband und frug Poniatowski lachend, ob derselbe etwa seine Memoiren enthielte.

„Zeit genug hätten wir zum Schreiben," erwiderte er, „nehmen Sie den Band als Andenken mit — es ist meine Kriegsbeute. Ich habe das Werk auf der Heerstraße gefunden, und, um mich zu zerstreuen, gelesen. Es ist eine Reise im Orient, heben Sie es für Ihre Kinder auf — die Zeit wird den Werth steigern. Sie wissen hoffentlich, daß wir Moskau passirt haben, voll von zurückgelassenen Schätzen: die Waffen im Arm hat keiner der Meinigen Reih und Glied gebrochen."

Er sprach diese Worte mit einem gewissen Stolz, der in seinen Augen zu leuchten schien.

Ich konnte es mir nicht versagen, ihn an eine Episode aus dem Feldzuge zu erinnern; nämlich die Wegnahme der russischen Batterien, durch welche der Sieg von Mojaisk entschieden wurde. Er hörte mir mit der ihm eigenen Bescheidenheit zu, er hielt ja so wenig von den Gaben, welche die Natur ihm verliehen hatte, und seine große Tapferkeit erschien ihm nur als Etwas, was jeder sich wohlfühlende Mann aufzuweisen hätte.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr, während wir gerade dem Bericht, welchen er über den Feldzug machte, zuhörten, trat ein Adjutant ein und meldete ihm, daß eine große Anzahl Soldaten ihre Feldzeichen in die Hände ihres Führers abzuliefern wünschten.

Da der Fürst nicht gehen konnte, ließ er sich in den Hof tragen, und wir folgten ihm. So wurde ich Zeugin einer rührenden, ergreifenden Scene. Sowie der Fürst auf dem Hofe erschien, drängten die Soldaten heran und legten ihre Adler ihm zu Füßen nieder. Nur einer darunter fehlte, der Fürst bemerkte es wohl und lächelte gerührt.

„O!" riefen viele Stimmen, „der ‚Kuckuck' ist da, aber eine Kugel hat ihm den Kopf abgerissen, der Fahnenträger schämt sich, ihn in einem solchen Zustande vorzuzeigen .. Komm, Kamerad, komm .. es ist ja nicht deine Schuld!"

Während die Anderen lachten, trat ein junger etwa zwanzigjähriger Mann vor, der einen Arm in der Binde trug; aus einem in Fetzen hängenden Mantel zog er den sogenannten Kuckuck hervor; indem er ihn verlegen neben die anderen Feldzeichen legte, entschuldigte er sich wegen der Verstümmelung desselben.

„Er ist noch jung," sagten die Aelteren, „er ging aber immer voran."

Und nun folgten die lauten Rufe „es lebe Polen", „es lebe unser verehrter Chef", „es lebe das Vaterland".

Der Fürst fuhr mit der Hand über die feucht gewordenen Augen; die Soldaten aber mochten wohl glauben, der Fürst wäre bekümmert, nun riefen sie ihm zu, er werde auch seine Kanonen bald zurückkommen sehen.

„Bekümmern Sie sich nicht," sagten sie, „Die, welche die Geschütze zurückbringen, konnten nicht so rasch vorwärts wie wir — aber in einigen Tagen müssen sie hier sein, seien Sie unbesorgt. Da unsere Pferde verendet oder verspeist sind, haben wir uns selber vor die

Kanonen gespannt. Sorgen Sie nur, daß Sie wieder gesund werden, und Sie werden sehen, es wird noch Alles gut gehen. Wir wollen kämpfen, wir wollen uns rächen .. Wir werden Ihnen folgen, und wäre es in die Hölle!"

Sie schwenkten ihre Kopfbedeckungen — es waren nur flatternde Lumpen! Kein warmer Rock schützte sie gegen die empfindliche Kälte, statt der Stiefel hatten sie Stroh und Hadern um die Füße gewickelt, dabei waren sie guter Dinge und bereit, am anderen Tage wieder ins Feld zu rücken.

Der Fürst ließ alles Geld, was er in seinen Kassen hatte, vertheilen; es wurde den Soldaten im Hofe ein schnell bereitetes Mahl vorgesetzt. Wir gossen ihnen Champagner ein, und sie tranken auf das Wohl ihres Chefs in heller Begeisterung. Alle zum Dienst des Fürsten gehörigen Leute sammt den Gästen des Hauses machten sich um die braven Leute zu schaffen — diese aber meinten, sie hätten nur ihre Schuldigkeit gethan und waren erstaunt darüber, daß man sich so um sie bemühte. —

Unserer großen, mit schrecklichen Eindrücken verbundenen Aufregung folgte ein dumpfes, unbestimmtes Bangen vor der Zukunft. — Der große Kampf — dieser Kampf bis aufs Messer — ganz Europa gegen einen Einzelnen — hatte ja wieder begonnen.

Mit dem Glück des Heros war es nach kurzem Lächeln für immer vorbei: die Trümmer seines Thrones sollten auch uns zerschmettern.

Zunächst erhielt unsere Armee Befehl, gegen Krakau vorzugehen. Ende Januar verließ Fürst Poniatowski Warschau. Er war vollkommen wieder hergestellt und kam kurz vor seiner Abreise zu mir, um Abschied zu nehmen. Mir fiel der melancholische Ausdruck in seinen schönen Zügen auf; für sein eigenes Schicksal schien er unempfindlich, er dachte nur an Napoleon — er sah voraus, daß die in Folge unerhörter Siege erfolgte Neugestaltung Europas keine Dauer haben würde.

Ich konnte, als ich ihn zum letzten Mal umarmte, meine Thränen nicht zurückhalten; er schalt mich und verbot mir, sich um seinetwillen zu grämen, falls er den Tod auf dem Schlachtfelde fände.

„Wäre es nicht ein Glück für mich," sagte er, „wenn ich dem Unglück nicht zuzusehen brauche, welches wahrscheinlich über unser Vaterland hereinbrechen wird?"

Episode aus dem Rü

Nach dem Gemälde von Phili

ge von Rußland 1812.

ux. (Museum von Versailles.)

Als er sah, daß ich trotzdem tief bekümmert war, wollte er der Unterhaltung eine heitere Wendung geben und sagte, daß ich auch den Vortheil nicht zu erkennen oder zu würdigen verstände, der darin läge, zu sterben, ohne alt zu werden.

Er ließ meine Kinder rufen, küßte sie und bat mich, ihnen eines Tages von ihm zu sprechen — er war gerührt und wollte es sich nicht merken lassen. Er ging, ich habe ihn nicht wiedergesehen!

Wir hörten später, daß er, sicher, nicht zurückzukehren, sein Testament gemacht hatte. Es giebt nichts Edleres, Ergreifenderes als den Tenor dieser letztwilligen Verfügung. Seine Waffensammlung sollte unter seine alten Kameraden vertheilt werden; die Summe, die man in seiner Kasse finden würde, sollte theils an Arme, theils an Soldaten vertheilt werden, die sich ausgezeichnet hatten, „damit sie," so stand zu lesen, „noch einmal auf meine Gesundheit trinken können."

Die Zukunft zweier unehelicher Kinder hatte er sicher gestellt. Seine Schwester, die Gräfin Tyszkiewicz, sollte den Nießbrauch seines gesammten Vermögens haben, mir vermachte er seinen Landsitz Jablonna.

Möge sein Andenken für immer hoch gehalten werden, und mögen all die werthvollen, in Jablonna vereinten Erinnerungen nie in unwürdige Hände fallen!

Während zehn Jahren habe ich die Einkünfte von Jablonna lediglich auf dessen Verschönerung verwendet. Die über der Thür zur Bibliothek angebrachte Inschrift giebt meinen pietätvollen Empfindungen Ausdruck; sie lautet:

„Ich vermache des Helden Zufluchtsort, den zu verschönern ich Sorge trug, seinen Nachkommen."

V.

Der Tod des Fürsten Poniatowski.

(1813.)

Fürst Adam Czartoryski und Alexander. — Vorschläge des Czaren an Poniatowski. — Der Fürst Anton Radziwill, beauftragt vom Könige von Preußen. — Benehmen des Fürsten Poniatowski. — Zusammenkunft Napoleons mit Poniatowski zu Dresden. — Der Feldzug in Sachsen. — Der Fürst Sulkowski. — Dombrowski. — Der Graf Pac. — Die Polen auf der Insel Elba. — Krasinski. — Begräbniß des Fürsten Poniatowski.

Wir erlangten bald die Gewißheit, daß Oesterreich und Rußland sich mit einander verständigt hatten. Während Poniatowski nach Krakau marschirte, machte der österreichische Feldmarschall der russischen Vorhut, kommandirt vom General Czaplic, Platz — dieser, ein geborener Pole, hatte die Aufgabe, Proklamationen seines Souveräns, die voller bestechender Versprechungen waren, im Lande zu vertheilen.

Sowie die Minister Matuszewiz, Mostowski und Sobolewski, an deren Spitze Graf Zamoyski stand, von den großmüthigen Absichten Alexanders unterrichtet waren, kam es zwischen ihnen und den russischen Bevollmächtigten zu heimlichen Abmachungen, für welche Herr Bignon ein wachsames Auge hatte. Bignon, von Wilna zurückgekehrt, hatte Befehl, sich nach Krakau zum Fürsten Poniatowski zu verfügen.

Mißleitet von seinen trügerischen Hoffnungen, zweifelte Fürst Adam Czartoryski, der Freund und Vertraute Alexanders, nicht im Mindesten daran, daß der Autokrat die edelmüthige Absicht habe, Polen

als selbstständigen Staat wiederherzustellen. Er machte es sich zur Pflicht, dem Czaren zu dienen, dabei vergaß er leider, daß die altrussische Partei jedem Versuch einer Wiedererrichtung des Polenreiches unüberwindliche Hindernisse bereiten würde.

Hier beginnen die Intriguen Novosiltzoff's, der in der Entwickelung der Angelegenheiten unseres unglücklichen Landes eine nichtswürdige Rolle spielte. Er that, als theile er die Hoffnungen Czartorysky's und billige die liberale Richtung Alexanders, so kam er dahin, sich bei Beiden liebes Kind zu machen, indem er zugleich nicht vergaß, die Bojaren über die Folgen zu beruhigen, welche die edelmüthigen Absichten Alexanders etwa haben könnten. Er zog im Geheimen Vortheil aus dem ungeheueren Vermögen des Fürsten Czartorysky, um seiner Prunksucht und seinem geheimen Hange zu liederlichen Excessen fröhnen zu können.

Durch Intriguen aller Art auf die politische Bühne gelangt, auf der sein Einfluß so verhängnißvoll werden sollte, wurde er Mitglied der provisorischen Regierung.

So standen die Dinge, als Fürst Poniatowski, der mit seiner Armee in Krakau war, auf die Befehle Napoleons wartete.

Alexander, der den Augenblick für passend hielt, uns von Frankreich zu trennen, ließ dem Fürsten die vortheilhaftesten Vorschläge in Bezug auf Polen machen. Es war damals, als Poniatowski den ihn so hoch ehrenden Ausspruch that:

„Ich würde mich keiner Hoffnung, und wäre sie noch so begründet, hingeben, wenn ich sie mit ehrlosen Handlungen bezahlen müßte."

So reiste denn der russische Unterhändler, ohne Etwas erreicht zu haben, wieder ab. Jetzt ging Preußen vor: Fürst Anton Radziwill, Gemahl der Prinzessin Louise von Preußen, einer Cousine des Königs, stellte sich ebenfalls in Krakau mit geheimen Aufträgen ein.

Radziwill gab zu verstehen, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, da sich Niemand mehr darüber wundern würde, einen Poniatowski nach dem Thron eines Wahlkönigs von Polen streben zu sehen. Er erklärte, daß, da das Schicksal Polens an einem so gerechtfertigten Ehrgeiz hinge, die Geschichte unmöglich einem so tapferen Heerführer einen Vorwurf daraus machen könne, wenn er die französischen Fahnen verließe und die seinigen flattern ließe.

An diese Auseinandersetzungen waren Lobeserhebungen und Schmeicheleien aller Art geknüpft.

Poniatowski aber erwiderte, daß er sich des ihm gespendeten Lobes würdig zu zeigen beabsichtige und ohne Rückhalt antwortete: er lehne die Vorschläge kurz und bündig ab. Der Fürst war wohl mehr erstaunt, als daß er sich geschmeichelt fühlte.

„Ich habe geschworen," fügte er seiner Absage hinzu, „die Sache meines Vaterlandes nicht von der Napoleons zu trennen, der sich als unser einziger Freund erwiesen, und uns die Hand geboten hat."

Der Fürst forderte den Abgesandten des Königs von Preußen auf, innerhalb von 24 Stunden Krakau zu verlassen, und ließ ihm sagen, er werde Bignon von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

Von diesem Tage an datirt das unbedingte Vertrauen, welches Napoleon dem Fürsten Poniatowski an den Tag gelegt hat. Der Kaiser trug sich auch mit der Idee, den Fürsten auf den polnischen Thron zu setzen, sowie es die Umstände nur irgend zuließen.

Mir ist ein Brief zu Gesicht gekommen, in welchem mein Onkel über eine vertrauliche Unterredung spricht, welche er in Dresden mit Napoleon in dem Augenblick hatte, da man über einen Friedensschluß in Unterhandlung war, der damals unter günstigen Bedingungen möglich erschien. Es ist sonderbar, daß Napoleon von Poniatowski verlangte, er solle über diese wichtige Angelegenheit seine Meinung sagen.

Der Fürst mit dem Freimuth des Soldaten erwiderte: „Da Ew. Majestät so befehlen, hier meine Auffassung: Es würde mir klug scheinen, Frieden zu schließen, um hernach besser Krieg führen zu können."

„Möglich, daß Sie nicht Unrecht haben," rief Napoleon, „aber ich werde weiter Krieg führen, um nachher einen um so besseren Frieden schließen zu können. Die Zukunft wird zeigen, wer von uns Beiden Recht hat."

Mit diesen Worten riß Napoleon an der Klingelschnur, die er die ganze Zeit über spielend in der Hand gehabt hatte, sodaß Leute aus dem Nebenzimmer hereinstürzten. —

Am 13. April 1813 erhielt die polnische Armee Befehl, sich in Bewegung zu setzen.

Sie marschirte durch Böhmen und konzentrirte sich bei Zittau.

Als ich mehrere Jahre später zur Kur nach Karlsbad reiste, pas-

sirte ich denselben Weg und fand überall den Namen Poniatowski hoch in Ehren stehend.

Im Sommer von 1813 offenbarte sich ja noch einmal das Genie Napoleons: Die Sonne von Austerlitz leuchtete wieder über den Schlachtfeldern von Lützen und Bautzen — bei Leipzig aber ging sie unter.

Der Kaiser traf in Delitz mit Poniatowski zusammen; er ließ sich über alle Punkte, auf die der Feind seine Angriffe richten könnte, Bericht erstatten, und schickte die Polen dahin, wo es vermuthlich am heißesten hergehen würde.

Während des ganzen 16. Oktober behaupteten diese die ihnen angewiesene Stellung, obwohl der Feind ihnen an Zahl weit überlegen war. Zu Delitz hatte Poniatowski seine Ernennung zum Marschall erhalten. Am 19. Abends wurde er zum Kaiser befohlen, um Befehle entgegenzunehmen.

„Fürst," redete ihn Napoleon an, „Sie werden die südliche Vorstadt vertheidigen und den Rückzug decken."

„Sire, ich habe nur wenig Leute noch übrig," erwiderte Poniatowski.

Er hatte am Abend vorher drei Viertel seiner Leute verloren.

„Gleichviel! Siebentausend Polen unter Ihrem Oberbefehl sind so gut wie ein Armeecorps."

„Sire, wir sind bereit, uns tödten zu lassen."

Noch einmal thaten die Polen Wunder der Tapferkeit; die kleine Zahl der Ueberlebenden aber war durch die Explosion der Elsterbrücke abgesperrt. Ihr heldenmüthiger Führer, der jeden Augenblick gefangen genommen zu werden befürchtete, stürzte sich in die Elster. Er war des Schwimmens unkundig und trug zudem einen Arm in der Binde — er verschwand in dem durch Regen gewaltig angeschwollenen, sonst nur kleinen Gewässer.

„Gott hat mir die Ehre der Polen anvertraut, ich gebe sie Gott zurück."

Das waren seine letzten Worte; in ihrer erhabenen Einfachheit liegt die Geschichte seines Lebens.

Nach mehreren Tagen erst erhielten wir Nachricht von dem beklagenswerthen Ereigniß. Die Russen, Herren über Warschau, verheimlichten die Einzelheiten der Schlacht, allein wir erfuhren bald Alles, und ich kann die Wirkung, die die Nachricht im ganzen Lande hervor-

rief, nicht besser schildern, als daß ich sie einem Erdbeben vergleiche. Das Land war in den Händen unserer schlimmsten Feinde, unsere Armee vernichtet — unsere Hülfsquellen waren erschöpft — es war schrecklich.

Das bescheidene Großherzogthum Warschau, welches uns eben noch so wenig unseren Erwartungen zu entsprechen, so weit hinter denselben zurückzubleiben schien — jetzt klagten wir um seinen Verlust.

Napoleon war in großer Verlegenheit, Poniatowski zu ersetzen: er wollte den Rest der polnischen Truppen doch nicht nach Hause schicken; seine Wahl fiel schließlich auf den Fürsten Sulkowski, der sich in Spanien ausgezeichnet hatte und dessen Name mit des Kaisers Erinnerungen an Aegypten verknüpft war: am Nil hatte ein Sulkowski seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und seine Gunst erworben.*) Die Wahl war keine glückliche. Sulkowski war wohl ein tapferer Mann, aber ohne Talent und hatte keine überlegenen Charaktereigenschaften. Des langen Feldzuges müde, ohne Ehrgeiz hatte er nur einen Wunsch: nämlich den, zu seiner von ihm vergötterten Gemahlin zurückkehren zu können. Er that Nichts, um die Stimmung der Soldaten zu heben, und da er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlte, reichte er selber seine Entlassung ein.

Nun wurde Dombrowski**) mit dem Oberkommando betraut; er hatte 1796 die polnischen Legionen in Italien formirt.

Dombrowski ging bei Mainz über den Rhein und machte in Sedan mit seinem einzigen nicht einmal vollzähligen Regiment Halt. Der General de Flahault,***) Adjutant des Kaisers, erhielt Befehl, zu ihm zu stoßen, um seine Truppen vollzählig zu machen. Mit großer Mühe wurden noch drei Kavallerieregimenter zusammengebracht, deren Kommando Graf Pac†) übernahm; Dombrowski, schon hochbetagt und krank, blieb in Sedan, beschäftigt mit der Reorganisation der Infanterie.

---

*) Von diesem Sulkowski spricht Bourrienne.

**) Johann Heinrich Dombrowski, geboren 1755, gestorben 1818.

***) Starb erst 1870.

†) Ludwig Michael Graf Pac zeichnete sich in allen Feldzügen des Kaiserreiches aus, zunächst als Schwadronschef im Garde-Chevaulegers-Regiment, dann als Oberst des 14. polnischen Kavallerieregiments, endlich als General im Stabe Napoleons. Er starb 1835. C. Stryienski.

Der tapfere Pac wurde bei Craon schwer verwundet und mußte in Pflege. Nun erhielt, laut Ordre, datirt Fontainebleau den 4. April 1814, Vincent Krasinski den Oberbefehl über die polnischen Harste.

Unsere Landsleute baten um die Gunst, dem Helden ins Exil nach Elba folgen zu dürfen. Napoleon, gerührt von solchen Beweisen treuer Anhänglichkeit, wählte dreißig Polen aus, die unter Befehl des Oberst Jerzmanowski sich nach Elba einschiffen durften.

Unpartheiligkeit ist eine oft peinliche Pflicht für Die, welche Memoiren schreiben. Ich muß darauf aufmerksam machen daß — im Allgemeinen — im Charakter des Polen sich zwei Extreme zeigen: ein Patriotismus, ein Edelsinn, eine Uneigennützigkeit ohne Grenzen, oder Prahlerei, Ehrgeiz, zügellose Eitelkeit. Aus diesen letztgenannten Eigenschaften setzte sich der Charakter Krasinski's zusammen. Dieser Mann war ehrgeizig ohne Seelengröße, Hofmann aus Princip und Geschmack, war ein verwegner Lügner, er schreckte vor Nichts zurück, was seinen tollen Plänen förderlich schien.

Da er die Rolle eines großen Herrn, eines Beschützers der Künste zu spielen bemüht war, bestellte er bei Vernet ein Bild, die Schlacht von Somo Sierra*) darstellend, er hatte die Keckheit, sich darauf porträtähnlich anbringen zu lassen: dabei wußte doch sozusagen Jedermann, daß er der Schlacht gar nicht beigewohnt hatte. Möglich ist, daß seine Zeitgenossen ihm dies Alles verziehen hätten, hätte er sich nicht nach dem Sturze Napoleons an den Czaren angeschlossen: wie er zuvor ganz Franzose gewesen war, so wurde er jetzt ganz Russe — Niemcevicz nannte ihn „einen Freiwilligen im Dienste der Niederträchtigkeit".

Die letzte Gunst, die ihm das Glück erwies, würde ihn vielleicht, wenn er sie richtig benützt hätte, in den Augen seiner Landsleute rehabilitirt haben; eine unbesiegbare Neigung zum Ränkespiel und der

*) Anmerkung des Uebersetzers. Am 30. November 1808 nach der vorhergegangen siegreichen Schlacht von Espinosa de los Monteros über den General Blake besetzte Victor, Herzog von Belluno, der das 1. Corps der französischen Armee in Spanien kommandirte, die Defileen von Somo Sierra: eine wegen des Terrains mit den größten Schwierigkeiten verbundene Aufgabe, die ruhmreich gelöst wurde, nachdem dem Feinde seine gesammte Artillerie abgenommen war. In diesen Defileen kam es zu der in der Kriegsgeschichte berühmten Attacke der polnischen Ulanen der Kaisergarde.

Drang, auf alle Fälle emporzukommen, aber lockten ihn völlig auf eine schiefe Ebene und machten ihn geradezu verächtlich.

Er war von Alexander beauftragt worden, die Trümmer unserer Armee nach Polen zurückzuführen, und sollte unterwegs in Leipzig die Leiche des Fürsten Poniatowski ausgraben lassen und mitbringen.

Nachdem er diesem Befehl entsprochen hatte, hätte Krasinski sich zurückziehen, seinen Erinnerungen leben und weitere Ereignisse abwarten sollen.

Ich muß, um von der Uebermittelung der Asche Poniatowski's zu sprechen, Muth fassen!

Sowie die Ankunft des Trauerzuges bekannt gemacht wurde, eilte ihm die ganze Stadt entgegen. Die Geistlichkeit stellte sich am Thor in vollem Ornat auf. Der auf dem Leichenwagen stehende Sarg war mit einem Hermelin halb verdeckt und mit Wappen und Insignien reich geschmückt; die Truppen folgten mit zur Erde gesenktem Bajonett in tiefem Schweigen. Plötzlich wie von einem gemeinsamen Gedanken erfaßt, fielen sie den Pferden in die Zügel, schirrten dieselben aus und bemächtigten sich des Sarges, den sie auf ihren Schultern in die Kirche zum heiligen Kreuz trugen, um ihn dort den Generälen zu übergeben und ihn in die Gruft senken zu lassen. —

Die Ueberreste Poniatowski's wurden später von Warschau nach Krakau geschafft und dort in der Kathedrale, in welcher unsere Könige und Helden begraben liegen, zu ewiger Ruhe beigesetzt.

Von dem Tage an drängten sich große Volksmengen allmorgendlich vor den Thoren der Kirche, um der Todtenmesse beizuwohnen — ich habe bei solcher Gelegenheit mehr als einmal alte Krieger neben mir gehabt, welche die Stufen des Katafalkes mit ihren Thränen benetzten.

Mein Trauerwagen hatte dem Leichenzuge nur langsam folgen können, denn das Gedränge war groß. Ich hatte meine Kinder bei mir; ich glaubte eine letzte Pflicht zu erfüllen, indem ich sie trotz ihrer Jugend zu dem traurigen, ergreifenden Schauspiel zuließ.

Sie sollten nie vergessen, es sollte sich ihrer Erinnerung für immer einprägen: wie viel Ruhm darin liegt, so gelebt zu haben und so gestorben zu sein, wie Joseph Poniatowski.

Tod des Pri

Nach dem Gemälde von Horace Vernet (

Poniatowski.

Sammlung der Prinzessin Poniatowska).

Fünfter Theil.

Die Russen in Warschau.

I.

Kosciuszko und Alexander.

Korrespondenz Alexanders und Kosciuszko's im Jahr 1814. — Der Grabhügel. — Der Ministerrath. — Novosiltzoff. — Die Pfeife des Herrn de Lanckoy.

Während eines kurzen Aufenthaltes bei Verwandten meines Mannes in Willanow, beschäftigt mit der Erziehung meiner drei Kinder, nehme ich trauererfüllt den Bericht der Ereignisse wieder auf, die sich nach der Abdankung Napoleons in Polen zutrugen.

Der Czar Alexander hatte erklärt, daß er unser Land unter seinen persönlichen Schutz stelle. In Paris erwies er den Polen die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten. Benachrichtigt hiervon, hielt es General Kosciuszko*) für seine Pflicht, dem Czaren einen Brief zu schreiben, der folgendermaßen lautet:

*) Anmerkung des Uebersetzers: Thaddäus Kosciuszko, geboren 1746, stammte aus Lithauen; er nahm im Stabe Washington's am amerikanischen Unabhängigkeitskriege Theil; trat, in seine Heimath zurückgekehrt, für die Verfassung vom Jahre 1791, von welcher in diesen Memoiren schon die Rede war, ein und focht bei Dubienka mit großer Auszeichnung gegen die Russen. Beim Aufstande von 1794 wurde er zum Diktator ausgerufen und erfocht bei Raclawice einen Sieg über die Russen, vertheidigte Warschau gegen die Preußen, wurde aber am 10. Oktober 1794 bei Maciejowice von den Russen geschlagen und gefangen genommen. Paul I gab Kosciuszko, der sein Ehrenwort gegeben hatte, nie wieder gegen Rußland den Degen zu ziehen, frei. Kosciuszko ging zunächst nach Nordamerika. 1814 lebte er in Fontainebleau. Kosciuszko war ein edler Patriot, ein tapferer Heerführer und ehrenhafter Mann. Er ist 1817 in der Schweiz gestorben. Auch seine irdischen Ueberreste sind später in das große Mausoleum der polnischen Helden, in die Kathedrale zu Krakau, überführt worden.

Brief Kosciuszko's an den Kaiser Alexander.

Sire! Wenn ich von meiner bescheidenen Zufluchtsstätte aus es wage, mich an einen großen Monarchen zu wenden, der sich für einen Beschützer der Menschheit ausgiebt, so geschieht es, weil mir sein hochherziger Sinn wohl geläufig ist. Ich beginne damit, von Eurer Majestät drei Gnadenakte zu erbitten. Der erste wäre der, eine allgemeine Amnestie, ohne Einschränkung für alle Polen zu erlassen, und die in den fremdländischen Armeen zerstreuten polnischen Bauern, sobald sie in ihre Heimath zurückkehren, als frei zu erklären. Der zweite Gnadenakt würde der sein, daß Eure Majestät sich zum Könige von Polen erklären, eine Verfassung, der englischen ähnlich, annehmen und daß Eure Majestät auf Kosten der Regierung für den Unterricht der Bauern Schulen errichten. Die dritte Gnade, die ich erbitte, ist die, daß die Leibeigenschaft dieser Leute innerhalb von zehn Jahren abgeschafft werde, daß dieselben sich ihres Besitzes als freien Eigenthums erfreuen mögen.

Sollten meine Bitten Erhörung finden, so werde ich in Person, obwohl krank, mich Eurer Majestät zu Füßen werfen, um Allerhöchstdenselben zu danken und meinem Souverän zu huldigen.

Könnten meine schwachen Fähigkeiten noch von irgend welchem Nutzen sein, so will ich ungesäumt abreisen, um mich wieder mit meinen Landsleuten zu vereinen und meinem Lande wie meinem Souverän treu zu dienen.

Berville, 9. April 1814.

Kosciuszko.

Alexander antwortete am 3. Mai — es ist das Datum der Konstitution von 1791. Geschickt in der Kunst der politischen Koketterie, wählte er nicht ohne Absicht ein den Polen theueres Datum, um ihnen glänzende Versprechungen zu machen und die persönliche Zuneigung Kosciuszko's zu erlangen.

Hier folge der Brief des Czaren wörtlich:

Brief des Kaisers Alexander an Kosciuszko.

Ich empfinde eine große Genugthuung, General, auf Ihren Brief zu antworten. Ihre theuersten Wünsche sind erfüllt. Mit der Hülfe des Allmächtigen hoffe ich die Wiedergeburt der braven und ehrenwerthen Nation durchführen zu können, der Sie angehören. Ich habe

die Verpflichtung dazu auf mich genommen: von jeher hat das Wohlergehen der Polen meine Gedanken beschäftigt. Politische Umstände waren es allein, die mir Hindernisse in den Weg legten. Jetzt fallen diese Hindernisse fort. Zwei Jahre eines furchtbaren, aber siegreichen Kampfes haben sie beigelegt. Nur einige Zeit noch, und die Polen werden ihre Heimath, ihren Namen wieder und ich das Glück haben, sie zu überzeugen, daß Der, den sie für Ihren Feind hielten, Der sein wird, der ihren Wünschen die Erfüllung bringt.

Wie groß, General, wird meine Genugthuung sein, Sie zur Hülfe zu haben! Ihr Name, Ihr Charakter, Ihre Talente werden meine beste Stütze sein.

Empfangen Sie, General, die Versicherung meiner vollsten Hochachtung.

Alexander.

Solche Worte ließen keinen Zweifel von den Absichten Dessen zu, der sie mit eigener Hand unterzeichnet hatte.

Kosciuszko, bestochen und hingerissen, eilte nach Paris, um dem Czaren seine Dienste anzubieten, und dieser ging so weit, dem Vertheidiger der Volksfreiheit einen Ehrenposten vor sein Haus zu stellen.

Alexander begriff wohl, welche Begeisterung in Polen der hochgehaltene Mann hervorrufen werde, und nahm bereitwillig das edelmüthige Anerbieten des Patrioten an, theilte ihm seine Absichten mit und bat ihn, ihm auf den Wiener Kongreß, der über unser Schicksal entscheiden solle, zu folgen.

Kosciuszko aber mußte sich bald überzeugen, daß die Absichten des Kaisers Alexander nicht der Art waren oder sein konnten, wie sie sein glühender Patriotismus erwartet hatte, deshalb hielt er sich fern und wollte nicht, daß sein Name mit den illusorischen Versprechungen, die der Autokrat nicht aufhörte uns zu machen, verbunden würde.

Das Herz voll Bitterniß kehrte Kosciuszko in die Schweiz zurück, um dort sein Leben zu beschließen. Er starb in den Armen von Freunden, einen Namen hinterlassend, dessen Erinnerung nie erblassen wird.

Die Polen erhielten vom Kaiser die Erlaubniß, die Leiche in die Heimath des Helden zu schaffen — sie ruht jetzt neben der Poniatowski's!

Auch wurde beschlossen, um kommenden Generationen die Erinnerung an die Dienste, die unser nationaler Held geleistet hatte, stets gegen-

wärtig zu erhalten, vor den Thoren Krakau's einen Tumulus zu errichten; zehn Jahre waren nöthig, um das Denkmal zu vollenden, es kostete große Summen. Alle Klassen der Bevölkerung nahmen an der Subskription Theil: der Name des Kaisers aber stand an der Spitze derselben.

Alexander besaß unzweifelhaft eine gewisse Seelengröße, mit der Souveräne nicht immer ausgestattet sind: er hatte Verständniß für edle Empfindungen, und es schien, als könne er sich durch dieselben, auch wenn sie ihm feindlich waren, nicht verletzt fühlen.

Sowie über unser Schicksal auf dem Wiener Kongreß die Würfel gefallen waren, fügte der Kaiser Alexander seinen Titeln den eines „Königs von Polen" hinzu. Da er der Regierung des Landes einen nationalen Anstrich geben wollte, so berief er einen Ministerrath, welchem drei der rechtschaffensten Männer beigesellt wurden, nämlich: der Fürst Czartoryski (Adam, Sohn von Adam Kasimir), Wawrzecki und Fürst Lubecki, Präsident war der russische Senator Lanckoy.

Novosiltzoff war auch Mitglied des Rathes. Diesen Mann hatte die Natur nachlässig bedacht, als wolle sie, daß sein abstoßendes Aeußere eine Warnung vor seinem Charakter sein sollte. Er schielte auf eine ganz absonderliche Weise. Während das eine seiner Augen zu schmeicheln schien, suchte das andere den verborgensten Gedanken Dessen, auf den es sich richtete, zu ergründen. Er wurde mir durch den Fürsten Czartoryski vorgestellt, und während der ersten Tage seines Aufenthaltes in Warschau besuchte er mich häufig, dem Anscheine nach, um zu wissen, was bei mir gesprochen und gedacht wurde.

Ich muß einräumen, daß er für mich einige Monate lang etwas Fesselndes hatte: ich glaubte, er wäre unseren Interessen ergeben; erfahrenere Leute als ich wurden bethört und sahen ihren Irrthum nicht so schnell ein als ich.

Novosiltzoff war ein natürlicher Sohn des Grafen Strogonoff und auf dessen Kosten im Auslande erzogen worden. Sein Aufenthalt in England hatte ihm das Aeußere eines Gentleman beigebracht; zwanzig Jahre lang währte sein unseliger Einfluß auf die Angelegenheiten Polens. Ein hinterlistiger, habgieriger Angeber, erfand er unaufhörlich Verschwörungen, nur um die Regierung zu beunruhigen und dadurch Leben und Freiheit junger Studirender zu gefährden, deren Mütter mit ihrer geringen Habe büßen mußten.

Sowie Herr de Lanckoy in sein Amt eingesetzt war, ließ er auch

Frau und Kinder, alle häßlich wie Patagonier, kommen. Trotz seines tartarischen Aeußeren, trotz seiner hervorstehenden Backenknochen, seiner geschlitzten Chinesenaugen aber sah er aus wie ein rechtschaffener Mann, auch hatte er ein entgegenkommendes Wesen. Er gehörte zu den wenigen Russen, welche das Recht haben, als ehrenwerthe Männer anerkannt zu werden — sein Aeußeres aber hatte in der That etwas Bärenhaftes.

Ich erinnere mich, daß, als ich nothwendiger Weise der Frau de Lanckoy meinen Besuch abstatten mußte, eine Freundin mich darauf aufmerksam machte, daß der Herr Präsident sich erlaube, als echter Satrap seinen Salon mit der Pfeife im Munde zu betreten, sobald er glaubte, auf die Nachsicht der anwesenden Damen zählen zu dürfen. Ich trat daher, um nicht zu den Intimen gerechnet zu werden, sehr steif auf. Das Zimmer, in dem sich Frau de Lanckoy befand, war mit Tabaksduft ganz gesättigt, der Herr hatte sich soeben, als der Kammerdiener mich angemeldet hatte, davongemacht. Unter den vielen Besuchern, die ich antraf, befand sich auch der Herr de Novosiltzoff; ich machte ihn auf den abscheulichen Geruch aufmerksam und bemerkte ihm, er möchte doch genau untersuchen lassen, ob es nicht möglich wäre, durch ein System von Abzugsröhren eine Verbindung mit der im Hofe des vom Herrn Präsidenten bewohnten Palais Brühl befindlichen Wachstube herzustellen.

Ich glaube, daß man mich verstanden hatte, denn Herr de Lanckoy unterließ es von da an, den Salon mit dem Tschibuk im Munde zu betreten.

II.

Der Wiener Kongreß.

(1815.)

Der Fürst Czartoryski auf dem Kongreß. — Korrespondenz des Fürsten mit Lord Gray und Lord Holland. — Der Fürst Metternich. — Herr von Talleyrand. — Lord Castlereagh. — „Der Kongreß tanzt." — Die Souveräne und die Frauen. — Das Turnier. — Nachrichten über die Landung Napoleons. — „Es lebe der König von Polen." — Die neue Verfassung.

Der Fürst Czartoryski, erblindet in seinen Illusionen und im Glauben, Alles erreicht zu haben, was er ersehnte, begleitete den Kaiser Alexander auf den Wiener Kongreß — dort kam es allerdings zu einem harten Kampf zwischen seiner Einbildung und der Wahrheit!

Als er gewahr wurde, daß die Absichten Alexanders doch nicht der Art waren, wie er sie erwartet hatte, suchte er England für die Interessen Polens zu gewinnen, und trat in eine intime Korrespondenz mit Lord Grey und Lord Holland. Er suchte diesen Herren begreiflich zu machen, daß es für die Ruhe Europas doch durchaus nöthig wäre, der Machtentfaltung Rußlands einen Damm vorzuschieben, indem man Polen stärkte, welches ein Bollwerk der Civilisation nach Osten hin darstelle.

Diese Briefe, von denen ich einige Abschriften gesehen habe, hatte der Fürst die Thorheit begangen, einem Privatsekretär, der schon viele Jahre bei ihm war, anzuvertrauen. Der Charakter und die Ergeben-

heit dieses Menschen schienen ihm genügende Sicherheit zu bieten, allein die Briefe wurden unterschlagen und dem Herrn de Novosiltzoff ausgeliefert. Dieser bediente sich derselben später, um einen Minister und Freund Alexanders anzuklagen.

Kaiser Alexander hatte ja viele Jahre hindurch die guten Eigenschaften und Fähigkeiten Czartoryski's schätzen gelernt, er ließ ihn von Beginn des Kongresses an an allen seinen der zukünftigen Gestaltung Polens geltenden Arbeiten Theil nehmen. Czartoryski aber hatte keinen anderen Ehrgeiz als den, seinem Lande nützlich zu sein und demselben mit ganzem Eifer zu dienen: er glich jenen heroischen Gestalten des Alterthums, die ihrem Vaterlande sich selbst und alle ihre Neigungen opferten.

Diejenigen, welche ihn im Verdacht hatten, für sich selbst thätig zu sein, begingen einen gewaltigen Irrthum.

Es lag auf der Hand, daß die Vertreter der verschiedenen europäischen Kabinette mit Instruktionen eintrafen, welche mit den Wünschen Alexanders nicht zusammenfielen.

Alle waren einig über die Unbilligkeit der Theilung Polens, ebenso wie über die Unmöglichkeit, einen Zustand länger zu dulden, der zu fortwährenden Unruhen führen mußte: Alle wollten, daß Polen mit seinen alten Grenzen wiederhergestellt, daß es frei und unabhängig würde.

Fürst Metternich erklärte im Namen seines Herrn, er werde vor den größten Opfern nicht zurückschrecken, unter der Bedingung, daß Polen eine nationale Regierung bekäme.

Herr de Talleyrand bestand im Namen Frankreichs auf der Wiederherstellung Polens, indem er erklärte, die Theilung dieses Landes wäre das Vorspiel zu einer Umwälzung Europas gewesen: der eben erst wieder in seine Rechte eingesetzte König von Frankreich beanspruche jedoch nur einen berathenden Antheil an der Sache.

In England beeinflußt die öffentliche Meinung stets mehr oder weniger die Politik. Lord Castlereagh verfehlte nicht, in klarer Form die Nothwendigkeit zu betonen, das größte politische Verbrechen, welches je die Civilisation besudelt habe, wieder gut zu machen. Der edle Lord verlangte, daß die theilenden Parteien ein System annähmen, das „ihnen in den Augen der gesammten Welt zur Ehre gereichen möchte."

Preußen, dessen Interessen mit denen Rußlands parallel liefen,

schwieg: es war ja froh, der Vernichtung, mit der es von Napoleon bedroht war, entgangen zu sein.

Mitten in seinen hochwichtigen Arbeiten aber „tanzte der Kongreß": ein geflügeltes Wort, in welchem eine Persiflage der Verhandlungen liegen sollte.*) Wir hatten Nachricht über Alles was geschah. Jeder hatte einen Freund oder sonst Jemand in Wien, der ihn mit allen, auch den geringfügigsten Nachrichten versorgte. Die Souveräne, wie Kinder, die die Aufsicht des Schullehrers los sind, gaben sich der Freude hin, wieder Herren in ihrem Hause zu sein. — Sie glaubten, sie hätten nun Nichts mehr zu befürchten. Ein Jeder wählte sich seine Dame — Kaiser Alexander huldigte einer jungen Frau, die für ein Muster von Tugend galt, der Fürstin A. Sie war so wenig hübsch, daß man sich allgemein über des Czaren Wahl wunderte und des Unterschiedes zwischen der jungen Fürstin und der berühmten Mademoiselle Bourgoin, welche dem Czaren so viel zu schaffen gemacht hatte,**) gedachte.

Der König von Preußen war um die schöne Julie Zichy besonders bemüht; die kleinen Fürsten folgten diesen Beispielen, und aus dem Kongreß wurde eine Art von Minnehof, es ging so weit, daß von den jeden Morgen von den Ministern ausgetauschten diplomatischen Noten die Souveräne nur sehr flüchtig Notiz nahmen, weil sie durch Zerstreuungen so sehr in Anspruch genommen waren.***)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es stammt von dem wegen seines Witzes vielgenannten, in Wien lebenden Fürsten de Ligne, es lautet wörtlich: „Le congrès ne marche pas, il danse" (der Kongreß geht nicht [kommt nicht vorwärts] — er tanzt.)

**) Ueber die berühmte Schauspielerin, Therese Bourgoin, finden sich in dem Werk von Frd. Masson „Napoléon et les femmes" (deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898, pag. 84) lesenswerthe, hierhergehörige weitere Nachrichten.

***) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist auffallend, wie sehr diese lustig liederliche Zeit des Wiener Kongresses an die lustig liederliche Direktorialzeit erinnert. Damals fühlte man sich vom Alp der Revolution befreit, jetzt von dem Druck des Weltbezwingers, den man unschädlich gemacht zu haben glaubte. Ueber das Leben in Wien während des Kongresses finden wir im Leben Stein's von Pertz, bei Comte A. de la Garde: „Fêtes et Souvenirs du Congrès de Vienne" (Paris 1843) und vor Allem in dem Tagebuch des russischen Oberst Karl von Nostiz, auch bei Varnhagen von Ense genaue und oft recht pikante Mittheilungen. Sehr munter und auf Zerstreuungen erpicht scheint besonders der Czar gewesen zu sein, der auch gern Wetten machte und mit Anstand verlor. So wettete er eines Tages mit der Frau . . ., wer von ihnen Beiden am schnellsten die Kleider wechseln könnte — die Dame, nebenbei bemerkt, war die Siegerin.

Der Wiener Hof entfaltete eine Pracht, die man den Zeiten nach kaum für möglich gehalten hätte — man glaubte doch, alle Kassen wären nach den Kriegen erschöpft. Kaiser Franz gab die glänzendsten Feste, unter anderen ein Turnier, bei dem die Kostüme und der Schmuck der Pferde von außerordentlichem Werthe waren.

Mit Diamanten besäte Damen vertheilten die kostbarsten Preise. Das Fest fand in der kaiserlichen Reitbahn statt, die Platz für mehrere Tausende Personen bot; der Hof hatte die Billets verkauft.*)

Mitten in diesem Freudentaumel, diesen lärmenden Vergnügungen erhielt Herr de Talleyrand einen Courier, welcher die Nachricht von der Landung Napoleons brachte.**)

Es war, als zucke ein Blitz aus heiterem Himmel mitten unter Die, welche so schnell ihr Unglück, ihre Erniedriegung vergessen hatten! Ja! Der Löwe, der sich todt gestellt hatte, hatte sich brüllend erhoben.

Es war keine Zeit zum Austausch von Noten, zum Verhandeln — Couriere jagten auf allen Straßen dahin, um die auf dem Heimmarsch begriffenen Armeen anzuhalten.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Der kaiserlichen Schatulle haben die Festlichkeiten an 20 Millionen Gulden gekostet; Anleihen im In- und Auslande, namentlich in England, kamen für den baaren Bedarf auf.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Es liegt ein Irrthum der Frau Gräfin Potocka vor. Nicht Talleyrand, sondern Metternich, der „Ministre papillon" des „berühmten" Kongresses, erhielt die erste Nachricht. Er schreibt selbst:

„Die erste Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weise erhalten. In der Nacht vom 6. auf den 7. März brachte mir gegen sechs Uhr früh mein Kammerdiener eine mittelst Estafette angelangte, als „dringend" bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte „Vom K. K. Generalkonsulat in Genua" las, legte ich, kaum zwei Stunden im Bette, die Depesche uneröffnet auf den Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige, der englische Kommissär Campbell sei so eben in dem Hafen erschienen, um zu hören, ob sich Napoleon in Genua nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden. Als sich die Minister bei mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste, welcher eintrat. Ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt, und zwischen uns fand das folgende lakonische Gespräch statt. Talleyrand: ‚Wissen Sie, wohin Napoleon geht?' — Ich: ‚Der Bericht sagt hiervon Nichts.' — Talleyrand: ‚Er wird irgendwo an der Küste von Italien landen und wird sich in die Schweiz werfen.' — Ich: ‚Er wird geradeaus nach Paris gehen.'"

Das war das Ende dieses eigenthümlichen Kongresses! Schnell aber war es noch zu einem Vertrage gekommen, dem „Vertrage von 1815," der das Schicksal Polens besiegelte.

Alexander, der wohl mit dem schnellen Abschluß zufriedener war, als er gehofft hatte, wenn er die Schwierigkeiten in Betracht zog, die anfänglich vor ihm auftauchten, erklärte sich zum Könige eines Landes, welches man ihm ohne jeden Rückhalt überließ. Er machte großen Lärm mit einer „Wiederherstellung", auf welche er angeblich sein „schönstes Anrecht an die Unsterblichkeit" begründen wollte, in Wahrheit aber handelte es sich um eine abermalige Theilung; er vermehrte die Zahl seiner Unterthanen um vier Millionen, erklärte, den Anderen die freie Verfügung über die von ihnen bei der Theilung ergriffenen Provinzen nicht streitig machen zu wollen.

Alexander verhehlte es sich nicht, daß er sich Denen gegenüber rechtfertigen müsse, denen er unzählige Male schon weit mehr versprochen hatte, als er später hielt, so erklärte er denn, daß die „Ruhe Europas" es einstweilen nicht gestatte, daß alle Polen in einem einzigen Staat vereinigt würden.

Der Courier, der diese für uns hochwichtige Nachricht brachte, war auch der Vermittler. von Instruktionen für den Präsidenten, für den Senat und Herrn de Novosiltzoff. Er traf an einem Abend ein, und es wurde sogleich darüber berathen, in welcher Form man am Auffallendsten den Inhalt der Botschaft veröffentlichen könnte. Herr de Novosiltzoff, ein Mann der Initiative, erklärte, es würde das Beste sein, im Theater während eines Zwischenaktes die lauten Rufe: „Es lebe der König von Polen" erschallen zu lassen. Gewiß eine sonderbare Idee!

Die Sache hatte ihren Verlauf, wie befohlen: es war unmöglich anzunehmen, daß der kaiserliche Kommissar sich einen schlechten Scherz erlaube: die Beifallsrufe besonders im Partere, wo die meisten bezahlten Schreier sich befanden, waren ohrenzerreißend, in den Logen aber blieb Alles ruhig. Niemand, der die öffentliche Meinung beeinflußte, gesellte sich den unermüdlichen Vivatrufern bei.

Herr de Novosiltzoff mochte sich noch so sehr abmühen, mit seinen schielenden Augen aufmunternde Blicke unter die Menge zu werfen, Händedrücke und ein verbindliches Lächeln auszutheilen — es wurde bald wieder still!

Einige Adjutanten des Kaisers, die in Warschau waren, mischten

sich geschäftig unter das Publikum, in den Thüren der Logen aber blieben sie eingeschüchtert von dem kalten Empfange stehen, und da sie allem Anschein nach nicht recht wußten, was sie dazu für Gesichter machen sollten, eilten sie auf ihre Plätze zurück.

Auf diese Weise erhielten wir Kenntniß von einem Ereigniß, das in Nichts unsere zweifelhafte Lage änderte, nur erhielten wir das Versprechen einer auf nationaler Vertretung basirenden Verfassung.

Eine repräsentative Regierungsform, so wie sie in England bestand, war für den Augenblick die Marotte Alexanders: er spielte „Verfassung" wie Kinder „Knippkugeln".

Diejenigen, die ihm persönlich näher traten und ihm ergeben waren, behaupteten, die Absichten Alexanders gingen dahin, noch mehr zu thun, als er versprochen hätte. Man sagte, daß Alexander, vielfach behindert durch die Unzufriedenheit, welche seine Vorliebe für Polen in Rußland erwecke, nur langsam und bedächtig vorgehen könne. Ich bin nicht in der Lage, diese Anschauung geradezu abzuweisen, jedenfalls aber scheint mir, daß, wenn Alexander in Wahrheit Polen regeneriren wollte, er nicht seinem Bruder Konstantin Vollmacht ertheilt hätte: mußte er doch im Voraus wissen, daß dieser dieselbe mißbrauchen, daß Konstantin seinem Charakter und seinen Anschauungen nach ein Gegner der liberalen Maßregeln war, welche der Czar ergreifen zu wollen erklärte.

Am 13. Mai 1815 unterzeichnete Alexander den Verfassungsentwurf, welcher seinem neuen Königreich zu Gute kommen sollte. Es fiel in demselben das schmeichelhafte Versprechen besonders auf, daß man die Verfassung so viel wie möglich mit der vom 3. Mai 1791 verschmelzen wolle. Anders war der Eindruck, den man bei der Lektüre der gleich darauffolgenden Paragraphen erhielt, in welchen gesagt wurde, daß diese Konstitution als ein Band angesehen werden solle, welches für immer das Königreich Polen mit dem russischen Kaiserreich vereine.

Wenn nun diese Verfassung wenigstens ehrlich durchgeführt worden wäre, so hätte die Nation sich dabei beruhigt. Allein die Mißstimmung stieg, als man am Tage der Veröffentlichung des Statutes gewahr wurde, daß verschiedene Artikel des ursprünglichen Entwurfes ausgelassen, andere abgeändert waren.*)

*) Die Verfassungsurkunde war durch die Hände des Herrn de Novosiltzoff gegangen. (Anmerkung der Gräfin Potocka.)

III.

Aufenthalt des Kaisers Alexander in Warschau.

(1815.)

Ankunft des Kaisers. — Das Ceremoniell. — Der Ball. — Großfürst Konstantin. — Russische Disciplin. — Zusammensetzung des neuen Ministeriums. — Fürst Adam Czartoryski. — Zaïonczek. — Frau Zaïonczek. — Die Maitresse des Großfürsten. — Die Rache Konstantins.

Alexander hielt seinen Einzug als ein edelmüthiger Friedensstifter, als ein Wohlthaten spendender Wiederhersteller: der Zauber des Eindruckes wurde noch erhöht durch die liebenswürdige Art und Weise des Souveräns und durch das Selbstbewußtsein, welches das Glück verleiht. Es war nicht mehr der junge, vertrauensvolle Fürst, den wir früher vor dem Unglück hatten fliehen sehen — es war der Monarch in der Blüthe und Vollkraft seiner Jahre, ihn hatte das Unglück gefeit, jetzt überschüttete ihn das Glück!

Man begegnete ihm mit Höflichkeit und ruhiger Gelassenheit, die weit entfernt war von der Begeisterung, mit der man Napoleon bei seinem Einzuge begrüßt hatte.

Lästige Verhandlungen über die Art, *wie* man den Kaiser empfangen sollte, waren voraufgegangen. Die Einen schlugen vor, die Damen sollten als alte slavische Gottheiten ihm entgegenziehen, ihm Salz und Brod, die Symbole des Friedens, reichen, Andere wollten,

daß die Ceremonien, die früher bei der Wahl unserer Könige stattfanden, erneuert würden. Herr de Novosiltzoff aber mißbilligte den Plan indem er sagte, „es schicke sich nicht, alte Erinnerungen mit Hoffnungen zu vermischen". Man entschied sich also für die in anderen Ländern üblichen Empfangsformen, d. h. für Illuminationen mit transparenten Bildern und freie Vorstellungen in den Theatern. Die Stadt gab einen prachtvollen Ball in der „Redoute", die mit dem Theater in Verbindung gebracht wurde, die Räume wurden sehr glänzend und geschmackvoll dekorirt.

Der Kaiser erschien auf dem Ball umgeben von einem glänzenden Stabe polnischer Generäle; er trug die polnische Uniform und darüber den Cordon des weißen Adlers. Man hätte glauben können, er wolle vergessen machen, daß er der Herrscher sei, und wolle uns Vertrauen und Liebe zugleich einflößen. Der sanfte, wohlwollende Ausdruck seines Gesichtes berührte in der That angenehm und — sagen wir es offen — die Leichtigkeit, mit welcher wir Polen uns gewinnen lassen, that das Uebrige. Ich glaube, daß an jenem Tage Alexander, hingerissen von dem Ausdruck der Empfindungen, die seine Anwesenheit hervorzurufen schien, wirklich an ein freies, unabhängiges Polen, in welchem er eventuell Zuflucht und treue Unterthanen finden würde, dachte.

Auf dem Ball sahen wir zum ersten Mal den Großfürsten Konstantin, der als Adjutant neben seinem Bruder erschien. Die Uniform bis zum Halse zugeknöpft, den Degen an der Seite, verlor er den Kaiser keinen Augenblick aus den Augen; er schien sich auf seine dienstlich stramme Haltung nicht wenig einzubilden. Jedes Mal, wenn der Kaiser nach Warschau kam, übernahm er den Adjutantendienst, den er an Niemanden abtrat: er nannte Pflicht, was ihm Vergnügen machte. Er glaubte an jenem Abend offenbar, seine dienstliche Stellung verbiete ihm das Tanzen, er hielt sich stets neben der Eingangsthür zum Saal auf, um es nicht zu versäumen, wenn sein Vorgesetzter sich entfernte.

Ich wagte, eine scherzhafte Bemerkung an ihn zu richten, er antwortete sehr ernst:

„Der Dienst hat den Vortritt vor Allem, der Kaiser selbst könnte mich nicht davon dispensiren."

So groß war bei diesem Großfürsten der Diensteifer und die Liebe zur Disciplin, daß er glauben würde, ein Verbrechen zu

begehen, wenn er, der Aufforderung seines Bruders folgend, nur für einen Augenblick seinen Posten verlassen hätte. Für ihn war eine Parade gleichwerthig mit dem Schlachtfelde, denn da er selbst kein besonders tapferer Held war, liebte er den Schein mehr als die Wirklichkeit. Seine außerordentliche Strenge dem Soldaten gegenüber war ebenso sehr der Ausdruck seines wilden Naturells, als der Kleinlichkeit, mit der er an dienstlichen Details hing. Hätte Konstantin den Charakter Alexanders gehabt, so hätte er gewiß zu guterletzt die Polen unterworfen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die glühende Vaterlandsliebe, die uns zu den verwegensten Unternehmungen führte, auf die Dauer erlegen wäre unter dem Einfluß einer weniger willkürlichen Regierung, einer Regierung, die mehr in Uebereinstimmung gestanden hätte mit den versprochenen Einrichtungen.

Hoffen wir, daß die Vorsehung in ihren unerforschlichen Entschlüssen uns eine Zukunft zugedacht hat, deren Glück im Verhältniß steht zu dem ungeheuren Umfang unserer Leiden!

Der erste Aufenthalt des Kaisers hatte wesentliche Veränderungen in der Verwaltung des Königreiches zur Folge. Eine ständige Regierung trat an Stelle der provisorischen. Herr de Lanckoy kam fort, wohin, weiß ich nicht, als Regierungspräsident in irgend eine Provinz des großen russischen Reiches, hoffentlich ist er dort mehr am Platz gewesen, als er es in Warschau war.

Die Armee hatte bereits in der Person des Großfürsten einen Oberbefehlshaber, es handelte sich nun darum, ein Ministerium zu bilden und einen Reichsverweser zu ernennen. In die Regierung berief der Kaiser fast alle Diejenigen, welche während der kurzen Dauer des Großherzogthums zu ihr gehört hatten. Ignatius Sobolewski wurde Staatssekretär, Matuszewicz erhielt das Portefeuille der Finanzen, Mostowski das des Krieges, Graf Stanislaus Potocki, mein Schwiegervater, das des Unterrichtes. Justizminister wurde Thomas Wawrzecki. Er hatte in russischen Staatsdiensten gestanden und kam erst nach Warschau, als Alexander uns die provisorische Regierung gegeben hatte. Er wurde nicht freundlich aufgenommen, obwohl er ein rechtschaffener Mann war und während des Krieges von 1794 dem Vaterland manchen Dienst erwiesen hatte — man konnte es ihm nicht vergessen, daß er ein Amt in Rußland angenommen hatte.

Alle anderen Minister waren geistig hochstehende, sehr unter-

richtete Männer, von erprobt patriotischer Gesinnung,*) und für ihre Wahl konnte man dem Kaiser nur dankbar sein. Unglücklicher Weise aber folgte derselbe dem Beispiel Napoleons und setzte einen Ueberwacher der Regierung ein, der den Titel „Kaiserlicher Kommissar bei der Regierung von Polen" erhielt, Kommissar aber wurde — Novosiltzoff!

Seine Aufgabe war lediglich die: die Beziehungen zwischen Rußland und Polen zu erleichtern, Novosiltzoff aber mischte sich in Alles und erfuhr Alles, was sich zutrug.

Er war ein geheimer Anhänger der russischen Partei, bei der die Emancipation Polens, wenn man von einer solchen reden könnte, einen gewissen Neid erregte, und es scheint, daß er sogleich damit anfing, einen Bruch zwischen dem Souverän und der Nation herbeizuführen.

Die Einsetzung eines Commissars wie Novosiltzoff war der erste Akt, durch den Alexander das polnische Nationalgefühl verletzte. Niemand eignete sich für diesen Posten und verdiente ihn so sehr wie Fürst Czartoryski. Ein intimer Freund Alexanders, eingeweiht in alle Geheimnisse der Politik, hervorragend durch Bürgertugenden und hellen Verstand wie durch seine Uneigennützigkeit war er der geeignetste Repräsentant des Kaisers. Ihn hatte Alexander wohl auch zunächst im Auge gehabt, aber, von Anfang an einem verhängnißvollen Einfluß folgend, opferte er den Freund einem Vorurtheil, oder besser gesagt, den Einflüsterungen seines Bruders.

Sicherlich hätte sich Czartoryski niemals zum Werkzeuge der tollen Anforderungen einer Regierung der Willkür hergegeben; er hätte nicht gehandelt wie der Großfürst, der sich einer Ordnung der Dinge, die er nicht verstand, nicht fügen mochte.

Der Fürst Czartoryski behielt nur seinen Sitz im Senat und verlor jeden direkten Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes: er blieb auch Kurator der Universität Wilna, und dieser wichtige Posten machte ihn zum Schiedsrichter in allen Angelegenheiten, die den öffentlichen Unterricht betrafen: acht Millionen Polen, der russischen Herrschaft unterworfen, verdankten ihm ihr geistiges Gedeihen.

*) Graf Stanislaus Potocki und Mostowski hatten nach der Erhebung unter Kosciusko gefangen gesessen, der Eine in Olmütz, der Andere in Petersburg; sie hatten sich an der nationalen Erhebung und an dem Verfassungsentwurf vom 3. Mai betheiligt. (Anmerkung der Gräfin Potocka.)

Konstantin nahm Anstoß an den Namen, er hatte ja eine gewisse Abneigung gegen die vornehmen polnischen Familien; auch machte er dem Kaiser bemerklich, daß die Wahl eines Reichsverwesers am besten auf eine nicht allzu bekannte, Rußland ergebene Militärperson fallen würde; es müßte Jemand, der nie in Widerspruch zu den ihm ertheilten Befehlen träte, sein. So entschieden sich Beide dahin, den Posten einem gebrechlichen, charakterlosen Greise anzuvertrauen, der, der neuen Dynastie ergeben, gelehrig zu sein versprach.

Zaïonczek neigte sein im Feldlager gebleichtes Haupt und nahm ein Amt an, welchem seine Kräfte nicht gewachsen waren, seine geringen Verdienste nicht entsprachen.*)

Zaïonczek war ein Emporkömmling, eine Kreatur des nichtswürdigen Branicki,**) ein Schmeichler Bonaparte's; er war diesem nach Aegypten gefolgt, ohne sich jedoch irgendwie und -wo ausgezeichnet zu haben.

Er trat wieder in polnische Dienste, als Napoleon unserer Armee bedurfte; auf dem Rückzuge von Moskau verlor er ein Bein, wodurch die schlechte Meinung, die man im Allgemeinen von ihm hatte, sich ein wenig zu seinen Gunsten änderte.

Seine Frau verdient einen Platz in meinen Erinnerungen, und wenn die Geschichte ihrer nirgend gedenkt, so werden doch Alle, die sie kannten, sie der vornehmen Würde wegen, mit der sie sich in ihrer hohen Stellung erhielt, und des guten Einflusses wegen rühmen, welchen sie auf ihren Gemahl ausübte; sie ging unaufhörlich gegen die knechtische Unterwürfigkeit Zaïonczek's an, mit welcher dieser die unbilligsten Befehle, gleichviel ob dieselben zur Verfassung in Widerspruch traten oder nicht, ausführte: erklärte er doch öffentlich, daß er dem Kaiser Alexander mit derselben Ergebenheit diene, wie vordem dem Kaiser Napoleon.

Der fortwährende Kampf am häuslichen Herde führte oft schwere Gewitter herauf: Frau Zaïonczek, aus der einen Thür hinausgejagt,

---

*) Czartoryski sagt in seinen „Mémoires du prince Czartoryski": „Seit einiger Zeit hat sich der Verwaltungsrath überzeugt, daß der General Zaïonczek trotz seiner aufgeklärten und guten Absichten doch kein eignes Gewissen dem Großfürsten gegenüber hat."

**) Branicki, auch Branecki, ein Namensvetter des Herrn von Krakau. Es ist der Branicki, der in den Memoiren Lauzun's und Casanova's vorkommt.

aber kam zur anderen wieder herein und sagte ihrem Gemahl in einer Weise die Wahrheit, wie es Niemand sonst gewagt hätte — zuweilen hatte sie auch wohl Erfolg.

Taktvoll und sehr besonnen, war sie voller Hoheit den Hochstehenden gegenüber, bescheiden mit uns. Ihre plötzliche Erhebung hatte auf ihre Gewohnheiten, ihre Beziehungen keinerlei Einfluß gehabt. Einer unbedeutenden Familie angehörig, blieb sie in stetem Verkehr mit den Gliedern derselben, verleugnete dieselben nie, suchte ihnen aber auch durch ihre Stellung nicht förderlich zu sein. Edelsinnig und uneigennützig bekümmerte sie sich vielmehr um den Ruf ihres Gemahls. Verwunderlich in ihrer Geschmacksrichtung, war sie unwandelbar in ihren Empfindungen, ihren Anschauungen, neben einer echt frauenhaften Frivolität zeigte sich bei ihr eine bewundernswerthe Charakterfestigkeit.

Sie war zur Hälfte ein Minister, zur Hälfte eine — nicht der Oeffentlichkeit angehörende — Ninon; sie gab sich ihrer Vorliebe für Schmuck- und Modegegenstände, ihrer Neigung für Galanterien hin — sie war dabei schon sechzig Jahre alt — nie aber ließ sie eine Gelegenheit, ihrem Manne zu nützen, vorübergehen.

Von der Kaiserin-Mutter, die für kurze Zeit nach Warschau kam und so streng in Bezug auf Wohlanständigkeit war, wurde sie mit großer Auszeichnung behandelt; die hohe Frau wußte es ihr sogar Dank, daß sie den Zumuthungen des Großfürsten, sie möchte seine Maitresse, eine Französin, in der Gesellschaft einführen, Widerstand geleistet hatte.

Hier die näheren Vorgänge:

Es sollte beim Reichsverweser ein großer Ball stattfinden; der stets „gefällige" Herr de Novosiltzoff hatte es übernommen, eine Einladung für „Frau Fridrichs" zu vermitteln. Frau Zaïonczek trat zufälliger Weise gerade in das Zimmer ihres Gemahls, als über die delikate Angelegenheit berathen wurde; da sie ihren Mann bereit fand, dem ihm ausgesprochenen Wunsche zu willfahren, erklärte sie ihm unumwunden, daß, falls er die höchst unpassende Zumuthung nicht abwiese, sie dem Ball nicht beiwohnen, sondern krank sein würde — es sei denn, daß der Großfürst ihr einen eigenhändig von ihm unterzeichneten Befehl schicke, durch welchen sie sich in den Augen der anständigen Damen, die eingeladen wären, rechtfertigen könne. Das Ende vom Liede war, daß der gefällige Vermittler als geschlagen das Schlachtfeld verließ.

Den Vorwürfen ihres Gemahls gegenüber, der ihr alles mögliche Unglück prophezeite, blieb sie ruhig, und ihr festes Auftreten trug ihr kein Unglück, vielmehr in Warschau wie in Petersburg eine allgemeine Achtung ein.

Der Großfürst, obwohl sehr ungehalten, wagte Nichts zu sagen, denn er sah wohl ein, wie unpassend seine Zumuthung gewesen war: er war in Bezug auf Recht und Unrecht durchaus feinfühlig, aber zu schwach, um seiner Maitresse Etwas abzuschlagen, und zu sicher überzeugt von dem steten feigen Nachgeben des Reichsverwesers. Daß dessen Frau Einwürfe machen würde, hatte er nicht gedacht; zu verschlagen, um seine Stimmung sogleich zu verrathen, sann er doch auf Rache bei sich bietender Gelegenheit.

Die Stadt gab einige Zeit später dem Großfürsten einen Ball und bat Frau Zaïonczek, die Bewillkommnung der Gäste zu übernehmen. Natürlich erhielt Frau Fridrichs keine Einladung.

Der Großfürst, mitten im Saal stehend, wünschte offenbar seiner üblen Stimmung Luft zu machen. Es war ja selbstverständlich, daß die Dame, welche mit dem Empfange der Gäste beauftragt war, sich mit dem vornehmsten, dem zu Ehren die Fete stattfand, besonders abgab, es gelang der Zaïonczek jedoch nicht, den Großfürsten zu unterhalten. Sonst sehr gesprächig, antwortete derselbe nur mit einzelnen rauh hervorgestoßenen Worten, griff dann plötzlich zu seinem Augenglas und betrachtete die Toilette der zu ihm Redenden. Die Toilette von Frau Zaïonczek war elegant und ganz reizend, ein junges Mädchen hätte sie darum beneidet.

Das Lächeln auf den Lippen Konstantins weissagte nichts Gutes. Frau Zaïonczek that, indem sie sich kluger Weise auf einen Angriff vorbereitete, als merke sie Nichts; die Stunde der Rache aber hatte beim Großfürsten geschlagen.

„Stets fünfzehn Jahr," rief er plötzlich, „das Alter, in welchem es Blüthen und Liebe giebt." Dabei besah er die Dame durch seine Lorgnette wiederholt von oben bis unten.

„Befehlen Sie, Monseigneur, daß ich mich zurückziehe?" lautete die Erwiderung, begleitet von einer Rückzugsbewegung.

Diese Ruhe, diese versteckte Drohung setzten den Großfürsten so in Erstaunen, daß er zunächst nicht wußte, was er sagen sollte, und dann sich in linkischer Weise entschuldigte: die Lacher waren nicht auf seiner Seite.

IV.

Die Verheirathung des Großfürsten Konstantin.

(1820.)

Der Landtag von 1818. — Die Rolle des Großfürsten Konstantin. — Die Statue des Prinzen Joseph Poniatowski. — Frau Broniec. — Johanna Grudzinska. — Frau Fridrichs. — Die Heirath. — Mißverständnisse. — Das der Frau des Großfürsten geschenkte Klavier. — Frau Weiß. — Die Herzogin von Lowicz.

Der 17. März 1818 war der denkwürdige Tag der Eröffnung des Landtages. Europa hörte voll Ueberraschung und Bewunderung die Worte eines Autokraten, die demselben von der Liebe zur Freiheit eingegeben waren. Alexander bewilligte einem Theil seiner Unterthanen liberale Einrichtungen!

„Mit Gottes Hülfe," so sagte er, „will ich diese wohlthätigen Beeinflussungen allen Ländern zu Theil werden lassen, welche die Vorsehung meiner Fürsorge anvertraut hat."

So erhielt auch Rußland das Versprechen, später derselben konstitutionellen Freiheiten theilhaftig zu werden, wie sie uns gewährt waren.

Die Nation war voller Vertrauen und hielt sich für berufen, ihre Rechte auszuüben. Inzwischen aber hatten die Absichten des Souveräns schon eine Aenderung erlitten. Drei der wichtigsten Punkte der Verfassung waren abgeändert worden. Bestehen bleiben sollte:

1. Das Recht, die individuelle Freiheit aufzuheben, „sobald der Vortheil des Landes dies erfordere."

2. Sollte das Budget der Berathung der Kammer nicht unterliegen, wenn der Monarch dies für passend hielte und

3. Sollte die Censur bestehen bleiben.

Trotzdem war die Eröffnungsrede des Kaisers die Apologie einer Regierung, die in Rechten wurzelt, welche von der Verfassung gewährleistet sind. Alle Zeitungen feierten den edelsinnigen Monarchen, der ein so leuchtendes Beispiel gab, ein Beispiel, welches hoffentlich in Deutschland nachgeahmt werden würde, wo doch das Volk für solche Einrichtungen schon reifer wäre.

Präsident des Landtages war General Krasinski, der Rußland ebenso ergeben war wie Zaïonczek. Er hatte vor diesem nur seine Geburt voraus und einen Rest militärischen Ruhmes, erworben mit mehr oder weniger Recht in den napoleonischen Kriegen.

Eines der außerordentlichsten Vorkommnisse während dieser Tagung war die Rolle, welche der Großfürst spielte. In seiner Eigenschaft als kaiserlicher Prinz hatte er ja Sitz und Stimme im Senat; aber, sei es, daß er seinen Widerwillen, sich zu fügen, darthun wollte oder daß sein Hang zum Sonderbaren ihn verleitete: er nahm ein Mandat als Deputirter der Vorstadt Praga an.

Konstantin holte sich Rath bei seinem Bruder, der ihn auf dem betretenen Wege weiter zu gehen ermunterte. Der Kaiser, fein, wie er war, sah ja voraus, daß die drohende Gestalt des Großfürsten dazu dienen würde, die Redner einzuschüchtern und den gefährlichen Ausbruch des polnischen Patriotismus hintanzuhalten.

Es war ein ganz neues, sonderbares Schauspiel, den muthmaßlichen Thronerben, Den, der vor Allen Mißbrauch mit der Macht trieb, sich als Verteidiger der Volksrechte aufspielen und zu einem Wächter der konstitutionellen Freiheiten werden zu sehen.

Während der fünfzehn Jahre, die dieses fürstliche Gaukelspiel währte, erschien Konstantin nur selten in der Kammer. Gesprochen hat er nur ein einziges Mal, und zwar französisch, in einer Frage über Fouragelieferungen. Nur eine Petition der Bevölkerung von Praga brachte er ein, es war auch die einzige, die beim Kaiser Erfolg hatte. Im Übrigen beschränkte er sich auf eine genaue Kontrolle der auf den Gängen zum Sitzungssaal aufgestellten Schildwachen und auf strikte Handhabung polizeilicher Vorschriften während der Sitzungsdauer. Mit einem Worte: er spielte mehr den Korporal als den Deputirten.

Sei es aus Höflichkeit für den Großfürsten oder aus Familienrücksichten: Alexander versäumte nie eine Parade; hernach widmete er sich ernsteren Beschäftigungen. Um zwei Uhr ging er zum zweiten Mal aus und machte Besuche bei den Damen, die sich seiner Auszeichnung erfreuten.

Eines Tages besuchte er auch mich, ich benützte die Gelegenheit, um Seine Majestät um Zustimmung zu der geplanten Errichtung einer Reiterstatue des Fürsten Joseph Poniatowski auf einem der öffentlichen Plätze Warschau's zu bitten. In meiner Eigenschaft als Erbin und nahe Verwandte desselben hatte ich wohl das Recht, die Bitte zu wagen.

Alexander geruhte, mir die Ermächtigung zu ertheilen und in bewegten Worten von den edlen Eigenschaften und dem heroischen Tode Dessen zu sprechen, dem man einen wohlverdienten, dauernden Beweis der Hochachtung geben wollte.

Am anderen Tage erhielt ich vom Kaiser eine sein Versprechen bestätigende Zuschrift. Er ertheilte die Genehmigung zu einer Subskription, die von der Armee mit der Zahlung eines dreitägigen Soldes eröffnet wurde. Das kaiserliche Dokument ist im Archive zu Willanow aufbewahrt worden.

Nachdem der Großfürst die Armee neu formirt hatte, ging er daran, auch in der Verwaltung ein System blinden Gehorsams einzuführen.

In allem dem Kaiser Paul, seinem Vater, ähnlich, verband er mit der Barbarei eines Mongolen die höflichen Formen des Weltmannes, bedacht war er besonders darauf, den Damen mit aller Ritterlichkeit zu begegnen; so kam es auch zu einer ganz unerwarteten Veränderung im häuslichen Leben der Kaiserlichen Hoheit.

Der Neugier, mit der das Publikum die unbedeutendsten Handlungen hoch über ihnen stehender Personen beobachtet, entgeht so leicht Nichts: die Warschauer bemerkten sehr bald, daß der Großfürst Konstantin häufig das Haus der Frau Broniec betrat. Diese Dame war nach Warschau gekommen, um die Erziehung von drei Töchtern, die sie aus ihrer ersten Ehe mit Herrn Grudzinski hatte, zu überwachen.

Johanna, die älteste der drei Schwestern, war die am wenigsten hübsche und wurde zunächst wenig beachtet; sie war klein, aber doch

wohlgestaltet, hatte blonde Locken, blaßblaue Augen mit ganz hellen Wimpern; sie war sanft und sehr graziös, besonders wenn sie tanzte, sie schien den Boden wie im Fluge kaum zu berühren, auf diese Weise war sie, wie man behauptete, eine Gavotte tanzend in das Herz des Großfürsten gerathen.

Frau Fridrichs, umgeben von Leuten, die ihr Alles hinterbrachten, was in der Welt, aus der man sie ausgeschlossen hatte, passirte, wurde eifersüchtig. Es kam zu Scenen zwischen ihr und dem Großfürsten, der seine neue Zuneigung, die ihm doch von Tag zu Tag mehr zu schaffen machte, glaubte, verheimlichen zu sollen.

Die Mutter Johannas, geschmeichelt von den Aufmerksamkeiten des hohen Herrn und zu beschränkt, um etwas Unpassendes bei der Sache und eine Gefahr zu finden, erleichterte die Besuche.

Mittlerweile sammelten sich Schmeichler und Stellenjäger um Johanna, die sich aber stets einfach, bescheiden und zurückhaltend betrug; die Liebe war ihr recht, aus allem Anderen aber machte sie sich Nichts! Man sah sie nie einen Schmuck, nie etwas Anderes tragen, als was ihre Schwestern auch trugen.

Das währte zwei Jahre, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, es habe eine heimliche Heirath, eine durchaus gesetzmäßige, allen Vorschriften des noch bestehenden Code Napoleon entsprechende Heirath stattgefunden.

Johanna Grudzinska hatte verlangt, daß ihre Ehe nach römisch-katholischem Ritus eingesegnet werden sollte. Die Zeugen waren außer den Eltern und Schwestern der Braut Herr de Novosiltzoff und der Arzt Dr. Czekierski.

Am Tage nach der Trauung besuchte der Großfürst seine alte Maitresse, die er an einen jungen Offizier Namens Weiß verheirathet hatte; er brachte Frau Weiß zu seiner jungen Gemahlin und sagte zu dieser bei der Vorstellung, er wünsche, beide Frauen möchten in freundlichen Beziehungen zu einander leben. Die „Großfürstin" aber lehnte sich dawider auf, der General wurde ärgerlich, und es stellte sich wie von selbst ein gegenseitiges Mißfallen ein, welches sich täglich steigerte. Das Publikum nahm Partei für die legitime Frau, die in ihren Erwartungen so grausam getäuscht worden war. Sie hatte bis dahin nur ein ganz oberflächliches Interesse erweckt: jetzt empfand man für sie tiefes Mitleid, noch dazu, als man sah, daß sie zu kränkeln

anfing. Die Rosen auf ihren Wangen waren einer Todesblässe gewichen, sie sah jetzt in ihren wirren blonden Haaren aus wie eine Ophelia. Sie suchte wohl ihren Kummer zu verstecken, allein ihr Gesicht trug zu deutlich die Spuren tiefen Seelenschmerzes; ihre Augen waren so glanzlos geworden, sahen so erstorben aus, daß man annehmen konnte, die junge Frau sehe überhaupt Nichts mehr, höre auch Nichts. In diesem Zustande sahen wir sie auf den Festen, die zur Feier ihrer Vermählung gegeben wurden; wie eine Maschine, die man in Gang gebracht hat, folgte sie ihrem Gebieter, ohne denselben anzusehen; sie setzte sich schweigend nieder, blieb bewegungslos sitzen bis zu dem Augenblick, da ein kurzer, bestimmter Befehl ihres Gemahls sie zwang, ihre leblose Hand dem Tänzer zu reichen, der sich vor ihr verneigte; langsam und ohne ein Wort zu sagen, erhob sie sich von ihrem Sessel, machte die nöthigen Tanzfiguren und ließ sich auf ihren Platz zurückführen. Der Großfürst that so, als merke er das Alles nicht, allein er sah finster aus und vermochte seine Mißstimmung nicht zu verbergen.

Diese Heirath, der Konstantin seine Rechte auf den Thron geopfert hatte, schien das Unglück beider Gatten zu sein. Während man nicht müde wurde, in allen Gesellschaften, zu Hause, auf der Straße, das Thema zu erörtern, traf der Kaiser wieder in Warschau ein, um der Eröffnung des zweiten Landtages beizuwohnen.

Er wurde natürlich sogleich gewahr, wie wenig Uebereinstimmung zwischen seinem Bruder und seiner Schwägerin bestand, ohne jedoch sogleich über den Grund unterrichtet zu sein.

Der Großfürst und seine Gemahlin ließen nicht das Geringste verlauten. Frau Weiß hatte es, gewitzigt wie sie war, gut verstanden, ihre noch fortbestehenden Beziehungen zum Großfürsten zu verbergen — ein Zufall aber brachte Alles zu Tage.

Alexander, der seiner Schwägerin ein Vergnügen bereiten wollte und bemerkte, daß ihr ein Klavier fehlte, überschickte ihr das werthvollste und schönste, das er bekommen konnte. Bei einer Morgenvisite, wie sie Konstantin besonders liebte, drang Frau Weiß bis in das Boudoir seiner Gemahlin und sah voll Erstaunen das wunderschöne Instrument. Da sie glaubte, es könne nur ein Geschenk des Großfürsten sein, so wurde sie wiederum eifersüchtig. Begierig, eine Probe ihres Uebergewichtes über die Gemahlin Konstantins, die sie zudem fortwährend ver-

letzte, zu geben, hatte sie die Unverschämtheit, von der Großfürstin die Herausgabe des Klaviers zu verlangen.

Es kam zu einer sehr heftigen Scene, die damit endete, daß das Instrument am anderen Tage den Salon von Frau Weiß schmückte.

Nun aber trat der Zufall in seine volle Rechte. Alexander speiste beinah täglich im Belvedere bei seinem Bruder; eines Tages, gelangweilt von dem Einerlei, schlug er seiner Schwägerin vor, in ihrem Boudoir ein wenig Musik zu hören und sich am Duft der Blumen zu ergötzen.

Der Großfürst versuchte es, den Kaiser mit Scherzen auf einen anderen Gedanken zu bringen, während die Großfürstin in Thränen ausbrach und keines Wortes fähig war.

Alexander schöpfte Verdacht; er hatte sich nicht so leicht bereit finden lassen, in die Scheidung*) der ersten und in die Schließung der zweiten Ehe seines Bruders einzuwilligen; aber da er Konstantin gern von der Thronfolge ausschließen wollte, hatte er im zweiten Fall schnell eingewilligt, auch hoffte er Constantins Glück zu begründen.

Der Kaiser wußte jetzt woran er war, und gab Befehl: Frau Weiß habe Warschau sofort zu verlassen.

Nun stellte sich allmählich eine vollkommene Harmonie bei beiden Gatten ein: die Großfürstin blühte wieder auf, von dem überstandenen Leid blieben kaum Spuren in ihrem Gesicht zurück, und die Zuneigung Constantins schien von Tag zu Tag zuzunehmen.

Alexander, dem Johanna Alles verdankte, ging in seinem Wohlwollen für sie noch weiter. Aus Rücksicht für seine Mutter konnte er der Frau seines Bruders den offiziellen Titel einer Großfürstin nicht zugestehen; um sie zu entschädigen, schenkte er ihr das Herzogthum Lowicz, und so wurde sie zur — Herzogin von Lowicz.

---

*) Konstantin hatte sich im Jahre 1796 mit Julie Herzogin von Koburg verheirathet, welche einige Jahre später aus Petersburg entfloh und zu ihrer Familie zurückkehrte.

Schlußbemerkungen der Gräfin.

Hier enden meine Aufzeichnungen. Wenn ich von nun an noch Etwas schreiben sollte, so wird es in unzusammenhängender Form geschehen, nur um wichtige, in meiner Erinnerung haftende Begebenheiten zu registriren.

Das stets zunehmende Unglück des Landes und persönlicher Kummer haben mir nicht allein den Wunsch, sondern auch die Fähigkeit genommen, mich mit meinen Erinnerungen zu beschäftigen. Es widersteht mir, Andere anzuklagen, um mich selber zu rechtfertigen. Auch haben mich Rousseau's „Bekenntnisse", die ich erst lange, nachdem ich zu schreiben angefangen hatte, las, belehrt.

Trotz seines unanzweifelbaren Talentes und seines bewundernswerthen Stiles verfällt Rousseau zuweilen in leeres Geschwätz. In seiner außerordentlichen Eitelkeit hat er sich eingebildet, daß es Leute gäbe, denen es gestattet wäre, sich der Nachwelt gegenüber gehen zu lassen, obwohl diese doch selten nachsichtig gegen Den ist, der sie für Persönlichkeiten interessiren will.

Es ist ein seltsames, peinliches Gefühl, welches Einen überkommt, wenn man nach langem Leben einen Blick rückwärts thut.

Wieviel Ereignisse, die uns bedeutsam erscheinen, sind vergessen zu werden bestimmt! Wieviel vergeudeter Thatendrang, wieviel vernichtete Hoffnungen, wieviel erlahmter Ehrgeiz, erkaltete Begeisterung..., wie viele leidenschaftlichen Empfindungen, die als unbesiegbar gelten — Alles von der Zeit zerstört! Wieviel Wichtigkeit wurde elenden Interessen, die keine Spur hinterlassen, beigemessen.

Wie unzählig viele Menschen sind verschwunden! Die Einen früh

hinweggerafft, die Anderen nach langem, saurem Lebenslauf. Wie viele Thaten, wie viele Namen, die der Unsterblichkeit werth schienen, sind hinabgeworfen in den Abgrund, der Alles verschlingt, während weniger verdienstvolle Leute emporkamen, weil sie mit wichtigen Ereignissen verknüpft sind.

Man war Zeuge vieler dramatischer Scenen, man ist mit Anderen dem Verderben entgegengelaufen — Rufe der Freude, Schreckensschreie — Alles klingt unter einander!

Sind wir, dem Ende nah, klüger? Sind wir gewappnet gegen das Unglück und den Beschlüssen des Schicksals unterwürfig?

Ach! Der Mensch hört nicht auf zu leiden und zu hoffen, als bis es aus ist mit dem Leben! Das Alter mäßigt, verändert das Wesen unserer Eindrücke, beseitigt sie aber nicht.

Genealogie der Poniatowski.

Stanislaus Ciolek Poniatowski (1678—1720), Freund und Waffengefährte Karl XII, Vogt von Krakau, vermählt am 14. September 1720 mit **Constanze Czartoryska.**

- Casimir (1721—1800) Oberkämmerer, vermählt mit Apollonia Ustrzycka.
  - Prinz Stanislaus (1754—1833.)
  - Constanze (1756—1830), vermählt 1775 mit Ludwig Graf Tyszkiewicz.
    - Anna Gräfin Potocka (4) und Gräfin Wonsowicz (1776—1867).
      - August Potocki (1803—1866).
        - Julie Gräfin Ladislaus Branicka.
        - Roman Potocki. —
        - Clementine Gräfin Johann Tyszkiewicz.
        - Joseph Potocki.
      - Nathalie Potocka Fürstin Sanguszko (1807 bis 1830).
        - Marie Gräfin Alfred Potocka.
- Franz (1723 bis 1758) Abt von Krakau.
- Louise (1728 bis 1797) Gräfin Zamoyska.
  - Ursula (2) Gräfin Miniszech.
- Isabella (1) (1730 bis 1808) Gräfin Branicka.
- Stanislaus August (1732—1798) König von Polen.
- Andreas (1734 bis 1773) vermählt mit M. T. Kinsky.
  - Maria Theresia (3) (1765—1834) Gräfin Vincent Tyszkiewicz.
  - Joseph (1763—1813) Marschall des Kaiserreiches.
- Michael Georg (1736—1794) Primas von Polen.

Moritz Potocki (1812—1880).

- August —
- Nathalie —
- Marie Gräfin Zamoyska und Fürstin Lubomirska.
- Eustache —

(1) Frau von Krakau.
(2) Gräfin de la Plaque.
(3) Begraben zu Valençay.
(4) Verfasserin dieser Memoiren.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Napoleon I. Tagebuch von St. Helena.

Geführt von Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

2 Bände. Preis brosch. à Bd. M. 4.60, geb. à Bd. M. 5.60.

Napoleon I. in Bild und Wort.

Von Armand Dayot.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildern, Karikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.

In prachtvoller Ausstattung. Gr. 8°.

In 34 Lieferungen à 60 Pf., complet brosch. M. 21.—.

Hochelegant gebunden, mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation und unterlegtem Roth-Sammet.

Preis M. 25.—.

— Bereits ca. 4000 Exemplare verkauft! —

Die Marschälle Napoleon I.

Von Désiré Lacroix.

Mit Abbildungen der Generäle zur Zeit Napoleon I.

In 14 Lieferungen à 60 Pf., complet brosch. M. 9.—, hocheleg. geb. M. 13.—.

Volksausgabe: brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Napoleons Feldzug in Rußland von 1812.

Mit ca. 100 Originalvollbildertafeln und Textillustrationen.

Von Faber du Faur

ehemal. württemb. Artilleriemajor in der 3. Armee (Marschall Ney).

Mit Text von Major von Kausler

ehemal. württemb. Generalstabsoffizier.

— In prachtvollster Ausstattung. —

In 17 Lieferungen à 60 Pf.,

complet broschirt M. 12.—, hochelegant gebunden M. 16.—.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot

Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan.

Ein Zeit- und Lebensbild.

Nach Briefen der Baroneß an Frau v. Alvensleben, geb. Baronesse Loë.

Bearbeitet von ihrem Urenkel

Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg).

Reich illustrirt. 25 Bogen gr. 8°.

2. vermehrte u. verbesserte Auflage. 4. bis 6. Tausend.

Preis brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.

Das Werk hat ungeheuren Beifall gefunden, und es sind in wenigen Monaten verschiedene tausende abgesetzt worden.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Directorium, Consulat und Kaiserreich
1795—1815.

Von Paul Lacroix.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit über 400 Textillustrationen, Vollbildertafeln etc.

Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern, Stechern und Architekten.

In 31 Lief. à 60 Pf. Preis brosch. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Napoleon I. in der Karikatur.

Von John Grand-Carteret.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 160 Illustrationen.

14 Bogen gr. 8°. Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Napoleon I. und die Frauen.

Von Friedrich Masson.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 11 Vollbildertafeln.

Preis broschirt M. 3.60, gebunden M. 4.60. 5. Auflage.

Napoleon I. zu Hause.

Von Friedrich Masson.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 12 Vollbildertafeln.

Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60. 3. Auflage.

Die Generalin Bonaparte.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 11 Illustrationen.

20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Kaiserin Josephine.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 9 Illustrationen.

20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

☞ Zu haben in allen Buchhandlungen. ☜

Die Schwestern Napoleons

(Prinzessin Elisa, Pauline Borghese).

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit 5 Illustrationen.

20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Der König von Rom.

Von Ch. Laurent.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit Illustrationen.

22 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Caroline Murat, Königin von Neapel.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit Illustrationen. Preis broschirt M. 3.60, gebunden M. 4.60.

Die Königin Hortense.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit Illustr. 2 Bände. Preis brosch. à M. 3.60, geb. à M. 4.60.

Das Liebesleben Napoleon I.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Welt und Halbwelt

unter dem Konsulat und dem I. Kaiserreich.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.

Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Bürgerin Tallien.

Ein Frauenbild aus der Zeit der französischen Revolution.

Von Joseph Turquan.

Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein.

Ca. 20 Bogen gr. 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

☞ Zu haben in allen Buchhandlungen. ☜

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

N. P. LERCHES
BOGBINDERI
SKAGEN

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DK
4355
P664A3
1899
v.1
c.1
ROBA

006008711079